

CLEMENS KNOBLOCH

Grammatisch-semantische Studien zum Adjektiv im Deutschen



CLEMENS KNOBLOCH

**Grammatisch-semantische Studien
zum Adjektiv im Deutschen**

CLEMENS KNOBLOCH

**Grammatisch-semantische Studien
zum Adjektiv im Deutschen**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Satz und Layout:

universi – Kordula Lindner-Jarchow M.A.

Umschlagmotiv:

Klaus Keller (<https://de.wikipedia.org> unter CC-BY-SA)

Druck und Bindung:

UniPrint, Universität Siegen

Siegen 2022: universi – Universitätsverlag Siegen

www.uni-siegen.de/universi

ISBN 978-3-96182-128-0

doi.org/10.25819/ubsj/10169

Der Band erscheint unter der
Creative Commons Lizenz CC-BY-SA



| INHALT

[0] Einleitung:	9
Teil I	
[1] Zur Einführung in die Grammatik des Adjektivs: Adjektive im Text	17
[2] Zur Morphologie des Adjektivs im Deutschen	41
[3] Zur Semantik der Adjektive im Deutschen	55
[4] Grammatisch-semantische Exkurse	91
[5] Zwischen Determinantien und substantivischem Nukleus	115
[6] Adjektivische Pronomina und Formadjektive	129
[7] Relationsadjektive: Synchronie und Diachronie	151
[8] Die janusköpfigen lexikalischen, primären und dimensionalen Adjektive	177
[9] Adjektiv und Evaluation	197
[10] Das attributive Adjektiv im Spracherwerb	221
[11] Die Reihenfolge attributiver Adjektive	237

[12] Ein Blick auf die Wortbildung des Adjektivs	255
[13] Zusammenfassung und Schlussbemerkung	275
[14] Zitierte und verwendete Literatur	297

Teil II

[15] Das attributive Adjektiv und seine Umfeldler	315
[16] Adjektive: koreferentiell, kokonzeptuell, koprädikativ	341
[17] Noch einmal: Relationsadjektive im Deutschen	373

Tod dem Adjektiv

Das Adjektiv ist eine Erfindung der Leute, denen die Dinge nicht genug waren, wie sie waren. Es dient zur Verschleierung. Ein *großes* Pferd ist nichts vor meinem Auge, ein Pferd aber steht.

Ich habe die Adjektive benutzt, weil ich die Wirklichkeit lächerlich fand gegen die „Erhabenheit“ meiner Gefühle. Mit den Adjektiven wollte ich meine Meinung in das Gedicht einschmuggeln, einen Blick an die Dinge schreiben, die ich sah. Die Gedichte, die herausgekommen sind, sind ein (kalter) Schnee, weil sie hin- und herwanken zwischen mir und den Dingen, die in den Gedichten zu sehen sind, weil sie undeutlich waren. Ein Krieg ist ein Krieg und kein schrecklicher Krieg. Schrecklich kann ich ihn vielleicht finden, weil meine Großmutter von den Soldaten gefressen wurde. Wenn ich ihn so finde, muss ich erzählen, dass meine Großmutter von den Soldaten gefressen wurde, und das ist alles. Wenn ich schreibe, dass der Krieg schrecklich war, bringe ich mich ins Spiel, mich, den kein Leser kennt und dessen Meinung jedem in folgedessen weitgehend gleichgültig ist.

Wenn ich einen kenne und weiß, welche Maßstäbe er hat (was lange dauert oder nie eintritt), wenn ich ihn genau kenne und er sagt: „Eine schöne Frau“, dann kann ich mir darunter etwas vorstellen, weil ich aus den Erfahrungen mit seinem Geschmack weiß, welche Frauen er „schön“ findet. Ich weiß, auf welchem Boden das Wort gewachsen ist, weil ich den Bauer kenne, dem der Boden gehört und der ihn bestellt. Welcher Leser aber kennt welchen Schreiber und weiß also, was er meint, wenn er ein Adjektiv über das Ding stülpt. Keiner. Das letzte, was der Leser tun kann, ist, seine Vorstellung in das Ding abfüllen, aber das ist natürlich Scheiße, denn dann sollte er sich seine Gedichte und Geschichten selber schreiben. Dazu braucht er mich nicht. Aus diesen Gründen muss das Adjektiv gekillt werden, wenn ich es treffe.

Thomas Brasch: Aus den Tagebüchern
(In: *Sinn und Form* 64,2 / 2012)

| Einleitung

Adjektive haben einen schlechten Ruf, nicht nur bei Lyrikern wie Thomas Brasch, die sie für entbehrlich halten, weil sie allenthalben die Wertungen des Sprechers einschmuggeln in die Darstellung dessen, was ist, und zwar meist, ohne sie als Wertungen kenntlich zu machen. *Schön* kommt darstellungstechnisch, als handele es sich um eine „Eigenschaft“ des so Bezeichneten und nicht um eine Wertung des Sprechenden.

Ein ganz anderes, nachgerade entgegengesetztes Bild von den Adjektiven haben die (nach wie vor verbreiteten) logisch-positivistischen Theoretiker der Sprache. Für sie stehen Adjektive für die einfachen sinnlich erfahrbaren Merkmale der wirklichen Referenten, auf die sie sich grammatisch beziehen. Der Ausdruck ein *rotes Auto* kann mühelos verifiziert (oder falsifiziert) werden an den von uns geteilten Erfahrungsgegenständen. Wir wissen, für welches Merkmalsbündel der Ausdruck *Auto* steht, und das Farbadjektiv *rot* spezifiziert ein einzelnes sinnliches Merkmal des solchermaßen konzeptualisierten Referenten. Wenn jemand sagt: *Schau mal, das rote Auto!*, dann wissen wir, wonach wir suchen müssen. Solche „sensualistischen“ Theorien des Adjektivs sind historisch äußerst beständig, sie entsprechen einer bei Laien und Linguisten gleichermaßen verbreiteten *linguistic ideology*, mit der wir uns als Sprachbenutzer das Funktionieren der Sprache und der Grammatik zurechtlegen. Dass schon das Urteil *grober Unfug* mit dieser Theorie kaum plausibel erklärt werden kann, tut ihrer Wirkung keinen Abbruch. Dennoch identifizieren wir gerne, das Substantiv mit dem „Gegenstand“ und das Adjektiv mit einer „Eigenschaft“ desselben. Bei näherer Betrachtung scheint es gar, dass der Dichter Brasch und die neopositivistischen Epistemiker in dieser Hinsicht gar nicht so weit auseinander liegen. Der eine

meint: die „Eigenschaft“ ist etwas, was der Sprecher hinzutut, der andere meint: die „Eigenschaft“ gehört zum bezeichneten Gegenstand selbst.

Der Sprachwissenschaftler wird beiden Positionen widersprechen müssen, und gegenüber der einen darauf bestehen, dass nicht nur die Adjektive etwas sind, was der Sprecher den Dingen und Verhältnissen hinzufügt, sondern alle Sprachsymbole. Gegenüber der anderen Position wird er darauf bestehen, dass alle Sprachsymbole nicht umstandslos von den Dingen und Verhältnissen „da draußen“ handeln (und auch nicht bloß von sich selbst), dass ihre Leistung eben darin besteht, das, wovon sie handeln, aktiv gegen sich selbst abzusetzen: das „Gemeinte“, was bisweilen, aber keineswegs immer mit den (gedeuteten) Gegenständen und Sachverhalten „da draußen“ in eins fällt.

Aus einer darstellungstechnisch ernüchterten Perspektive sind die Wörter, die in der grammatischen Tradition als „Adjektive“ kategorisiert werden, zunächst dadurch gekennzeichnet, dass sie im Symbolfeld auf modifizierende Positionen spezialisiert sind. Das heißt: Während Verben Leerstellen für die von ihnen verbundenen Argumente haben, verfügen Adjektive kategorial über eine Leerstelle für die von ihnen jeweils modifizierte (ihnen syntaktisch übergeordnete) Position im Symbolfeld. Dass Adjektive darüber hinaus auch selbst ergänzt und modifiziert werden können, versteht sich und ändert nichts an ihrer kategorialen Architektur.

Die Versuche, grammatische Wortklassen wie die „Adjektive“ semantisch, d. h. über ihren Beitrag zur Analyse der außersprachlichen Wirklichkeit zu bestimmen, haben eine ehrwürdige, Jahrtausende alte, bis in die Antike zurückreichende Tradition. Entsprechend groß sind die Widerstände, mit denen zu rechnen hat, wer diesen Pfad verlässt oder auch nur in Frage stellt. Gegenüber dieser Tradition wirken bereits „darstellungstechnische“ Analysen der grammatischen Wortarten provokativ. Es ist die (philosophische) „Als-ob“-Tradition, die auch den Blick auf die darstellungstechnische Seite grammatischer Kategorien freilegt: Attributive Adjektive imponieren uns als Kodierungen von Eigenschaften der von ihnen modifizierten Substantive bzw.

ihrer Referenten. Bei den Farbadjektiven gefällt uns das, weil wir (solange wir uns nicht mit den Feinheiten der Farbkonstanzeffekte, der Helligkeit/Dunkelheit, der Wahrnehmungsphysiologie etc. befassen) der Meinung sein können, „Farbe“ sei eine inhärente Eigenschaft der „bunten“ Dinge. Die klassischen Studien zum Gebrauch von Farbadjektiven (allen voran Berlin & Kay 1969) suggerieren objektive, von der Physiologie der Farbwahrnehmung her bestimmte Ordnungen in den Sprachen der Welt. Selbst die Signalkonventionalisierung von Farbwerten im Ampelsystem (rot = anhalten, gelb = Phasenende und -übergang, grün = freie Fahrt) setzt voraus, dass wir die Farben identifizieren und ihren Signalwerten zuordnen können. Tun sie das wirklich? Kritiker haben vergnügt daran erinnert, dass auch komplett Farbenblinde gut mit der Ampel zurechtkommen, weil sie auf eine andere Signaldimension umstellen können: rot ist oben, gelb ist Mitte und grün ist unten. Allenthalben haben wir es mit Mehrfach- und Überkodierungen zu tun.

Die Sprachwissenschaftler freilich müssen sich fragen lassen, ob der Imperativ „Halt!“ zum Bedeutungsspektrum des Farbadjektivs *rot* gehört und der Imperativ „Gehen/Fahren!“ zum Bedeutungsspektrum von *grün*. Und wenn jemand *rot sieht*, bleibt er gewöhnlich gerade nicht stehen. Wenn ich einen Freund begrüße mit der Äußerung: *Bei Dir alles im grünen Bereich?*, dann rekurriere ich offenbar problemlos auf Bedeutungsvarianten von *grün*, die bei Berlin & Kay (1969) gar nicht gedacht werden können, Sprachbenutzern aber offenbar nicht die geringsten Schwierigkeiten machen. Eine alternative Erklärung würde den Ausdruck *Alles im grünen Bereich?* idiomatisieren. Aber auch das ist insofern keine sehr befriedigende Lösung, als der Terminus „idiomatisch“ entweder das Sprechen generell kennzeichnet oder aber eine Sphäre der „eigentlichen“ oder „wörtlichen“ Verwendung von sich unterscheidet. Aber was ist die eigentliche Bedeutung des Adjektivs *fein*, das man außerhalb seiner Beziehung zum jeweils modifizierten Ausdruck (oder zu einem Antonym: *fein/grob*) kaum schlüssig definieren kann?

Das Adjektiv steht (wie alle schulgrammatischen Wortartbegriffe) für eine hybride Konstruktion. Es kombiniert heterogene

Gesichtspunkte: ein Spektrum typischer syntaktischer Verwendungsmöglichkeiten, morphologische Besonderheiten, semantische Eigenschaften. Das Adjektiv verschärft aber durch seine Position „zwischen“ den anderen Hauptwortarten die Probleme derart hybrider Wortklassen, hat es doch Berührung und Überschneidung mit buchstäblich allen anderen Hauptwortarten. Notorisch sind die Überschneidungen zum Adverb: Die schulgrammatische Tradition spricht dann von „Adverbien“, wenn es keine attributive Flexion gibt (und ansonsten von „adverbial gebrauchten Adjektiven“). Das ist erkennbar eine Verlegenheitskonstruktion. In den Partizipien berührt die Wortart Adjektiv die Sphäre des Verbs. In den auf prädikative Verwendung beschränkten Adjektiven des Typs *schuld*, *pleite* überschneidet sie sich mit Substantiven. Und im Einsatz als Intensivierungs- und Gradierungsmittel (*mächtig kalt*, *elend heiß*, *verdammst wichtig*, *echt gut*...) überschreiten Adjektive regelmäßig die Grenze zur notorischen Restklasse der „Partikel“. Daraus folgt, dass wir als Grammatiker beständig zwischen den identifizierenden Kriterien „springen“ müssen, wenn wir eine einheitliche Wortart Adjektiv erhalten wollen. Unter morphologischen Gesichtspunkten sind die Partizipien saubere Adjektive. Fangen wir dagegen syntaktisch an, beginnen Part. I und Part. II sich erheblich zu unterscheiden (Part. I ist für den kopulaprädikativen Gebrauch blockiert: **das Kind ist schlafend*; Part. II ist an der Bildung verbaler Periphrasen beteiligt). Und wie bringen wir die Intensivierungspartikel *echt* oder *elend* (in *echt gut*, *elend heiß* etc.) in der lexikalischen Adjektivbedeutung unter?

Solche Verlegenheiten sollten indessen kein Grund für Verzweiflung sein, sondern Anlässe, die Techniken des sprachlichen Symbolfeldes besser zu verstehen.

Der folgende Band besteht aus zwei Teilen. Den ersten Teil bildet eine ausgearbeitete Vorlesung zur Wortart Adjektiv im Deutschen, entworfen mit dem Anspruch, nicht einfach zu kompilieren, was Grammatiker und Linguisten in der Vergangenheit über das Adjektiv geschrieben haben, sondern Verbindungen herzustellen zu allgemein sprachtheoretischen Fragen. Der Text bewahrt Stil und Adressierung einer Vorlesung (und ist nicht

frei von Passagen, in denen bereits besprochene Themen wieder aufgenommen und vertieft werden). Die Bibliographie am Ende des ersten Teils enthält auch Titel, die zur weiteren Lektüre empfohlen werden, aber nicht im Text zitiert werden. Auf die einleitenden Kapitel der Vorlesung folgen dann noch drei selbständige und weiterführende Aufsätze zu Adjektivproblemen, die jeweils eine eigene Bibliographie haben.

Was die zugrundeliegende Empirie betrifft, so kann man sie nur als „gemischt“ bezeichnen. Sie ist kompiliert aus ganz konventionellen Beispielsammlungen und konstruierten Fällen, nutzt aber auch exemplarisch die Teilkorpora (und vor allem die Wortprofile) des *Digitalen Wörterbuchs der Deutschen Sprache* (DWDS). Es handelt sich aber nicht um eine konsequent korpusbasierte Untersuchung, und quantitative Fragen bleiben weitgehend ausgeklammert. Die Daten des DWDS dienen lediglich der Illustration und der Veranschaulichung häufiger Umgebungen und Verwendungsweisen einzelner Adjektive.

Zu danken habe ich den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Vorlesung sowie dem Siegener Universitätsverlag/*universi*.

TEIL I

| Kapitel 1

Zur Einführung in die Grammatik des Adjektivs / Adjektive im Text

Inhalt: Zur Identifizierung von Adjektiven im Text; die Trias der syntaktischen Funktionen von Adjektiven: attributiv, prädikativ (kopradikativ), adverbial; „Ich sehe was, was Du nicht siehst, und das ist ADJ!“; Adjektiven fehlt die „identifizierende“ und Objekt-klassen bildende Funktion; Deskription, Restriktion und Modifikation; Verwendungsweisen und Eigenheiten; Adjektiv und Adverb im Deutschen (und anderswo).

Rein quantitativ betrachtet bilden die Adjektive im Deutschen die drittgrößte offene, lexikalische Wortklasse. Die größte bilden (natürlich, ist man geneigt zu sagen) die Substantive – schon darum, weil durch morphologische und syntaktische Umkategorisierung (etwa mit Hilfe von Artikelwörtern: *das Für und das Wider, das Ja, das Ich, das Wandern, das Grün...*) jedes nicht-substantivische Lexem sekundär in ein Substantiv verwandelt werden kann. Ähnlich wie die Wortklasse Verb besteht auch die Wortklasse Adjektiv im Deutschen aus einer relativ geringen Zahl „primärer“ oder morphologisch einfacher Lexeme vom Typ:

Groß/klein, alt/neu, breit/schmal, grau, wild, scharf, müde, edel, lecker, bitter...

Die genannten Zahlen der primären und einfachen bewegen sich meist zwischen 150 und 200 (Eichinger 2005). Die meisten von ihnen sind in der unflektierten Grundform einsilbig (und in

den Flexionsformen (*große, kleiner, schmales...*) dann aus einer tontragenden Stamm- und einer Reduktionssilbe mit Schwa aufgebaut („trochäisch“). Diejenigen primären Adjektive, die schon in der Grundform aus Ton- und Schwasilbe zusammengesetzt sind (*edel, lecker, bitter, leise, müde...*), gelten gelegentlich als mit „Pseudosuffixen“ gebildet.

Diesen 150 bis 200 „primären“ Adjektiven stehen abertausende von sekundären, aus anderen Wortklassen (vor allem Substantiven, aber auch Verben und Adverbien) gebildete Adjektive gegenüber:

Fruchtbar, scheinbar, spielbar, täglich, heutig, jetzig, häuslich, mutig, äffisch, spielerisch, harmlos, scheinchenweise, generalstabsmäßig...

Auch die Zahl der mit „Fremdsuffixen“ gebildeten sekundären Adjektive ist nicht unbeträchtlich:

Formal, relational, nominell, linguistisch, primitiv, objektiv, inflationär, fatal...

Groß ist auch der sekundäre Zuzug zur Adjektivklasse aus den (deverbale) Partizipien, die ja im Grunde nichts anderes sind als Verbaladjektive und infolge dessen leicht die Klasse wechseln. Entstanden aus umgedeuteten Partizipien sind beispielsweise:

Spielend, angesehen, aufgeregt, laufend, blendend, beschränkt, ausgezeichnet, verrückt...

Ein Kriterium für den Übergang vom Partizip zur Wortklasse Adjektiv ist der Verlust der adverbale Argumentrollen. Ein *mit vielen Preisen ausgezeichnete Pianist* muss kein *ausgezeichnete Pianist* sein. Und während wir *spielend* in *das spielende Kind* als Partizip, als Verbalform, verstehen, ist es im Satz *Das schaffen wir spielend* ein (adverbiales) Adjektiv.¹

1 Auf die (notorisch umstrittene) Unterscheidung von Adjektiv und Adverb komme ich zurück.

Anders als bei den Verben, deren sekundäre Vielzahl auf Präfigierung und Partikelanlagerung (bei den so genannten trennbaren Verben des Typs *aufstehen* – *ich stehe auf*) beruht, haben wir es bei den sekundären Adjektiven mit Suffigierung zu tun. Das einzige nennenswerte Präfix in der Adjektivbildung ist das Negationspräfix *un-*, das aber als Präfix die Wortart der Ableitungsbasis unverändert lässt (*schön* ist Adjektiv, *unschön* auch). Daneben gibt es als präfigierte Bauelemente in der Wortbildung des Adjektivs in der Hauptsache graduierende „Präfixoide“ des Typs *uralt*, *saudumm*, *erzgescheit*, *affengeil* etc. (zur Wortbildung des Adjektivs mehr in Kap. 12).

Traditionell ist im Deutschen die Grenzziehung zwischen Adjektiven und Adverbien (der kleinsten offenen Lexemklasse) problematisch (zur Diskussion jetzt Telschow 2014, Schwenk 2015). Das liegt daran, dass so gut wie alle deutschen Adjektive ohne zusätzliche morphologische Kennzeichnung auch adverbial gebraucht werden können, anders als im Englischen und Französischen, wo die Morphologie explizite Kennzeichnung adverbialer Verwendungen vorschreibt (*-ly*, *-ment*). Wo ein lexikalisches Adverb stehen kann, da kann im Deutschen gewöhnlich auch ein „normales“ Adjektiv stehen:

Maria singt gern, heute, jetzt – *Maria singt schön, gut, schrill*

Grammatisch-semantisch betrachtet gibt es im Deutschen Adjektive, die, weil sie eher Handlungen als Objekte modifizieren, für „adverbialer“ (wenn dieser Komparativ erlaubt sein sollte) gelten als andere: Leisi (1975: 42) nennt:

Schnell, langsam, rasch, laut, leise schrill...

Er könnte auch *vorsichtig, aufmerksam* und viele andere mehr nennen. Das bedeutet wohlgemerkt nicht, dass die einschlägigen Adjektive bzw. Adverbien nicht attributiv mit Substantiven verbunden werden können. Man spricht durchaus auch von Personen als *schnell, laut, vorsichtig*, meint aber damit eine Disposition zu Handlungen, die solchermaßen gekennzeichnet

werden können. Dennoch ist die Bedeutung solcher „adverbialer Adjektive“ (nach Leisi 1975) eher zur Modifizierung von Verben geeignet. Die attributive Position ist freilich (wie noch zu zeigen sein wird) äußerst plastisch und aufnahmefähig für die verschiedensten grammatisch-semantischen Relationen.

Während so gut wie alle Adjektive auch adverbial gebraucht werden können, fällt es auf, dass primäre und unflektierbare Adverbien (wie *hier, dort, jetzt, heute, damals, einst...*) für den Wechsel in die attributive Verwendung unbedingt einer explizit morphologischen Ableitung bedürfen, die stets auf *-ig* gebildet wird: *hiesig, dortig, jetzig, heutig, damalig, einstig*.

Gehen wir zunächst einen banalen Alltagstext durch und erproben dabei, ob wir auf Fälle, Konstruktionen, Lexeme, Verwendungen stoßen, bei denen wir Zweifel haben (können), ob sie der Wortart Adjektiv zugerechnet werden können. Zur Erinnerung: Wortarten wie Adjektiv gelten als notorisch „unordentlich“, weil sich in der grammatischen Praxis ihrer Klassifizierung semantische, syntaktische und morphologische Gesichtspunkte überschneiden, mit dem Ergebnis, dass z. B. *wandern* unzweifelhaft lexikalisch ein Verb ist, die Form *das Wandern* aber zweifellos syntaktisch ein Substantiv. Analog: Wie klassifiziert man *verdammt* in der Phrase *ein verdammt lustiger Film*? Morphologisch ist es ein Partizip II von dem Verb *verdammen*, syntaktisch ist es adverbialer Modifikator zu *lustig* (für manche auch bloße Gradierungspartikel), obwohl man es auch als bewertendes Adjektiv klassifizieren und attributiv verwenden könnte:

Dieser verdammte Wagen springt wieder nicht an!

Weiterhin gibt es auch Abgrenzungsschwierigkeiten zwischen Adjektiven und Modalwörtern bzw. Modaladverbien, weil etliche Adjektive auch als Modalwörter gebraucht werden. Man vergleiche:

A: *Hast Du abgeschlossen?*

B: *Natürlich!*

Auf der anderen Seite ist *natürlich* auch ein Adjektiv mit dem Antonym *künstlich*. Mit dem Doppelsinn spielt der Linguistenwitz:

A: *Sind die Blumen künstlich?*

B: *Natürlich.*

A: *Ja was denn nun? Künstlich oder natürlich?*

B: *Künstlich natürlich!*

„Logisch“ gesehen sind Modalwörter Prädikate über eine Proposition. Im Ausgangsbeispiel prädiziert *natürlich* die Sicherheit des Sprechers, dass er abgeschlossen hat.

Aber schauen wir erst einmal einen kleinen, mehr oder minder zufälligen Zeitungstext an:

Text: *Letzte* Woche verhafteten die *venezolanischen* Behörden Antonio Ledezma, den Bürgermeister von Caracas. Von 76 *oppositionellen* Bürgermeistern sind nun 33 in Haft oder stehen vor Gericht. *Offizielle venezolanische* Nachrichtenkanäle sprechen im Fall Ledezma von einem *verhinderten* Staatsstreich – unterstützt durch die USA. Es ist von außen sehr *schwer*, diese Vorwürfe zu bewerten. Zweifel sind jedoch *angebracht*. Venezuelas Wirtschaft befindet sich im *freien* Fall. Die Menschen leiden an einem *rasanten* Verlust ihrer Kaufkraft und Versorgungsengpässen. Noch nie war die Zustimmung für die *regierenden* „Chavistas“ so *gering* wie heute und im Herbst stehen eigentlich Wahlen vor der Tür. *Gut möglich*, dass die „Bolivarische Revolution“ nach *siebzehn* Jahren an ihren *eigenen* Fehlern zu Grunde geht. Eine *besondere* Bedeutung sollte man dabei der *fehlgeleiteten* Wirtschaftspolitik zuweisen.

Letzte: attributiv, deiktisches Orientierungsadjektiv ohne Grundform, wie *vorig-*

Venezolanisch: deonymisch (vom Eigennamen *Venezuela* abgeleitet) attributiv

Oppositionell, offiziell: attributive, deriviert (mit Fremdwortsuffix)

Verhindert: Part. II, attributiv

Schwer: prädikativ

Angebracht: departizipial, prädikativ

Frei: attributiv, idiomatisch *im freien Fall*

Rasant: attributiv

Regierend: attributives Partizip I

Gering: prädikativ

gut möglich: prädikativ gebrauchtes Modaladjektiv

Siebzehn: Numerale, adjektivisch gebraucht, fraglich

Eigen: attributiv, phorisch, Einzelfall

Fehlgeleitet: Part. II, attributiv

Wie immer findet man in solchen Zufallstexten einiges Interessante und Strittige. Z. B. sind attributiv gebrauchte Zahlwörter nicht (oder nur sehr eingeschränkt, vgl. *der Besuch zweier/*zehner Gäste*) flektierbar. Ob die Anzahl der Referenten eine „Eigenschaft“ derselben ist, bleibt eine philosophische Frage, zu der Linguisten nichts Sachdienliches zu sagen haben. *Eigen* in Konstruktionen wie *seine eigene Mutter* gehört zweifellos eher zum Possessivpronomen und unterstreicht dessen phorischen oder deiktischen Rückbezug. Es kommt allerdings auch ohne das Possessivpronomen vor und funktioniert sodann wie dieses als Hinweis auf einen Possessor: *Er hat die eigene Großmutter verkauft*. Das heißt aber nicht, dass die Großmutter ein wenig eigen war. Daneben gibt es nämlich natürlich das (semantisch ganz anders gelagerte und überwiegend auf den prädikativen Gebrauch beschränkte *eigen* in Sätzen wie: *Er ist ein bisschen eigen*). Beispiele wie *verhindert* zeigen, wie schwer es werden kann, zwischen Partizipien und „eigentlichen“ Adjektiven zu unterscheiden. In *der verhinderte Bau von Stuttgart 21* müssten wir es wohl als Partizip werten, in *Er ist ein verhindertes Genie* eher als Adjektiv. Das *gut* in *gut möglich* ist ebenfalls nicht ganz einfach einzuordnen. Syntaktisch modifiziert es das prädikative Adjektiv *möglich*. Man kann es auch als Gradelement analysieren. Aber auf die Einzelheiten kommt es einstweilen nicht an. Es geht hier nur um einen ersten Überblick zu einschlägigen Phänomenen in Sachen Adjektiv.

Ganz allgemein wird ersichtlich: Was wir geneigt sind, als Adjektiv zu identifizieren, das steht entweder attributiv im Vorfeld einer Nominalphrase, meist „zwischen“ der Determiniererposition und der Nukleusposition: *die regierenden Chavistas* etc. Oder es steht als freies oder substantivisch regiertes Prädikat: *gut möglich* ist im Text ein freies Prädikat, *gut* in dem Ausdruck ein (terminologisch manchmal den Attributen und manchmal den Adverbialen und manchmal den Partikeln zugerechnetes) modifizierendes Element. *Es ist ... schwer* ist ein ganz reguläres prädikatives Adjektiv. Oder es steht drittens in einem weiten Sinne „adverbial“. Kanonisch ist darum in den meisten Grammatiken die Aufzählung: Adjektive können syntaktisch in drei Funktionen verwendet werden: attributiv, prädikativ und adverbial. Aber hinter dieser klaren Dreiteilung verbirgt sich durchaus die eine oder andere Schwierigkeit. Insbesondere die Abgrenzung zwischen „prädikativ“ und „adverbial“ ist nicht immer problemlos möglich, was zu terminologischen Unterteilungen führt, die in den Grammatiken sehr unterschiedlich gehandhabt werden.

Echt adverbial verwendete Adjektive kommen in unserem kleinen Beispieltext ebenso wenig vor wie „kopradikative“ (auch hier gibt es terminologischen Wirrwarr und diverse Typen: Subjekts-, Objektprädikativ, prädikatives Attribut) des Typs:

Der Kellner trug die Suppe heiß herein. Er schlug ihn tot. Paula mag ihren Wein trocken. Paula beharrt stur und steif auf ihrer Meinung.

In all diesen Fällen gilt gemeinhin die Regel: Schau, welches Wort bzw. welches Konzept von dem unflektierten Adjektiv modifiziert wird. Es ist die Suppe, die heiß ist, das Opfer/Objekt, das tot ist, der Wein, der trocken, und Paula, die stur und steif ist, so scheint es. Manche Grammatiken sprechen von Subjekts- bzw. Objektprädikativ, wenn die modifizierte Größe das Subjekt bzw. Objekt des Satzes ist. Andere sprechen von prädikativen Attributiven. Für die Praxis freilich ist das Rezept, nach der jeweils modifizierten Größe Ausschau zu halten, nicht immer hilfreich,

weil Koprädikate² oft vollkommen indifferent sind gegenüber der Frage, worauf sie syntaktisch bezogen werden wollen. So gesehen ist die Differenz zwischen adverbialer und koprädikativer Verwendung von Adjektiven tatsächlich marginal, oder besser gesagt: es ist eigentlich gar keine Differenz. Ist nicht auch Paulas *Beharren* stur und steif im obigen Beispiel? In dem Satz:

Lässig schob er den Ball über die Torlinie.

ist es vollkommen unentscheidbar, ob *lässig* sich modifizierend auf die Verbhandlung oder auf das agierende Subjekt bezieht. Eben das ist eine Begleiterscheinung der Tatsache, dass das Deutsche (wie von Leisi 1975 notiert) zahllose Adjektive hat, die ebenso gerne Verbhandlungen wie Argumentpositionen bzw. NPs modifizieren. Was dem logischen Semantiker als schwerer sprachstruktureller Mangel erscheint, das ist de facto eine enorme ökonomische Bequemlichkeit: Was syntaktisch und synsemantisch nicht spezifiziert werden *muss*, das wird auch nicht spezifiziert. Nehmen Sie den folgenden Satz mit einer Besetzung ein und derselben syntaktischen Position:

Kühl und sachlich entwarf der Architekt das Haus.

Wer wollte aus den tatsächlichen syntaktischen Gegebenheiten des Satzes heraus entscheiden, ob sich *kühl und sachlich* hier auf den Architekten, auf den Vorgang des Entwerfens oder auf das entworfene Haus beziehen? Dagegen in dem Satz:

Der Kellner stellte die Suppe selbstbewusst, vorsichtig, kalt auf den Tisch.

würden wir allein wegen der stereotypen Präferenzen der beteiligten Adjektive *selbstbewusst* auf den Kellner, *vorsichtig* auf die Verbhandlung und *kalt* auf die Suppe beziehen. Aber das ist bloß

2 Ich werde im Folgenden von „Koprädikativen“ bzw. von der „koprädikativen“ Verwendung von Adjektiven reden.

ein Mix aus unserer Weltkenntnis und unseren Sprach-Vorurteilen (vgl. hierzu auch Schwenk 2015: 22f und öfter). Wie ja überhaupt ein erheblicher Teil der Grammatikographie nur schwer abzugrenzen ist gegen unsere kulturell etablierten Sprach-Vorurteile, mittels derer wir uns als Sprachbenutzer zurechtlegen, wie Sprache funktioniert.

Das kanonische Verfahren der grammatischen Einteilung der Adjektive schließt an an die Dreiteilung der syntaktischen Funktionen (attributiv, prädikativ, adverbial/koprädikativ). Als (gewissermaßen) vollwertige Adjektive gelten die Lexeme, die in allen drei syntaktischen Funktionsbereichen verwendet werden können. Das gilt für die Mehrzahl der primären (d. h. nicht aus anderen Wortklassen abgeleiteten) Adjektive. Gewisse Inkonsistenzen einer solchen (gleichwohl traditionellen) Klassifikation sind schwer zu übersehen: Während man Lexeme, die (mangels Flexion) gar nicht attributiv gebraucht werden, als Adverbien (und damit in einer anderen Wortklasse) verbucht, führt man auf der anderen Seite Adjektive, die (ebenfalls mangels Flexion) nur prädikativ verwendet werden (*futsch*, *pleite*, *perplex*, *hin* – im Sinne von „kaputt“), als defiziente Adjektive. In einigen neueren Grammatiken spricht man jetzt in diesem Zusammenhang von „Adkopula“-Wörtern. Der Fachausdruck ist in erkennbarer Analogie zu „Adverb“ gebildet (zuerst, wenn ich recht sehe, bei Zifonun et al. 1997). Einige der Klasse „Adkopula“ zugewiesene Lexeme tanzen wiederum aus der Reihe, indem sie trotz ihrer Flexionslosigkeit dann doch im Vorfeld, attributiv gebraucht, auftauchen: Schwenk (2015: 22) nennt Konstruktionen wie *ein Klasse Aufsatz*, *ein prima Film* etc. Das würden vermutlich andere Grammatiker der losen Sprechsprache zurechnen und in der Standsprache nicht dulden wollen. So ist jedenfalls dafür gesorgt, dass sich die Grammatiker auch weiterhin über die Einzelheiten der Wortartenklassifikation streiten können.

Und noch eine letzte Beobachtung ist nachzutragen aus dem Beispieltext: Spontan haben wir keine Neigung, Determinativa und adjektivische Pronomina zu der Wortart Adjektiv zu zählen. Unter den professionellen Grammatikern gibt es welche, die sich

in diesem Punkt dem gesunden Menschenverstand anschließen, und welche, die sich fragen, warum soll *meine* in *meine Schuhe* kein Adjektiv sein, aber *schöne* in *schöne Schuhe* sehr wohl? Wo sich doch beide morphosyntaktisch einigermaßen ähnlich verhalten. Aber eben nur einigermaßen: Z. B. lässt sich *schöne* ohne weiteres mit einem Determinativ koppeln: *die schönen Schuhe*, aber *meine* nicht: **die meinen Schuhe*. Sogar mit *meine* lässt sich letzteres koppeln (*meine schönen Schuhe*), woraus erhellt, dass das Possessivpronomen die NP determiniert. Allerdings gibt es auch hier weiche Grenzen. Der Altbundeskanzler Kohl war dafür bekannt, dass er die Formulierung *In diesem unserem Lande* gern verwendete. Das ist zwar markiert, aber sicher nicht ungrammatisch. Ohne in weitere Details zu gehen, können wir festhalten: Spontan halten wir „adjektivische“ Pronomina, Determinantien und Quantoren nicht für Adjektive im Sinne der lexikalischen Kategorien. Die Determinantien in *Diese, alle, meine, viele, manche, jene Schuhe...* gelten zwar konventionell als „adjektivische Pronomina“, wir zögern aber, die beteiligten Elemente auch als lexikalische Adjektive anzusprechen. Die grammatische Tradition rechnet sie den Artikeln, Pronomina, Determinantien zu und spricht von ihrem „adjektivischen Gebrauch“, wenn sie im Vorfeld eines Substantivs stehen. Darauf müssen wir zurückkommen.

Für das Ensemble der syntaktischen Verwendung von Adjektiven gilt: Grammatiker bescheiden sich in der Regel mit der Feststellung, dass einzig die attributive Verwendung von Adjektiven im Vorfeld eines substantivischen Nukleus *flektierte* Formen erfordere. Alle anderen Verwendungen, eingeschlossen die postnuklear attributive des Typs *Vergnügen pur, Forelle blau, Scholle satt, Röslein rot*, sei an die flexionslose Grund- und Stammform gebunden. Wer ganz genau hinschaut, der wird dieses Bild um einige Feinheiten ergänzen wollen: um die flexional höchst reduzierten Numeralia, um einzelne Verwendungsweisen so genannter unbestimmter Zahlwörter vor den Determinantien wie *manch ein Wissenschaftler, all die Fahrzeuge*, um partikelartige Vorfeldparasiten des Typs *ganz Bonn stand Schlange* etc. Auch gibt es isolierte Überreste aus älteren Sprachstufen, in

denen das pränukleare Adjektiv nicht flektiert werden musste: *Gut Ding will Weile haben, Unrecht Gut gedeiht nicht...* Er wird auch die *-er*-Ableitungen aus Ortsnamen nicht vergessen, die oft als Herkunftsadjektive bezeichnet werden, obwohl sie gleichermaßen gerne als Attributiva wie als selbständige Substantive Dienst tun. Als Substantive flektieren sie im Genitiv Singular auf *-s* und im Dativ Plural auf *-n*, als attributive Adjektive flektieren sie gar nicht!

*Der Berliner, des Berliners, den Berlinern vs.
Die Berliner S-Bahn, der Berliner S-Bahn, den Berliner S-Bahnen*

Kein Wunder, dass es durchaus kein außersyntaktisches Kriterium dafür gibt, ob diese Ableitungen „eigentlich“ als Adjektive oder als Substantive anzusprechen sind! Widersprechen sie doch auch der ansonsten ziemlich harten Regel, nach welcher „substantivierte“ Adjektivformen genauso flektiert werden wie ihre attributiven Gegenstücke. Aber das lassen wir besser, es führt zu weit.

Bei Licht betrachtet sind (lexikalische) Adjektive zunächst nichtfinite (und in gewissem Sinne frei flottierende) Prädikate. Jeder Blick in Material aus der gesprochenen Sprache zeigt auch, dass zumal evaluative Adjektive auch sehr stark als „freie Prädikate“, einfach zur Evaluation des laufenden Geschehens, benutzt werden: *toll, schön, prima...* stehen dann einfach ohne syntaktische Umgebung zur Kommentierung des laufenden Geschehens. Aber selbstverständlich können auch bewertende Substantive so verwendet werden: *Mist, Unsinn, Quatsch...* Auf die freien Prädikate komme ich in den Kapiteln zum Adjektiverwerb zurück.

Den meisten Grammatikern gilt die attributive Verwendung von Adjektiven als prototypisch für die Wortart. Die adverbiale Verwendung teilen sie mit den (eigentlichen, unflektierten) Adverbien, und prädikativ können auch Verben, Substantive und (viele) Adverbien gebraucht werden.

In dieser ihrer *attributiven* Verwendung gelten Adjektive als nach „Kongruenz“ flektiert (wir werden in einem späteren Kapi-

tel sehen, dass der Ausdruck nicht recht passt, weil es doch eher um „Rektion“ geht). Kongruenzflexion bedeutet, dass das attributive Adjektiv die Kategorien Genus, Kasus, Numerus vom substantivischen Kern der NP übernimmt. Allerdings bestimmt der substantivische Kern der NP nicht allein über die Flexionsform, die das attributive Adjektiv annimmt, sondern auch der Determinationsstatus der Phrase. In der Sphäre der NP, der Sphäre von Referenz und Konzeptualisierung/Sortalisierung, sind attributive Adjektive nach ihrer Form buchstäblich „von beiden Seiten“ her bestimmt. Denn die Wahl des jeweiligen Flexionsmusters hängt zum einen von der Determinantenseite und vom Determinationsstatus der NP ab, zum anderen vom lexikalischen Nukleus der NP. Ein Beispiel zur Illustration:

Der grüne Salat, die grüne Wiese, das grüne Auto
Ein grüner Salat, eine grüne Wiese, ein grünes Auto

Auf den ersten Blick ist erkennbar, dass die Flexion nach dem unbestimmten Artikel „anders“ ist als nach dem bestimmten (mehr dazu in Kap. 2).

Als vollständiges (und finites) Prädikat kann ein Adjektiv nur dienen, wenn und indem es sich mit einem „Verbalisator“, einem Kopulaverb, verbindet. Das versorgt das Adjektiv dann mit den erforderlichen grammatischen Finitheitselementen und mit einem syntaktischen *slot* für ein Subjekt- oder Trägerargument (ich formuliere das etwas vorsichtig, weil es durchaus Argumente gibt, in Kopulasätzen nicht rundweg von einem Subjektargument zu sprechen). Alle anderen Verwendungen der unflektierten Form kann man eigentlich getrost der *koprädikativen* Funktion zuordnen. Was wir als „Adverbiale“ bezeichnen, ist (wie oben skizziert) eigentlich nur ein (noch nicht einmal sonderlich gut abgegrenzter) Sammelname für eine „Familie“ koprädikativer Konstruktionsweisen. Und der kann man Subjekts-, Objektsprädikative und prädikative Attribute getrost an die Seite stellen. Natürlich leuchtet es schon wegen der idiomatischen Bindung ein, dass ein Satz wie *Sie fanden ihn blöd* von einer anderen syntaktischen Relation Gebrauch macht (Objektsprädikativ, prädi-

katives Attribut) als der Satz in der klassisch adverbialen Konstruktion *Sie fanden ihn rasch*. Aber hier gilt eben die Regel, dass die fallweisen Beziehbarkeiten entscheiden.

Auf diese Weise entsteht jedenfalls vom inneren Zusammenhang der Adjektivverwendungen ein deutlicheres Bild als in der herkömmlichen grammatischen Darstellung. Alle *flexionslosen* Verwendungen sind gekennzeichnet durch die Dominanz der prädikativen Funktion von Adjektiven, und alle *flektierten* (= attributiven) Verwendungen sind gekennzeichnet durch die Teilnahme der Adjektive an der Sphäre von Nennung, Referenz und deren Konzeptualisierung bzw. Identifizierung. Dieser „Systemzustand“ ist freilich in keiner Weise notwendig, er ist vielmehr kontingent (wie es grammatische Systemeigenschaften nun einmal an sich haben). In älteren Stufen des Deutschen folgt die „Verteilung“ von flektierten und unflektierten Formen ganz anderen Prinzipien: Wir haben z. B. Flexion und Kongruenz in der prädikativen Verwendung (wie auch im Lateinischen, Französischen), und wir haben ein Nebeneinander von flektiertem und unflektiertem Gebrauch in der Sphäre des Attributs.

Gängig, nicht nur bei adjektivischen Attributen, sondern auch bei anderen (besonders Relativsätzen) ist die Unterscheidung zwischen *restriktiven* und *deskriptiven* Attributen. Restriktive Attribute dienen der Unterscheidung und Identifizierung im Referenzbereich: *Magst du weißen oder roten Wein?* Deskriptive Attribute sind für die Identifizierung des Referenten nicht erforderlich, sie liefern zusätzliche Information zu einem bereits identifizierten Referenten: *der stets gut informierte Minister XYZ...* Wir werden sehen, dass diese Opposition weit weniger klar ist, als es den Anschein hat. Bei einer Vielzahl (vielleicht sogar einer Mehrzahl) von attributiven Adjektiven lässt sich prima facie (und aus der bloßen Formulierung heraus) nicht wirklich entscheiden, ob das Attribut deskriptiv oder restriktiv interpretiert werden soll.

Von Restriktion spricht man dann, wenn das Attribut dazu gebraucht wird, aus einer Gesamtmenge von möglichen Referenten entweder einen oder eine Untermenge abzugrenzen. Stellen Sie sich vor, Sie wollen „Mensch, ärgere dich nicht“ spielen,

auf dem Tisch liegen die Figuren in rot, schwarz, grün und blau. Sie sagen:

Ich nehme die BLAUen. Du nimmst die ROTen.

Aus der Gesamtmenge der möglichen Referenten (= Spielfiguren) haben Sie per Attribut eine Untermenge ausgesondert. Beachten Sie, dass bei restriktiven adjektivischen Attributen der substantivische Nukleus sehr oft entfällt (und entfallen kann), weil es für die Restriktion der Referenz erforderlich ist, dass die sortale Klasse bereits im Zentrum der geteilten Aufmerksamkeit steht. Demzufolge trägt ein restriktives Attribut auch den Hauptton. Sie wissen im Vorhinein: Es geht um Spielfiguren, das Attribut spezifiziert, um *welche* Spielfiguren es geht.

Als *deskriptiv* gilt hingegen ein Attribut, das mit der Aussonderung spezifischer Referenten aus einer größeren Gesamtmenge nicht befasst ist. Nehmen Sie die NP *die helle Sonne*. Hier wird nicht eine spezifische Sonne aus der Gesamtmenge mehrerer Sonnen ausgegliedert, vielmehr besorgt die Referenzspezifizierung einzig und allein der nominale Nukleus. Im Alltagsgebrauch ist *Sonne* monoreferenziell, d.h. der Ausdruck kennt überhaupt nur einen Referenten. Da Eigennamen generell schon per se individuativ sein sollen, sind Attribute neben Eigennamen in aller Regel deskriptiv zu interpretieren. Wenn ich sage *die kleine Hannah*, dann will ich in der Regel nicht eine aus mehreren „Hannahs“ aussortieren, sondern gebe nur ein mehr oder minder schmückendes Epitheton. Denkbar ist freilich auch neben Eigennamen ein restriktiver Gebrauch von Attributen. Wo es etwa in einem Freundeskreis mehrere gleichnamige Personen gibt, da kann die Frage:

Meinst du die große oder die kleine Isabell?

durchaus angebracht sein. Soweit die Lehrbuchweisheit zur Opposition zwischen deskriptiv und restriktiv. Die Funktion der referenziellen Aussonderung teilen restriktive Attribute mit deiktischen Determinantien, die im Übrigen auch eben-

falls den Starkton haben und Nukleusellipsierung ermöglichen (*ich nehme DIEsen!*). Womöglich wäre es sinnvoller und einfacher, mit der Prämisse zu beginnen, dass adjektivische Attribute grundsätzlich „nach links“, also hin zur referenziellen und determinierenden Seite der NP, oder „nach rechts“, also hin zum sortalisierenden substantivischen Kernkonzept bezogen werden können, oder nach beiden Seiten. Sehr oft wird es durchaus keinen Unterschied machen, nach welcher Seite man die Phrase auflöst. Ein deskriptives Attribut wird in der Regel voraussetzen, dass der Nukleus realisiert wird. Wir werden später sehen, dass es auch Arten von adjektivischen Attributen gibt, bei denen die Möglichkeit der Nukleusellipsierung ganz entfällt (die Relationsadjektive und ihre „näheren Verwandten“). Im Allgemeinen gilt jedoch die *Indifferenz* der „mittleren“ Positionen im Feld zwischen Determinantien und Nukleus. Im Gegensatz dazu *muss*, was zur „linken“ Ecke des Vorfeldes neigt, referenzspezifizierend interpretiert werden, und, was zur „rechten“ Ecke neigt, konzeptmodifizierend oder deskriptiv:

Der erste, vorige, mittlere, damalige, erwähnte, heutige, fünfte Auftritt.

Und komplementär *muss* deskriptiv interpretiert werden, was „bekannte“, d. h. textuell vorerwähnte oder in der Intension des Nukleus enthaltene oder bloß schmückende, zur Nennfunktion des Nukleus gehörende (und ergo nach rechts tendierende) Elemente enthält:

Der stellvertretende Bürgermeister, die ärztliche Untersuchung, das schmückende Beiwort, der kleine Tiger, der wirtschaftliche Nutzen.

Hier ist freilich ein Selbsteinwand am Platze: Natürlich kann *jede* attributive Position kontrastiv besetzt und damit in das Feld der Referenzspezifizierung hineinbewegt werden.

Nicht der stellvertretende, sondern der amtierende Bürgermeister, nicht der kleine, sondern der große, wilde Tiger etc.

Das bedeutet, dass grundsätzlich die restriktive Referenzspezifizierung die unmarkierte Option ist, die immer aktiviert werden kann, aber das heißt nicht, dass sie darum immer im Vordergrund stünde.

Nun abschließend noch ein paar Bemerkungen zur leidigen Streitfrage, ob Adjektiv und Adverb als Wortartkategorien getrennt und unterschieden oder nicht vielleicht doch als Varietäten einer Wortart angesehen werden sollten. Man kann (und sollte) sich durchaus auf den Standpunkt stellen, dass es nicht „die“ richtige(n) (und ansonsten nur lauter „falsche“) Einteilung(en) des Wortschatzes einer Sprache gibt. Zu bedenken ist immer auch, wozu die Einteilung dienen soll. Wenn es um eine elegante formale Grammatiktheorie geht, ist möglicherweise eine andere Einteilung geboten als in einer Lernergrammatik, die vor allem die Aufmerksamkeit der Lernenden auf markante und „schwierige“ Eigenschaften ihrer Lernsprache richten und konzentrieren soll. Und auch pragmatische Vertrautheitskategorien sind legitim. Ein seit Jahrhunderten in allen Schulen gelehrt System bildet nun einmal den Ausgangspunkt für alle „Reformen“ des Wortartensystems, ob man das mag oder nicht. Es kommt also am Ende auch darauf an, ob die Systematik der Wortarteneinteilung so gestaltet ist, dass sie dem Nutzer bei seinen Aufgaben hilft.

Wir haben bereits erwähnt, dass es eine Besonderheit des Deutschen darstellt, dass so gut wie alle Adjektive des Deutschen in ihrer unflektierten Grundform auch adverbial, d. h. zur Modifizierung einer Verbbedeutung oder einer ganzen Proposition (eines ganzen Satzes), eingesetzt werden können. Englisch und Französisch markieren diese Verwendungsweise durch ein morphologisches Flexions- oder Derivationselement (*-ly* bzw. *-ment*). Das Englische und das Französische kennen daher „primäre“ und (in der Hauptsache aus Adjektiven) abgeleitete Adverbien. Das Deutsche kennt zwar auch explizite Ableitungsmorpheme für Adverbien (z. B. *-mäßig*, *-weise*), verwendet aber auch die Mehrzahl seiner Adjektive ohne weiteres adverbial. Aus dieser auf den ersten Blick recht unscheinbaren Differenz

zwischen den Sprachen ist bereits einige Verwirrung entstanden. Manche Grammatiker sagen, man müsse für das Deutsche eine Art „Doppelkategorie“ Adjektiv/Adverb ansetzen. Andere (erstmalig prominent Mager 1841) sagen, das Adverb gehöre als Wortart aufgelöst, es sei keine eigentliche Wortart, sondern lediglich ein *syntaktisches Verhältnis*, in das Wörter anderer Klassen, unter anderen eben auch Adjektive, aber auch Substantivformen wie *morgens, nachmittags, nachts...*, Derivate auf *-lich, -weise*, oblique Kasusformen (*eines Tages*) etc. eintreten können. Bei einer solchen Einteilung, die manches für sich hat, bilden die Adjektive eine einheitliche Klasse der attributiven Wörter, gleich, ob sie dominant adsubstantivische (und damit flektierte) oder dominant adverbale Modifikatoren sind (und damit unflektiert sind wie *heute, damals, hier, gestern...*). Es gibt ja auch noch die in den Grammatiken sehr uneinheitlich beantwortete Frage, wie man terminologisch das Verhältnis bezeichnet, in welchem lexikalische Adjektive wiederum als Modifikatoren anderer Adjektive auftreten. Die Konvention schwankt hier zwischen „attributiv“ und „adverbial“. Nehmen Sie z. B. Ausdrücke wie *verdammt* und *mächtig* in Ausdrücken wie:

Das war eine verdammt lange Wanderung, ein mächtig lautes Konzert...

Aus Gründen, die wir noch untersuchen werden, sind beide Ausdrücke semantisch graduierend, aber was sind sie syntaktisch? Die Regularität scheint man im Deutschen so formulieren zu können, dass alle Modifikativa unflektiert bleiben, wenn sie syntaktisch Merkmalsbedeutungen, also „Nichtsubstantive“ modifizieren, und dass sie flektieren, wenn sie syntaktisch Gegenstandsbedeutungen bzw. Substantive attributiv modifizieren (zur Debatte über Attribut vs. Adverbiale in diesem Zusammenhang Fuhrhop & Thieroff 2005). Hier beginnt ohnehin das terminologische Durcheinander: Während manche Grammatiker das Adverb durch seinen möglichen Satzgliedstatus (d. i. in der Regel durch Erststellenfähigkeit im Satz) definieren, wodurch dann die Satzgliedfähigkeit eine Grenze zu den nicht erststellenfähigen

„Partikeln“ definiert, behandeln andere (z.B. Weinrich 1993: 547) Elemente wie *sehr*, *ziemlich* etc. als „Grad-Adverbien“. Aber das lassen wir auf sich beruhen.

Zur Definition der Wortart Adjektiv im Deutschen wird, wie bereits geschildert, die typische Konstellation syntaktischer Verwendungen herangezogen, die aus der Dreiheit von attributiv, prädikativ und adverbial besteht. Keine Grammatik vergisst freilich zu erwähnen, dass es nicht nur Adjektive gibt, die in allen drei genannten syntaktischen Funktionen gebraucht werden, sondern dass es auch typische Defizienzmuster gibt. In der Regel werden hier genannt:

- [i] „Adjektive“, die (mehr oder weniger strikt) auf den attributiven Gebrauch beschränkt sind;
- [ii] „Adjektive“, die (mehr oder weniger strikt) auf den prädikativen Gebrauch beschränkt sind.

Dass diese letzteren neuerdings gelegentlich auch mit der Sonderbezeichnung „Adkopula“ geadelt werden, habe ich erwähnt. Es handelt sich dabei um Ausdrücke wie: *pleite*, *quitt*, *leid*..., die sich dem flektierten attributiven Gebrauch entziehen.

Dass diese Einteilung nicht ganz folgerichtig ist, mag man schon daran erkennen, dass es keine „Adjektive“ gibt, die nur adverbial gebraucht werden. Die heißen dann nämlich einfach Adverbien. In der Gruppe [i] haben wir es mit ziemlich disparaten Verhältnissen zu tun. Bei den prototypischen reinen Attributiva, von denen bisher noch nicht die Rede war, ist die Lage insofern klar, als sie gar nicht über eine präzisierbare Grundform verfügen. Vor allem die räumlich orientierenden Adjektive sind teilweise erkennbar von Adverbien abgeleitet: *ober-*, *unter-*, *mittler-*, *link-*, *recht-*, *nächst-*, *vorig-*, *letzt-* etc. Sofern sie das sind, können sie vielfach in ihrer adverbialen Form durchaus (mit Kopulaverb) prädiert werden:

Die Kirche ist oben, unten, links, rechts...

Daneben gibt es aber in der Gruppe [i] auch ganz andere Verhältnisse. Auf den attributiven Gebrauch beschränkt sind auch

die so genannten „Relationsadjektive“, von denen noch an verschiedenen Stellen die Rede sein wird. Das sind desubstantivische, sekundäre Adjektive, die nicht graduiert werden können und nur nukleusadjezent attribuiert werden. Sie stehen für die bloße syntaktische Derivation einer attributiven Form für Substantive und verhalten sich oft ähnlich wie die Bestimmungswörter in der Nominalkomposition (*wirtschaftliches Wachstum* vs. *Wirtschaftswachstum*, *schulische Leistung* vs. *Schulleistung* etc.). Bei sehr vielen dieser Bildungen steht der Wortkörper aber sehr wohl auch für prädikative oder adverbiale Verwendung zur Verfügung. Allerdings ändert sich dann auch die Bedeutung:

Der Betrieb ist, arbeitet wirtschaftlich (= wirft Gewinn ab).

Mit den Relationsadjektiven werden wir uns noch eingehender beschäftigen müssen (Kap. 7). Ebenfalls auf den attributiven (und adverbialen) Gebrauch beschränkt, aber aus ganz anderen Gründen, sind die bereits erwähnten Partizipien. Für sie gilt, dass sie *lexikalisch* Verben und nur *syntaktisch* und *morphologisch* Adjektive sind. Als deverbale Formen wäre ihre Verbindung mit dem „Verbalisator“ Kopula ziemlich absurd. Sie müssen nicht extra verbalisiert werden, da sie ja bereits Verben sind. Und (das haben wir schon erwähnt) statt zu sagen **Das Kind ist schlafend*, sagen wir darum einfach *Das Kind schläft*. Wenn ein morphologisches Partizip II sich mit Kopula präzisieren lässt, so kann das ein Indikator dafür sein, dass es vom Partizip zum regulären Adjektiv geworden ist, was meist auch mit erkennbarer Bedeutungsveränderung einhergeht:

Der Mann wird (von allen) angesehen (= Part. II, Passiv)

Der Mann ist (bei allen) angesehen (= Adj., prädikativ)

Ich sage bewusst: Es *kann* ein Indikator für den Wortklassenwechsel sein, weil die Verbindung von Kopulaverb und Part. II auch andere Konstruktionsbedeutungen hat: *Das Kind ist eingeschlafen* (= Perfekt mit *sein*), *Der Tisch ist gedeckt* (= Zustandspassiv).

Obwohl nun diese Konstellation von drei syntaktischen Adjektivverwendungen (attributiv, prädikativ, adverbial – die koprädikative wird meist unterschlagen oder der adverbialen zugeordnet) in den Grammatiken ziemlich kanonisch ist, herrscht doch daneben auch die Ansicht vor, die eigentliche, prototypisch adjektivische Verwendung sei die attributive. Und dafür gibt es m. E. eine Reihe guter Gründe.

Der erste dieser guten Gründe ist die Symmetrie zwischen den drei Hauptwortarten und der Satzgliedebene: Substantive sind referentielle und identifizierende Wörter für die Argumente eines Prädikats (Subjekt und Objekte), besonders für das referenziell wie kommunikativ und intentional herausgehobene Subjektsargument (genauer gesagt: Substantivgruppen oder Nominalphrasen). Verben sind von Hause aus spezialisiert auf die grammatische Funktion des Prädikats (genauer gesagt: Verbalphrasen). Und Adjektive sind, negativ formuliert, weder das eine noch das andere. Sie sind spezialisiert darauf, strukturell, im Rang höher liegende Bedeutungen zu modifizieren. Das tun sie, wohlgerne, in allen ihren syntaktischen Verwendungen. Im weiten Sinne sind auch adverbiale und prädikative Adjektive modifizierend auf höherrangige Bedeutungen verbunden. Im engen Sinne attributiv sind sie dagegen nur, wenn sie Substantive modifizieren. Adjektive stehen kategorial „zwischen“ Substantiven und Verben. Um als Prädikate fungieren zu können, müssen sie (per Kopula) verbalisiert werden, und um als Argumente fungieren zu können, müssen sie per Determinantien und/oder Flexion substantiviert werden. „Für sich“ sind Wörter wie *groß*, *gut*, *schön*, *blau* einfach freie Modifikativa. Sie nennen Merkmale, die anderen Wörtern (bzw. lokalen Bezügen) attribuiert werden können. Ihre Funktion ist primär die des *explicans*. Für sich können sie weder nennen und identifizieren (wie Substantive) noch präzisieren (wie Verben). Jedenfalls gibt es eine ungefähre Entsprechung zwischen Subjekt/Objekt – Prädikat – Attribut auf der Satzgliedebene und Substantiv – Verb – Adjektiv auf der Wortartenebene.

Und die praktisch vollständige Analogie und Projizierbarkeit von Adverb – Verb und attributivem Adjektiv – Substantiv, die

sich in Ausdruckspaaren wie den folgenden zeigt, indiziert, dass auch das Adverb-Verb-Verhältnis eine Unterart der attributiven Modifikation ist:

Ungefähr entsprechen – ungefähre Entsprechung
Tief schlafen – tiefer Schlaf
Weit reisen – weite Reise etc.

Praktisch jedes Adverb lässt sich als attributives Adjektiv realisieren, wenn „sein“ Verb substantiviert wird.

Weiterhin deutet auch die spezifische kategoriale Semantik der Adjektive auf deren enge Verbindung mit der Sphäre der Attribution. Die Bedeutung der meisten Adjektive lässt sich erst angeben, wenn man auch den ranghöheren Ausdruck spezifiziert, auf den sich das Adjektiv bezieht. Manfred Sandmann (1940) bezeichnet das Adjektiv als „Form der Inferenz“, was so viel heißt wie: Erst in der semantisyntaktischen Kopplung mit dem modifizierten Bezugswort realisiert es seine Bedeutung. *Dünn* heißt jeweils etwas ganz anderes, wenn wir es beziehen auf die Reihe von Substantiven: *Mensch, Ast, Tee, Suppe, Chance, Leistung, Buch (2x)* etc. Erst in der Verbindung zu einem anderen, übergeordneten Ausdruck präzisiert und spezifiziert sich die Bedeutung von Adjektiven. Davon wird noch ausführlicher die Rede sein.

Selbstverständlich gilt auch von Verben/Prädikate, dass sie ihre Bedeutung erst im Zusammenhang mit ihren Argumenten spezifizieren. In engeren Grenzen gilt das sogar von Substantive. Aber das ist insofern etwas anderes, als die Argumente dem Prädikat ein- und untergeordnet sind, während das Adjektiv umgekehrt ganz systematisch und strukturell „nach oben“ verweist. Es hat, im Unterschied zur „zentrifugalen“ Valenz der Verben, eine „zentripetale“ Valenz, d.h. es verweist auf eine ihm syntaktisch und strukturell übergeordnete Größe. Und eben das verbindet es eng mit der attributiven Modifikation. Andere Autoren (z.B. Christian Lehmann) fassen den gleichen Tatbestand begrifflich und terminologisch so, dass sie sagen: Während Verben (und Präpositionen) rektive syntaktische *slots* (= Leerstellen) aufwei-

sen, haben Adjektive einen modifikativen *slot*. Verben regieren die morphosyntaktische Form ihrer Argumente (Kasus) und projizieren semantische Rollen auf sie, (attributive) Adjektive werden umgekehrt in ihrer morphologischen Form regiert von den Substantiven, die sie modifizieren.

Ohne hier auf Einzelheiten eingehen zu können: Substantivgruppe und Nominalphrase (oder auch „attributive Gruppen“, Kaznelson 1974: 193) verhalten sich in diesem Punkt vollkommen anders. Sie bilden gegenüber dem Prädikat einen geschlossenen und einheitlichen „Block“. Der kann kongruenzmorphologisch integriert sein oder auch topologisch (im Deutschen eine Mischung aus beidem: kongruenzmorphologisch im prä nuklearen und topologisch im postnuklearen Feld). In jedem Falle werden „Argumentphrasen“ (der Ausdruck ist ungebräuchlich, aber nützlich) operativ und prozessual *en bloc* verarbeitet, obwohl ihr darstellungstechnisches „Niveau“ zwischen klitischer oder flexivischer Integration ins Verb (*was machste heute?*) und komplexer NP bzw. auch (mehr oder weniger) nominalisierter Proposition schwankt. Es gilt hier das allgemeine Prinzip, dass alles, was valenzgrammatisch „unter“ dem Rang von Argumenten oder Ergänzungen liegt, mit diesen Größen zu operativen Blöcken verbunden wird.

Anders gesagt: Der Satz ist grammatisch in zwei komplementären Dimensionen organisiert und strukturiert. Einmal in der satzglied- oder konstituentengrammatischen Dimension (= top down = vom Satz zu den Konstituenten, die ihn bilden), auf der Ebene von Prädikat und Argumenten bzw. Ergänzungen. Dann aber auch wortartengrammatisch (= bottom up = von den Worteinheiten zu den durch sie aufgebauten Konstituenten). Insgesamt haben wir es sogar mit mindestens drei Ebenen zu tun: einer die Satzstruktur tragenden Prädikat-Argument-Ebene, die aus dem zentralen prädikativen Verb und seinen Leerstellen für Argumentpositionen besteht. Dann haben wir die Ebene der substantivischen Argumente selbst, die (drittens) ergänzt und modifiziert wird von „attributiven“ Ausdrücken ganz unterschiedlicher Formate – unter ihnen prototypisch Adjektive, aber eben auch syntaktisch komplexe attributive Formate wie Geni-

tivattribute, Präpositionalgruppen, Relativsätze etc. Noch einmal anders formuliert: Die mittlere Ebene der Strukturbildung im Satz besteht aus Substantivgruppen (Nominalphrasen), Verbalgruppen, Präpositionalgruppen, die sowohl einen inneren Aufbau als auch eine funktionale Rolle in der top-down-Architektur des Satzes haben.

| Kapitel 2

Zur Morphologie des Adjektivs im Deutschen

Inhalt: Zur Morphologie des Adjektivs im Deutschen; unflektiert (prädikativ, koprädikativ, adverbial) vs. flektiert (attributiv); die drei Flexionsweisen der attributiven Adjektive; das Adjektiv als „Form der Inferenz“ (Sandmann); Vergleich mit anderen Schulsprachen; Steigerung: Flexion oder Wortbildung?

Das Nötigste zur Flexion der Adjektive ist schnell gesagt, und alle über das „Nötigste“ hinausgehenden Details werden sehr schnell mächtig kompliziert. Ich orientiere mich im folgenden Kapitel weitgehend an Eisenberg (1998 I: 171ff).

Flexion kommt beim Adjektiv an zwei Stellen ins Spiel: einmal bei der pränukeolar attributiven Verwendung der Adjektive in der Nominalphrase – alle anderen Verwendungen operieren mit der unflektierten Grundform, und dann aber auch noch bei der Komparation der Adjektive, die in vielen Grammatiken als morphologische bzw. flexionale Besonderheit der Wortklasse gilt, obwohl es durchaus gute Gründe gibt, die Komparation der Adjektive gar nicht unter die Rubrik „Flexion“ zu subsumieren, sondern unter die Rubrik „Derivation“ (weil nämlich Komparativ und Superlativ eines Adjektivs sowohl grammatisch-semantisch als auch syntaktisch ziemlich anders „ticken“ als die positive Grundform), aber das lassen wir hier einstweilen auf sich beruhen.

Wir beginnen mit der attributiven Flexion. Für die gilt zum einen, dass sie eine Kongruenzflexion ist, d.h. das Adjektiv bezieht seine flexionalen Merkmale (Genus, Kasus, Numerus) vom Bezugsubstantiv, genauer gesagt: von der Bezugs-Nomi-

nalphrase.¹ Für die Adjektivflexion gilt weiterhin noch, dass sie mehreren unterschiedlichen Mustern folgt. Die Wahl des jeweiligen Musters ist bedingt durch die syntaktische Umgebung des Adjektivs in der Nominalphrase. In erster Linie aber durch den *Determinationsstatus* des Adjektivs. Konkret gibt es drei verschiedene Flexionsmuster, ein starkes, ein schwaches und ein gemischtes.

Beginnen wir mit dem schwachen Muster, das greift, wenn die Nominalphrase durch den bestimmten Artikel (oder durch ein anderes stark flektierendes Determinativ) eingeleitet wird. Für die schwache Flexion gilt, dass sie ausschließlich mit den Endungen *-e* und *-en* operiert. Wenn Sie Nominative der drei Genera neben einander stellen, so sehen Sie, dass alle gleichermaßen auf Schwa enden:

Der heiß-e Tee – das heiß-e Wasser – die heiß-e Suppe

Für f und n enden auch die Akkusative auf Schwa, für m endet der Akkusativ auf *-en*:²

Den heiß-en Tee – das heiß-e Wasser – die heiß-e Suppe

Alle anderen Formen im Singular und Plural enden auf *-en*. Offenbar gilt hier eine Regel, die besagt: Alle flexivischen Unterscheidungen, die bereits durch das Artikelwort eindeutig markiert sind, können in der Flexion des Adjektivs ignoriert werden. Das wird besonders deutlich im Vergleich mit der **starken** Option, die bei der artikellosen Verwendung von Adjektiven in Nominalphrasen eintritt:

Heiß-er Tee – heiß-es Wasser – heiß-e Suppe

1 Zur Erinnerung: In Kap. 1 habe ich darauf hingewiesen, dass die Rede von „Kongruenz“ in diesem Zusammenhang problematisch ist, insbesondere Eisenberg (1998 I) analysiert die Formabhängigkeit des attributiven Adjektivs als „Rektion“.

2 m = masculinum, n = neutrum, f = femininum.

wo man auf den ersten Blick sieht, dass die Genusmarken, die in der schwachen Flexion völlig entfallen, weil sie in den Artikelwörtern realisiert sind, nun vollkommen schlüssig in den adjektivischen Flexionsendungen auftauchen. Ähnliches gilt auch für die Kasusmarken, wie man sich an der folgenden Reihe für m verdeutlichen kann:

Wir trinken heiß-en Tee (Akk); vom Trinken heiß-en Tee-s wird abgeraten (Gen); das Trinken von heiß-em Tee wird nicht empfohlen (Dat)

Der Genitiv wird eindeutig markiert erst durch die Flexionsendung am Substantiv. Der Dativ Singular bei m und n wird eindeutig durch *-em* gekennzeichnet.

Die **gemischte** Flexion tritt ein nach determinierenden Ausdrücken der Klasse *ein, kein, mein*, zu der eben auch der unbestimmte Artikel gehört. Sie ist im Nominativ stark, dann aber eine Mischung aus beiden, was wohl auch damit zu tun hat, dass der unbestimmte Artikel (und die ihm flexional entsprechenden Formen) m und n im Nominativ nicht unterscheidet, so dass das Adjektiv „ran“ muss: *ein groß-er Baum – ein groß-es Haus – ein-e groß-e Villa*.

Es ist interessant, dass *alle* Flexionsformen von einsilbigen Grundadjektiven zweisilbig und trochäisch sind. Die anderswo so auffällige Neigung, Schwas zu reduzieren und wegzulassen (*im Haus statt im Haus-e, ich mach das statt ich mach-e das etc.*), ist hier überhaupt nicht zu sehen. Niemals hören Sie: **das groß schön Haus*. Das deutet darauf hin, dass Fußstruktur und Silbigkeit in diesem Falle eine starke funktionale Belastung haben. Sie indizieren die Beteiligung des Adjektivs an der substantivischen Nenn- und Konzeptualisierungsfunktion. Sie garantieren auch, dass Nominalphrasen dann noch halbwegs flexivisch funktionieren, wenn der substantivische Nukleus weggelassen wird, was durchaus nicht selten, sondern in vielen (zumal mündlichen) Verwendungstypen beinahe die Norm ist. Im Englischen muss statt dessen *-one* als Substitut für einen Nukleus angehängt wer-

den, das dann auch gegebenenfalls Flexionselemente übernehmen kann. Darauf komme ich in Kap. 4 zurück.

Bei den zweisilbigen Grundadjektiven, die bereits in der Grundform trochäisch sind (*müde, träge, feige, böse...*), bleibt die trochäische Struktur in den Flexionsformen erhalten, zumindest regional fehlt das Schwa aber nicht selten in der Grundform: *Ich bin müd, der ist böse...*, aber niemals in den Flexionsformen. Bei den Zweisilbern auf *-el* (*edel, dunkel, heikel...*) wird das *l* in den Stamm integriert, so dass sie ebenfalls trochäisch bleiben (*eine heikle Angelegenheit, ein edler Wein, eine dunkle Geschichte* etc.). Bei zahlreichen Adjektiven auf *-en* oder *-er* begegnen sowohl trochäische als auch daktylische (= dreisilbige) Formen: *ein trockener Sommer* vs. *ein trockener Sommer*. Die Flexionsformen der Komparative werden bei einsilbigen Adjektiven regulär dreisilbig (daktylisch): *der schönere Tag* etc. (in syllabierter Schreibung).

Während die schwache Flexion der Adjektive mit zwei Endungen auskommt (*-e, -en*), verfügt die starke über nicht weniger als fünf (*-er, -e, -es, -en, -em*). Auch die substantivierten Adjektive folgen, je nach verwendetem Artikelwort, den genannten Mustern, was besonders bei den substantivierten Partizipien vom Typus *Beamte, Verwandte, Bekannte* etc. auffällt, die allerdings als Personenbezeichnungen überwiegend nur in *m* und *f* vorkommen:

Der Beamte, ein Beamter, die Beamten, Beamte

Der Bekannte, ein Bekannter, die Bekannten, Bekannte

Allerdings gibt es auch Neutrum-Verwendungen (bei substantivierten Partizipien, die nicht der Personenbezeichnung dienen, ohnehin):

Er hat nur Altbekanntes / das Altbekannte erzählt...

In den Bereich der strittigen grammatischen Zweifelsfälle gehört hier allerhand. Ich nenne als Beispiel zuerst nur den Fall, bei dem ein substantiviertes Adjektiv als „enge Apposition“ nach einem Personalpronomen der 1. Person Plural steht. Heißt es:

Wir Deutsche oder Wir Deutschen, Wir Grüne oder Wir Grünen?

Wie Sie das halten wollen, ist mir ziemlich egal. Grammatisch (genauer gesagt: für die Psychologie des Sprechmechanismus) interessant ist allein der Umstand, dass wir offenbar keinen Anhaltspunkt haben, wie wir flektieren sollen, wenn das Adjektiv nach einem Element steht, das von Hause aus definit und kein Artikelwort ist. Nehmen wir dann den bestimmten oder den unbestimmten Plural?

Viele Leute haben offenbar das Bedürfnis, nach Personalpronomina der 1. Person Singular das Genus mit zu kodieren, vielleicht im Blick auf ein möglicherweise folgendes Substantiv aus der Klasse *f* oder *m*:

Ich blöder (Typ) habe vergessen abzuschließen!

Ich arme (Frau) hab mal wieder kein Geld!

Auf jeden Fall ist die schwache Flexion nach *ich* ungrammatisch. Als Grundregel gilt: Nach Personalpronomina im Singular wird stark flektiert: *Ich armer Mann, du armer Mann, ich arme Frau, du arme Frau, ich armes Kind*, nach Personalpronomina im Plural wird schwach flektiert: *Wir armen Leute, ihr armen Leute, wir armen Kinder...*

An den Rändern der Substantivierung gibt es *viel* „Unordentliches“ (beachten Sie, dass wir es just hier mit einem dieser „unordentlichen“ Fälle zu tun haben! Es könnte auch *vieles* Unordentliche heißen). Eine Reihe von unflektierten „Quantifikatoren“, u. a. *viel* und *nichts*, erlaubt die Verbindung mit substantivierten Adjektiven im Singular neutrum:

Ich habe viel gesehen, aber nicht viel Schönes.

Erwartet habe ich nichts, jedenfalls nichts Gutes.

Außer viel Schönem habe ich nichts gesehen.

Hier ist starke Flexion ebenfalls obligatorisch. Blatz (1896 II: 216) fasst die betreffende Klasse von Elementen als „flexionslose Formadjektive“ zusammen und nennt: *mehr, etwas, nichts, vie-*

lerlei, allerlei, allerhand, lauter, genug. Es fällt natürlich auf, dass alle diese „Formadjektive“ semantisch mit unbestimmter Quantifizierung zu tun haben. Nicht ganz homogen ist die von Blatz zusammengestellte Gruppe auch darin, dass mit einer Ausnahme alle Ausdrücke sowohl substantivisch als auch adjektivisch verwendet werden können. *Lauter* hingegen kann nur adjektivisch (genauer: attributiv) verwendet werden, nach *nichts* hingegen kann nur ein substantiviertes Adjektiv stehen.

Ich hätte gerne mehr, ich nehme noch etwas, ich brauche nichts...

Ich hätte gerne mehr Wein, etwas Brot, nichts Neues.

**Gefunden habe ich lauter.*

**Ich möchte nichts Brot.*

Getroffen habe ich lauter nette Leute.

Einige Tücken bezüglich der Flexion nachfolgender attributiver Adjektive haben auch die flektierenden Formadjektive (Blatz nennt: *solch-, welch-, jed-, manch-, viel-*). Wir müssen sie als bloße Stämme schreiben, weil sie eine lexikalische Grund- und Nennform (ähnlich wie die raumlokalisierenden vom Typ *ober-, unter-, mittler-, recht-, link-* etc.) nicht haben. Ich glaube allerdings, dass die Sprech- und Schreibnorm heute eindeutiger ist als zu Zeiten von Blatz. Sagen Sie: *solche schöne Tage* oder *solche schönen Tage*? Ich vermute stark, dass Sie das letztere bevorzugen. Blatz nennt die Flexion der Adjektive nach *solch-, manch-* etc. noch „schwankend“. An der Gegenüberstellung von flektierter und unflektierter Version einiger dieser Elemente kann man deutlich die „Logik“ der Flexion erkennen, die darin besteht, auf schwach zu schalten, wenn ein vorhergehendes Element bereits stark flektiert. Wir sagen:

Mancher leckere Wein aber Manch leckerer Wein

Allerhand andere kleine Schwankungen bevölkern die Werke der Zweifelsfall-Grammatiken. Sie sagen im Zweifel:

Die Werke vieler gelehrter Frauen, aber

Die Werke dieser gelehrten Frauen

?*Die Werke mancher gelehrter/gelehrten Frauen*

Noch eine weitere Randnotiz: Während viele (neuere) Grammatiker behaupten, der (ganz überwiegend auf Eigennamen beschränkte) vorangestellte Possessor-Genitiv verhalte sich in vieler Hinsicht „wie der bestimmte Artikel“, ist es höchst auffällig, dass die Adjektivflexion nach dem bestimmten Artikel schwach, nach dem Possessor-Genitiv aber unbedingt stark ist:

Der große Garten, die große Veranda, das große Haus, die großen Häuser

Ottos großer Garten, Ottos große Veranda, Ottos großes Haus, Ottos große Häuser

Anders als der bestimmte Artikel, der das Genus eindeutig markiert, enthält der Possessor-Genitiv eben durchaus keinen Hinweis auf das Genus des folgenden Nukleussubstantivs. Tritt also ein attributives Adjektiv zwischen den Possessor-Genitiv und seinen Nukleus, so wählt es die starke (in puncto Genus eindeutige) Form.

Unter die „Formadjektive“ rechnet Blatz (1896 II: 224) auch die folgenden quasi-pronominalen Elemente, die jedenfalls alle deiktische und phorische Gebrauchsweisen kennen:

Einzelne, gewisse, obige, vorige, frühere, letztere, erstere, weitere, derartige, sämtliche, sonstige, verschiedene, baldige, folgende, nachstehende, vorliegende, erwähnte, genannte, besagte.

Auch nach ihnen gibt es bisweilen schwankende Adjektivflexion:

Folgende wichtige/n Tatsachen; die Setzer sämtlicher großer/großen Druckereien; sämtliche große/n Flüsse sind ausgetrocknet...

Witzigerweise nehmen substantivierte Adjektive und Partizipien nach Zahlwörtern die mit dem Singular identische „unbe-

stimmte“ Pluralform, während sie mit dem bestimmten Artikel ein Plural –n annehmen:

Vier Gelehrte, Beamte, Verfolgte, Verwandte, Grüne..

Die Gelehrten, Beamten, Verfolgten, Verwandten, Grünen...

Man könnte darüber spekulieren, ob die Anwesenheit eines Zahlwortes (größer als eins!) den Plural hinreichend deutlich macht, während die Pluralform des bestimmten Artikels mit der Singularform im Femininum übereinstimmt und somit eine morphologische „Verstärkung“ benötigt. Aber das wäre nun wirklich ein bloßer Alltagsgedanke. Große Normunsicherheiten gibt es auch, wenn in einer Dativ-Nominalphrase mehrere Adjektive aufeinander folgen:

?Unter großem persönlichem/persönlichen Einsatz

Die großen normativen Grammatiken plädieren meist für „Parallelflexion“, aber hören und lesen kann man es durchaus auch anders. Beobachten lässt sich, dass wir Parallelflexion bevorzugen, wenn zwei attributive deutlich koordiniert sind (was in der Schrift durch Kommatierung angezeigt werden kann):

Mit frischem, klarem Wasser

während die schwache Form gern beim zweiten Adjektiv eintritt, wenn dieses ein sortalisierendes oder Relationsadjektiv (auf diese Unterklassen komme ich später zurück) ist, das zusammen mit dem Substantiv eine Einheit bildet, auf die sich das erste bezieht:

Ich esse das zu heißem schwarzen Tee.

Wer sich für die Einzelheiten interessiert, macht reiche Beute in den alten und neueren Sprachratgebern (von Wustmann, Andresen etc. bis in die Gegenwart zu Bastian Sick).

Nach der Flexion abschließend noch ein paar Worte zur Steigerung der Adjektive, die man, je nach Lust und Laune, sowohl zur Flexion als auch zur Wortbildung rechnen kann. Warum? Nun, erstens formen Komparativ und Superlativ selbst wieder Lexeme, die Flexionsendungen annehmen können, und das ist charakteristisch für die Derivation:

Schön-er → *schön-er-e*, *schön-er-es*, *schön-er-er*, *schön-er-em*, *schön-er-en...*

Zweitens haben wir für den Superlativ sogar eine zusätzliche adverbiale Form *am schön-sten* neben der attributiven Form *schönst-*, die über keine lexikalische Grundform verfügt; drittens (das habe ich oben schon angedeutet) verändert die Komparation auch die syntaktischen Eigenschaften der Adjektivlexeme: Der Komparativ eines Adjektivs öffnet einen zusätzlichen *slot* für eine *als*-Phrase:

Der Atlantik ist schöner als das Mittelmeer.

Die „positive“ Grundform hat diesen *slot* nicht:

**Der Atlantik ist schön als das Mittelmeer.*

Um eine Entsprechung zur Komparativkonstruktion zu erhalten, müssten wir eine *so...wie*-Konstruktion wählen (*Der Atlantik ist so schön wie das Mittelmeer*). Die *als*-Phrase liefert der Komparativform einen „Nullpunkt“, von dem aus gesehen die fragliche Eigenschaft beim Bezugssubstantiv stärker ausgeprägt ist. Der Superlativ hingegen initiiert so etwas wie eine partitive Relation. Wenn ich sage:

Bachs Kantaten sind die schönsten / am schönsten. bzw.
Bachs schönste Kantate...

Dann impliziert das jeweils die partitive Heraussonderung eines Elements aus einer Menge sortal gleichartiger Elemente: die

schönste von allen Kantaten Bachs bzw. die Menge der Bachschen Kantaten aus der Gesamtmenge aller Kantaten. Sortal ungleichartige können auch per Komparativ nicht verglichen werden:

*Bachs Kantaten sind schön. Die Alpen sind schön. *Die Alpen sind schöner als Bachs Kantaten.*

Selbstverständlich kann einen niemand daran hindern,ortal Ungleiches per Komparativ zu vergleichen, aber es klingt eben doch markiert und eigentümlich. Weiterhin ist für das Verhältnis von Flexion und Wortbildung bei der Steigerung noch relevant, dass von Flexionskategorien erwartet wird, dass man sie von allen Lexemen einer Wortklasse bilden kann. Jedes Substantiv hat Kasus- und Numerusformen etc. Für die Steigerungsformen wird hingegen angenommen, dass man sie nur von bestimmten Adjektiven bilden kann, was eher für die Wortbildung charakteristisch ist, die immer (oder wenigstens: in der Regel) nur Ausschnitte von Lexemklassen erfasst. Allerdings kann man darüber streiten, ob man nicht vielleicht doch Steigerungsformen von allen Adjektiven bilden kann. Kann man *toter*, *schwangerer*, *verheirateter*, gar *schlafender* sein als andere? Nun, „sein“ kann man es vielleicht nicht, aber niemand kann uns daran hindern, die Formen zu bilden und zu gebrauchen. Vielfach gelten Partizipien generell als nicht steigerbar, aber wegen der fließenden Übergänge zwischen Adjektiven und Partizipien ist das eine problematische Aussage. Bilden kann man die Formen auf jeden Fall, und okkasionell hört man auch Komparative und Superlative von vielen Adjektiven mit einer Eigenschaft, die man entweder hat oder nicht hat, die aber nicht graduell veränderlich ist. Insbesondere dann, wenn die „Eigenschaft“ im übertragenen Sinne gemeint ist:

Bonn ist nachts viel toter als Berlin. Ich fühle mich viel verlassener...

Wir lassen die Frage, ob die Steigerung zur Flexion oder zur Wortbildung zu zählen ist, einfach offen. Wichtig ist allein, dass

Sie die Argumente kennen, die für die eine oder die andere Beschreibung sprechen. In der morphologischen Kategorie der Steigerung erscheint nur manifest, was in der prototypischen Adjektivklasse der Dimensionsadjektive (ich komme darauf zurück) bereits steckt: Wenn ich sage: *Die Stadt ist groß*, dann ist das zwar morphologisch die Grundform (positiv), aber jede Verwendung eines Dimensionsadjektivs schließt bereits einen Vergleich mit einer impliziten Norm ein. Es heißt so viel wie „groß im Verhältnis zu einer normalen, durchschnittlichen Stadt“. Gegenüber diesem Gebrauch erzeugt der Komparativ eben nur einen zusätzlichen Halte- und Vergleichspunkt. In diesem Sinne argumentieren manche Linguisten, funktional sei der Komparativ gewissermaßen die Grundform der Adjektive, weil eben die Verwendung von Adjektiven generell auf Akten des Vergleichens beruhe.

Im Englischen ist das Adjektiv im Prinzip flexionslos, eine Kongruenzflexion mit dem Bezugssubstantiv gibt es nicht. Wenn wir die Steigerung betrachten, so ist sie (grob vereinfacht) bei den meisten „kurzen“ Adjektiven morphologisch (*loud-er, loud-est, poor-er, poor-est* etc.), bei den meisten „längeren“ Adjektiven hingegen analytisch mit *more/most* (*more ridiculous, most ridiculous*). Es gibt hingegen vor allem viele Zweisilber, bei denen morphologische und analytische Steigerung konkurrieren (*funnier – more funny*).

Merken sollten Sie sich zu diesem Kapitel in der Hauptsache zweierlei:

- [1] Die Adjektivflexion, wie wir sie heute kennen, verdankt sich einem radikalen sprachgeschichtlichen Umbau. Noch im Althochdeutschen war die Wahl der Flexion grammatisch-semantisch gesteuert. Die starke (oder pronominale) Flexion war Ausdruck von Indefinitheit, die schwache Flexion war Ausdruck von Definitheit. Auch vorangestellte Adjektivattribute sind in älteren Sprachstufen häufig unflektiert, was Sie z. B. in (sprachlich nicht modernisierten) Versionen von Grimms Märchen lesen können, wo sich der Wolf *ein groß Stück Kreide* kauft und den Müller bittet: *Streu mir fein Mehl*

auf meine Pfote etc. (hierzu Scholz 2018). Ebenso auch in älteren Redensarten wie *Gut Ding will Weile haben* etc.

Heute ist die Wahl des Flexionsmusters ausschließlich morphologisch determiniert bzw. definiert, sie reagiert auf die morphologische Ausstattung des voranstehenden Artikelwortes oder Pronomens. Nach stark flektierendem Artikelwort folgt schwache Flexion und *vice versa*.

Dieser Umbau hängt zusammen mit der Herausbildung eines grammatikalisierten Artikelpaars (bestimmter und unbestimmter Artikel), das fortan für die Markierung von Definitheit/Indefinitheit zuständig wird und somit das Flexionsmuster der attributiven Adjektive „freigibt“ für andere Determinationsreihen.

[2] Die Adjektivflexion ist variabel und variantenreich, schon wenn Sie wenige Jahrzehnte (bzw. Jahrhunderte) zurückgehen, finden sie Konstruktionsformen, die vor dem Hintergrund der heutigen Norm ungewohnt oder abweichend erscheinen. Das System ist an dieser Stelle instabil und in Bewegung (ausführlich hierzu Moulin 2000).

Exkurs: Warum Adjektivflexion? Man kann sich die (sprachtheoretische) Frage stellen, wozu die Flexion des attributiven Adjektivs eigentlich gut sei. Andere Sprachen (z. B. Englisch, Türkisch) kommen recht gut ohne sie aus. Wieder andere (z. B. Latein und andere romanische Sprachen) kennen Kongruenzflexion nicht nur beim attributiv gebrauchten, sondern auch beim prädikativen Adjektiv. Letzteres ist offenbar der Tatsache geschuldet, dass im Lateinischen die Wortklassen Substantiv und Adjektiv näher beieinander und weniger scharf geschieden sind. Je nach syntaktischer Umgebung kann *bonus* „gut“ oder „der Gute“ bedeuten. Oder, etwas zugespitzt: Im Lateinischen sind die Adjektive „Substantive mit Kongruenzformen für alle drei Genera“. Die Kongruenzflexion wird somit immer ausgelöst, wenn sich das Adjektiv auf ein (anderes) Substantiv (bzw. eine NP) bezieht. Kongruenzflexion beim prädikativen Adjektiv kann man sich zumindest illustrieren über die markierte, aber keineswegs ganz

seltene Konstruktionsvariante im Deutschen. Statt *Maria ist nett* können Sie auch sagen *Maria ist eine nette*.

Im Englischen (und im Türkischen) hingegen gibt es gar keine grammatischen Substantivklassen des Typs m, n, f, so dass sich Kongruenzformen erübrigen.

Nach Bhat & Pustet (2000) hat die Kongruenzflexion der Adjektive in Sprachen wie Latein und Deutsch zwei Funktionen: Einmal erlaubt sie den Adjektiven, sich von „ihrem“ substantivischen Nukleus positional zu entfernen (Latein), ohne dass die Beziehbarkeit problematisch wird, dann versieht sie aber auch die Adjektive mit substantivischen Flexiven (im Deutschen zusätzlich mit „Resten“ der Signalisierung des Determinationsstatus) und macht sie so selbst zu potentiellen lexikalischen Köpfen der Nominalgruppen. Man kann das auch so formulieren, dass die attributiven Adjektive nach der Determinierenseite hin quasi mögliche Köpfe der Nennkonstruktion werden, sie kommen, indem sie selbst Flexionszeichen tragen, auch ohne den substantivischen Kopf aus. Die Flexion hat selbst einen doppelten Status. Sie schaut sowohl nach der Determinierenseite als auch nach der Substantivseite. Im Deutschen ist dieser Umstand gar noch dadurch unterstrichen, dass die Besetzung der Determinierposition über das Flexionsmuster der Adjektive entscheidet. Es ist somit gewissermaßen „doppelt kongruent“, sowohl nach der Determinierenseite als auch nach der Seite des substantivischen Nukleus. Und wenn es keinen starken Determinierer gibt, dann übernimmt das Adjektiv selbst dessen Endungen.

Der Vergleich mit dem Englischen, das die Kongruenzflexion der attributiven Adjektive nicht hat, ist ebenfalls aufschlussreich. Grundsätzlich kann das attributive Adjektiv im Englischen selbst *nicht* ohne weiteres zum Kopf der Konstruktion werden. Es erfordert (wie bereits kurz erwähnt) den dummy-head *-one*: *the big-one, the smart-one, the heavy-one* etc. Von dieser Regel gibt es freilich einige Ausnahmen. Wenn das attributive Adjektiv selbst als Substantiv reinterpretiert wird, dann nimmt es substantivische Flexionszeichen an (Plural-s, Genitiv-s): *the blacks, the whites*, andere behalten die adjektivische Nullflexion und nehmen den default „Menschen/Personen“: *the rich, the poor...*,

was man als eine Art Kollektivsingular interpretieren kann. Und auch bei einem Filmtitel wie: *The good, the bad, and the ugly* wird man wohl mit einer default-Annahme für den (menschlichen) Nukleus arbeiten müssen.

Zu prüfen wäre in diesem Zusammenhang weiterhin, ob die starke Übereinstimmung zwischen der schwachen Adjektivflexion und der Flexion der „schwachen Maskulina“ unter den Substantiven in diesem Zusammenhang aufschlussreich sein könnte. Es ist ja bekannt, dass die Klasse der schwachen Maskulina sich bei den (fremdwörtlichen) Personenbezeichnungen ausdehnt, während sie in allen anderen semantischen Klassen rückläufig ist. Was auch immer das bedeuten mag. Aber das führt hier zu weit.

Für das Deutsche wäre Jespersens (1924: 73) feine Beobachtung auszufolgern, wonach hier gilt: „substantives are more individualistic and conservative, while adjectives are more subject to the influence of analogy“, was sowohl für die Morphologie des Adjektivs als auch für seine noetische Bedeutungsprojektion zutrifft (vgl. hierzu Kap. 4, 8 und 9).

| Kapitel 3

Zur Semantik der Adjektive im Deutschen

Inhalt: Zur Semantik der Adjektive im Deutschen; wenige primäre und zahllose sekundäre, aus anderen Wortklassen abgeleitete Adjektive; die hauptsächlichen Bedeutungsklassen (Eigenschafts-, Farb-, Dimensionsadjektive, Evaluativa, Formadjektive, Relationsadjektive – hier geht alles durcheinander!); Dixon (1977) hilf!; Leisi (1975) hilf!; erste Orientierungsversuche im Dschungel (Kaznelson 1974); Gegenstands- und Merkmalsbedeutungen, Intension und Extension; ein Adjektivlexikon für die Zwecke der maschinellen Sprachverarbeitung.

Kaum etwas ist so kontrovers und widersprüchlich wie die Frage nach den Bedeutungsdomänen und Bedeutungsweisen von Adjektiven. Halten wir zuerst fest, dass die einschlägigen Fragen kaum einheitlich für die relativ kleine Zahl von ca. 200 primären Adjektiven und die doch arg große und „offene“ (jedenfalls in die zigtausende gehende) Zahl der sekundären, abgeleiteten Adjektive beantwortet werden kann, und befragen zunächst einmal die Grammatiken. Wie wenig die Forscherinnen und Forscher (mal wieder!) einig sind in diesen Dingen, kann man daran sehen, dass in einer neueren Adjektivdissertation (Bons 2009) für eine hochgradige und netzartig organisierte („Familienähnlichkeiten“) Polysemie von Adjektiven wie *hart*, *weich*, *grob*, *sanft* argumentiert wird, in einer anderen Adjektivdissertation (Leßmöllmann 2002) dagegen für Nullpolysemie bei Formadjektiven wie *rund*, *eckig* – alle einschlägigen Mehrdeutigkeiten, heißt es da, seien auf die wechselnden Bezugssubstantive zurückzuführen. Was natürlich lehrt, dass Polysemie bei Adjektiven nicht

eben wohldefiniert, sondern eher eine Sache der *Zurechnung* ist. Offenbar gibt es bei kategorial und grammatisch auf das „Modifizieren“ anderer Bedeutungen angelegten Wörtern (und das sind Adjektive) ein Grundsatzproblem: Sollen wir die semantische Vielfalt, die uns in den Kombinationen von modifizierenden und modifizierten Elementen begegnet, dem modifizierenden Element, dem modifizierten Element oder der Konstruktion aus beiden zurechnen? *Harte Matratzen, harte Tatsachen, harte Herzen* – geht das mit einer Bedeutung von *hart*? Die Antwort lautet ersichtlich: Es kommt darauf an, ob man die Variabilität der Adjektivbedeutung dem Adjektivlexem selbst, dem Nucleussubstantiv oder dem Syntagma aus beiden zurechnet. „Fassbar“ wird die Variation nur im Syntagma.

Während eine syntaktisch angelegte Grammatik (wie die von Helbig/Buscha 1984) einen vorsichtigen Bogen um die Frage nach der Semantik von Adjektiven macht, gibt Eisenberg im Attributkapitel von Teil II des *Grundrisses* (Eisenberg 1999: 231ff) eine erste semantische Einteilung. Er unterscheidet:

[a] **absolute** Adjektive, für die gilt, dass sie „Eigenschaften“ im engeren Sinne bezeichnen und „Klassen von Objekten“ als *Extension* haben. Was ist damit gemeint? Solche absoluten Adjektive sind z. B. die Farbadjektive (*rot, weiß, grün, schwarz...*), Formadjektive wie *rund, eckig, quadratisch*, aber auch Partizipien II wie *getauft, entdeckt, verheiratet*. Solche Adjektive gefallen den Semantikern, eben weil ihre Bedeutung (in Grenzen, wie sich gleich zeigen wird) *extensional* beschrieben werden kann. Zur Extension von *rot* gehört alles, was „rot“ ist, zur Extension von *rund* alles, was „rund“ ist, zur Extension von *verheiratet* alle Personen, die „verheiratet“ sind etc. (vgl. unten zur genaueren Definition von Intension und Extension).

Skeptiker werden gleich fragen, ob z. B. Theorien auch in die Extension von *grau* gehören, da Goethe das von ihnen prädiert, und Tage in die Extension von *schwarz*, da man ja durchaus von

einem *schwarzen Tag* reden kann. Immerhin bleibt ein deutlicher Unterschied zur Klasse.

[b] **relative Adjektive**, bei denen niemand auf die Idee kommen könnte, ihre Bedeutung sei ihre Extension. Hier handelt es sich um Adjektive wie: *hoch/niedrig, lang/kurz, schmal/breit, dünn/dick, groß/klein, alt/neu, alt/jung*. Sie kommen meist in Gegensatzpaaren, von denen nur eines die ganze Dimension beschreibt (*Höhe, Länge, Breite, Dicke, Größe, Alter* vs. **Niedrige, Kürze, Schmale...*). Dass sich für *groß* keine Extension angeben lässt, erhellt schon daraus, dass eine *große Spinne* niemals die Größe eines *kleinen Elefanten* erreicht. Relative Adjektive beziehen sich semantisch auf eine Art von Durchschnittseigenschaft, die für jede Substantivklasse anders anzusetzen ist. Ein *großes Haus* ist groß FÜR ein Haus. Viele relative Adjektive sind numerisch skalierbar (*zwei Meter groß, 40 Grad heiß*). Sie sind typischerweise steigerbar und gelten als prototypisch für die Adjektivkategorie, weil sie über „alle“ Eigenschaften verfügen, mit denen die Wortart „Adjektiv“ gewöhnlich definiert wird. Oft werden sie auch als Dimensionsadjektive bezeichnet. Die Literatur zu ihrem grammatischen und semantischen Verhalten ist üppig und kaum zu übersehen.

Als dritte Klasse nennt Eisenberg die

[c] **Qualitätsadjektive**. Die Beispielreihe umfasst: *gesund, ehrlich, gut, schön, klug, fleißig, fröhlich, krank, schlecht, hässlich* etc. Auch sie kommen, wie man sieht, oft in Gegensatzpaaren und sind steigerbar. In der Regel sind sie aber nicht numerisch skalierbar (wenn das auch Intelligenztests zu installieren versuchen!) und sie enthalten schon auf den ersten Blick ein markantes bewertendes, ein evaluatives Element.

Was die extensionale Bedeutung betrifft, verhalten sie sich mehr als seltsam. Man könnte natürlich sagen, alles „Schöne“ bilde die Extension von *schön*. Aber hätte man damit überhaupt etwas

gesagt? Findet nicht jede(r) andere Dinge schön? Zulässig sind die Sätze: *Maria ist schön* und *Die Eifel ist schön*. Aber unzulässig ist der Satz: **Maria ist schöner als die Eifel*. Evaluativ kann nur Gleichartiges verglichen werden. Was zumindest den Schluss nahelegt, dass die „Bedeutung“ solcher Evaluativa nicht in den Dingen ihren Sitz hat, von denen sie prädiziert oder denen sie attribuiert werden kann, sondern in den Bewertungsakten der Sprecher, die sie verwenden.

Sodann verweist Eisenberg noch auf die (detransitiven) *-bar*-Adjektive, deren Bedeutung in der Tat kompositionell (nach dem sogenannten Fregeprinzip) aus den zugrunde liegenden transitiven Verben aufkonstruiert werden kann: *X-bar* (für *X* = transitives Verb) hat immer eine passive und eine modale Komponente und heißt so viel wie „kann geixt werden“ (*trink-bar* = „kann getrunken werden“). Das gilt nicht für die frühe Schicht der (teils desubstantivischen) *bar*-Adjektive, die allerdings auch kein heute produktives Schema mehr bilden (*frucht-bar*, *mann-bar*, *sonder-bar*...). Die zahllosen Scherze, die sich mit Hilfe der Tatsache bilden lassen, dass *bar* zugleich auch ein Substantiv ist, sind nur zu bekannt: Kaum ein Ort, in dem es nicht eine *Sonder-Bar*, *Wunder-Bar* oder (etwas origineller) eine *Bezahl-Bar* gibt.

Die desubstantivischen Adjektive (besonders auf *-ig*, *-lich*, *-isch*) sortiert Eisenberg semantisch in die Nähe der substantivischen Attribute (Genitiv- und Präpositionalattribut), weil sie in der Hauptsache eine substantivische Bedeutung attributiv verfügbar machen. Außerdem nennt er noch die deadverbialen Adjektive auf *-ig*: *heutig*, *hiesig*, *dortig*, *einstig*, *sonstig*, *damalig*... und die semantisch in der Tat eigentümlichen demodalen Adjektive des Typs: *angeblich*, *vermutlich*, *mutmaßlich*, *vermeintlich*, *augenscheinlich*, die formgleich sind mit modalen Adverbien, aber auch attributiv verwendet werden können.

Eigentümlich sind die, weil sie das semantische Axiom in Frage stellen, wonach adjektivische Attribute die Intension und Extension ihrer substantivischen Nuklei ausdifferenzieren: ein *weißer Rabe* ist ein Objekt, das zugleich ein „Rabe“ ist und „weiß“, gewissermaßen ein Teil der Schnittmenge zwischen „Raben“ und „weißen Objekten“. Aber sind *mutmaßliche Terroristen* tatsäch-

lich eine Unterklasse der „Terroristen“? Und *angebliche* Ärzte ein Teil der Ärzteschaft? Eher nicht. Alle solche, von epistemisch-modalen Adverbien abgeleiteten sekundären Adjektive haben es gemeinsam, dass sie die Sortalisierung durch den Nukleus nicht intensional oder extensional ausdifferenzieren, sondern sie in Frage stellen oder in Zweifel ziehen.

Exkurs: Intension und Extension: Bleiben wir einen Augenblick bei diesen missverständlichen semantischen Grundbegriffen. Als sortalisierende Konzepte betrachtet sind substantivische Lexeme wie *Tisch*, *Haus*, *Baum* als Bündel intensionaler Merkmale zu verstehen. Als „intensional“ gelten Merkmale, die erfüllt sein müssen, damit ein Referent der jeweiligen begrifflichen Klasse zugeordnet werden kann. Lexikalisch konzentriert sind sie auf die elementaren, zur Identifikation und Erkennung der bezeichneten Gegenstände notwendigen Merkmale. Zu einem „Tisch“ gehört eine Platte, auf die man etwas stellen oder legen kann, die Verbindung zum Erdboden durch ein oder mehrere „Beine“ etc. Sortale substantivische Konzepte sind so gesehen „zentripetal“ (Kaznelson 1974: 169), sie heben *eine* Objektklasse schematisch gegen die ihr benachbarten ab, so hat eine „Kommode“ auch eine Platte, ist aber mit dem Boden durch einen Unterschränk verbunden, ein „Stuhl“ hat auch gerne vier Beine, aber man stellt gewöhnlich nichts darauf, sondern setzt sich selbst darauf etc. Die ganze Prototypensemantik lebt davon, dass Intension und Extension komplementär sind, aber eben nicht deckungsgleich. Als Extension betrachtet man nämlich die „zentrifugale“ Perspektivierung der sprachlichen Repräsentation vom bezeichneten Objekt her, das ja stets noch zusätzlich viele, einmalige, in der Intension des Konzeptes gar nicht erfasste Merkmale hat. Eine hohe, henkellose Tasse, in der eine Blume steht, werden Sie leicht als *Vase* bezeichnen. Eben weil intensionale Merkmalsbündel in der Regel *fuzzy*, d. h. trennungsscharf, sind. Der Tisch, an dem ich gerade sitze, ist z. B. aus braunem Holz, hat an der Seite einen Rollschrank und ist meist ein wenig staubig. Das sind alle Merkmale, die nicht zur Intension des Konzeptes „Tisch“ gehören. Wenn ich sie sprachlich thematisieren möchte, dann benutze

ich in aller Regel Attribute und Prädikate, mit deren Hilfe ich das Kernkonzept „Tisch“ zusätzlich aktualisiere. Wenn ich über „etwas“, über einen Referenten spreche, dann ordne ich ihn mit Hilfe der Intension des Wortes einer sortalen Klasse zu:

Dadurch, dass die Intension in jedem Element einer Klasse eine Konfiguration von Merkmalen hervorhebt, die es der betreffenden Klasse zuordnet, besteht sie gleichsam darauf, dass für jedes Element nur seine Intensionsmerkmale belangvoll, alle übrigen aber irrelevant sind. Im Gegensatz zur Intension fasst die Extension das Element einer Klasse als einen realen Gegenstand in der ganzen Fülle seiner wesentlichen und unwesentlichen, aktuellen und potentiellen Merkmale. (Kaznelson 1974: 169)

In diesem Wechselspiel von Intension und Extension „spielen“ auch die Adjektive eine ganz spezielle Rolle, und die Tatsache, dass man *manche* adjektivischen Attribute per Extension beschreiben kann, andere nicht, ist symptomatisch. Kaznelson fährt fort:

In bezug auf das Sprechen bedingt die Intension die Möglichkeit, einen Gegenstand nach seinem Namen zu benennen. Die Extension ermöglicht zusätzlich die Aktualisierung mit Hilfe von Attributen und Prädikaten. (Kaznelson 1974: 170)

In der Regel sprechen Semantiker davon, dass Adjektive semantisch für einzelne Merkmale stehen, die entweder in die Intension des von ihnen modifizierten Kernkonzeptes eingebunden sein können (*die helle Sonne, das weite Meer, das grüne Gras...* Es gehört zur Intension der substantivischen Nuklei, dass sie *hell, weit, grün* sind) oder aber dieses Kernkonzept extensional mit zusätzlichen Merkmalen bereichern oder ergänzen (*das schwarze, glänzend polierte Auto, der tüchtige Arzt...* Nicht alle Autos sind *schwarz*, nicht alle Ärzte *tüchtig* etc.). Extensionale Merkmale des Referenten taugen einerseits zu dessen Beschreibung, anderenteils zu dessen kommunikativer Aktualisierung.

Andere Merkmale wiederum *sind* zwar nicht Teil der Intension „ihres“ substantivischen Kernkonzepts, können aber so eingebunden *werden*, dass sie dieses Kernkonzept intensional modifizieren. So ist eine *grüne Bohne* eine Unterart der Bohnen. Für diese konzeptmodifizierende Funktion verwendet das Deutsche freilich bevorzugt die Komposition (mit Adjektiven und Substantiven als Bestimmungswort). Wir sagen eher *Schnellstraße*, *Weißbrot*, *Grünspecht*, *Schwarzwurzel* als die entsprechenden attributiven Ausdrücke **schnelle Straße*, **weißes Brot*, **grüner Specht*, **schwarze Wurzel*. Attributive Adjektive finden wir eher in komplexen Namen, bei denen das Substantiv nicht die Art kodiert (*rote Beete*, *fette Henne*, *grauer Star...*); für eine (insgesamt aus meiner Sicht etwas problematische) Diskussion dieser Verhältnisse vgl. Schlücker (2014).

Wichtig ist, dass man sich klar macht: Das eben skizzierte Verhältnis bezieht sich auf eine Konstellation, bei der der substantivische Nukleus der Konstruktion eine Gegenstandsbedeutung ist und das (adjektivische) Attribut eine Merkmalsbedeutung. Die sprachliche Darstellungstechnik erlaubt uns aber mühelos auch die entgegengesetzte Konstruktion. Wir können ebenso von der *Schönheit der Landschaft* sprechen wie von der *schönen Landschaft*. Und da ist dann im ersten Falle die Merkmalsbedeutung der substantivische Nukleus und die Gegenstandsbedeutung das Attribut.

Dem oben aus Kaznelson (1974: 170) zitierten Passus müssen wir also hinzufügen, dass die Sprachtechnik uns auch erlaubt, ein Merkmal substantivisch zu benennen und es durch die Attribuierung des Merkmalsträgers zu aktualisieren. Aus der *schönen Landschaft* wird dann die *Schönheit der Landschaft*, Nukleus und Attribut wechseln die Plätze, ebenso wie Gegenstands- und Merkmalsbedeutung. Die Scholastik hat erbittert über den Status von Substantiven wie *Schönheit* gestritten, in denen ja Bedeutung und Bezeichnung (modern gesprochen) in eins fallen, das Wort *Schönheit* bezeichnet ja gar nichts außerhalb seiner eigenen sprachsystemischen Bedeutung, es substantiviert die Systembedeutung des Adjektivs *schön* – eben weil die interne Polarisie-

zung von Intension und Extension ersatzlos entfällt, bedeuten Wörter wie *Schönheit* nichts als sich selbst.

In dem Augenblick freilich, wo Sie das Adjektivabstraktum *Schönheit* gebrauchen, um eine Person zu identifizieren (*Sie ist eine Schönheit!*) und zu charakterisieren, stellt sich das substantivtypische Wechselspiel von Intension und Extension erneut her, ebenso wie wenn Sie von der *Schönheit der Alpen* etc. sprechen und somit das Merkmal durch den *reference point* des Merkmals-trägers spezifizieren.

Aber hier wollen wir einstweilen nicht in die Einzelheiten gehen, sondern nur provisorisch festhalten: Im lexikalischen und prototypischen Normalfall können wir davon ausgehen, dass Adjektive

- [a] *Merkmalsbedeutungen* sind, d. h. sie identifizieren und individualisieren keine Objektklassen (sonst hätten Sie nie das Spiel „Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist ADJ“ spielen können, es lebt einzig und allein von der linguistischen Tatsache, dass Adjektive keine – scholastisch gesprochen – *vis individuativa* haben, sie identifizieren keine Objektklassen, das nämlich ist allein typisch für sortale Substantive), Adjektive kodieren vielmehr Merkmale, die bei sortal ganz unterschiedlichen Objekten vorkommen: *weiß* sind Schwäne, Schneeflächen, Wände, Gesichter, Papierblätter, Hochzeitskleider, dann auch Sonntage, Ritter, Weine etc.
- [b] Als genuine Merkmalsbedeutungen können typische Adjektive gewöhnlich *entweder* extensional spezifizierend auf die Referenten ihrer Bezugssubstantive *oder* aber intensional modifizierend auf die sortalen Konzepte ihrer substantivischen Nuklei bezogen werden. Die empirische Realität der sprachlichen Kommunikation ist oft so, dass es auf diese Unterscheidung gar nicht ankommt, aber wir können diese Unterscheidung nur sinnvoll machen, weil es auch viele Fälle gibt, in denen es doch sehr gründlich auf sie ankommt. Wenn ich sage: *X ist ein großer Fußballer*, dann ist die gewöhnliche Lesart die, dass ich ihn für einen *bedeutenden* Fußballer halte, also das Kernkonzept intensional modifiziere. Aber natürlich

könnte ich mit dem gleichen Ausdruck auch nur feststellen, dass der Referent über 1.90 m groß ist. Und das wäre eine extensionale Spezifizierung des Referenten, der durch das Kernkonzept bezeichnet ist.

- [c] Spezifisch für die *Lexemklasse* Adjektiv ist die kategoriale *Indifferenz* gegenüber der Opposition zwischen extensionaler Referenzspezifizierung und intensionaler Konzeptspezifizierung. Die *attributive* Verwendung von Adjektiven privilegiert die extensionale Referenzspezifizierung. Das wird deutlich in der Tatsache, dass restriktive attributive Adjektive gerne ohne Nukleus gebraucht werden können. Sie gelten dann gewissermaßen als Ersatznuklei der NP. Das scheint ihrer Ausgangsdefinition als *nichtidentifizierend* zu widersprechen, tut es aber nicht, weil das substantivische Umfeld in der NP sie automatisch zu referenzdifferenzierenden Elementen macht. Wenn ich weiß, dass es thematisch um Pullover geht, ist *der rote* identifizierend, sonst nicht. Differenzierend wirken sie dann und nur dann, wenn die substantivische sortale Klasse *gegeben* ist – wie auch immer: sei es durch Vorerwähnung, sei es gewohnheitsmäßig wie bei *die Alten/Jungen, Armen/Reichen*, sei es durch schiere Kollokation, wie man etwa bei *die erneuerbaren* fast automatisch *Energien* einsetzt. Das ist vollkommen anders in der adverbialen Verwendung, wo Konzeptdifferenzierung fast die einzige realistische Option ist. In adverbialer Funktion ist das „Modifikat“ eines Adjektivs niemals ellipsierbar, in referenzspezifizierender attributiver Funktion fast immer. Substantive sind Referenzierer *und* Prädizierer, deshalb können Adjektive in ihrem Umfeld beides, aber Verben sind nur Prädizierer, darum können Adjektive/Adverbien in ihrem Umfeld nur das Konzept modifizieren. Das zeigt sich noch in der Projektion adverbialer Verhältnisse in die NP, wenn das verbale Konzept substantiviert wird: *ein starker Raucher, ein guter Tänzer* etc. können nur konzeptmodifizierend gelesen werden, weil es die Syntagmen *stark rauchen, gut tanzen* sind, die substantiviert werden.

Gegeben sein kann die sortale, substantivische Sphäre eines attributiven Adjektivs auf ganz verschiedene Weise. Einmal natürlich lokal in der laufenden Kommunikation zwischen Sprecher und Hörer: Das Thema Ihrer Rede sind Weine, und Sie sagen:

Ich mag roten viel lieber. Weißen trinke ich nur zum Fisch.

Und wenn die Konstellation passend ist, z. B. im Restaurant, können Sie locker ein Viertel *weißen, heurigen, alten* bestellen und werden sicher den richtigen Wein bekommen, und wenn Sie im Café einen *schwarzen* bestellen, dann bekommen Sie (hoffentlich) einen schwarzen Kaffee, keinen Schwarzafrikaner. Handelt es sich um Rassenprobleme in den USA, dann werden Sie *die Schwarzen* ganz anders beziehen (Sie sehen: Bei diesen Beispielen ist die Groß- und Kleinschreibung etwas kompliziert). Bei manchen Adjektiven wird aber auch habituell eine *bestimmte* Bezugssphäre präferiert, z. B. die der Menschen. Wenn (wie erwähnt) von den *Alten, Jungen, Reichen, Armen* die Rede ist, dann wissen Sie, dass es um gesellschaftliche Gruppen geht. *Der Junge/die Jungen* ist vollständig substantiviert für „männliches Kind“ (was übrigens höchst seltsam klingt bei näherer Betrachtung und bereits einen kleinen Seitenblick erlaubt auf einen anderen Mechanismus, der uns häufig begegnet in der adjektivischen Attribution: Intensional wäre „männliches Kind“ eine höchst widersprüchliche Kombination, weil „Mann“ das intensionale Merkmal [+erwachsen] trägt und „Kind“ das intensionale Merkmal [-erwachsen]. Extensional wäre es ziemlich monströs, wenn ein „Kind“ männlich aussähe. Aber gemeint ist natürlich: „Kind männlichen Geschlechts“, und solche Spezifizierungen werden in der adjektivischen Attribution gerne einfach weggelassen, ausgelassen. Wenn Sie ein *faules Wochenende* verbringen, dann sind Sie faul, nicht das Wochenende selbst, aber der Sinn ist auch so klar, und Sie müssen gar nicht sagen *ein faul verbrachtes Wochenende*).

In der Grammatik der adjektivischen Attribution (und nicht nur in diesem Teil der Grammatik) ist sehr vieles „latent“, d. h. es wird mitverstanden, aber nicht explizit mitkodiert. Hinter den

formalen Schemata der grammatischen Beziehungen zwischen Substantiv und Adjektiv (attributiv, prädikativ, koprädikativ) verbergen sich viel mehr komputationale und kombinatorische Muster als bloß die von „Substanz“ und „Eigenschaft/Merkmal“, die uns von der traditionellen Grammatik und Semantik so ans Herz gelegt werden. Um noch einmal das viel zitierte Beispiel zu verwenden: Dass Sie in dem Mustersatz:

Der Kellner trug die Suppe fröhlich/heiß/vorsichtig herein.

die drei Adjektive jeweils ganz anders beziehen, das liegt daran, dass zwar alle drei Adjektive sind, aber ganz andere latente kombinatorische Präferenzen aufweisen. *Fröhlich* interpretieren Sie als „Subjektsprädikativ“, als Koprädikation über den Kellner, *heiß* als „Objektsprädikativ“, als Koprädikation über die Suppe (könnte nicht auch der Kellner *heiß* sein? Wenn da *cool* stünde, würden Sie auch Subjektsprädikativ ins Auge fassen!), *vorsichtig* ist dagegen das, was Leisi (1975) ein (latent) adverbiales Adjektiv nennt, seine Bedeutung modifiziert eher „Handlungen“ (=Verben – auch so eine Vereinfachung!), und wenn es auf Personen bezogen wird, dann kodiert es eher die Handlungsdispositionen der Person.

Viele grammatische Kategorien sind in den Bedeutungen der Wörter und in den syntaktischen Beziehungen der Wörter im Satz verborgen.

schreibt Kaznelson (1974: 103), und es scheint so, als ob wir von der latenten Grammatik der Adjektive im Deutschen noch nicht sehr viel wirklich verstanden und aufgehellt hätten. Vertraut sind einige ihrer kombinatorischen Eigenschaften, etwa die, dass „punktuelle“ Verben nicht mit Adverbien modifiziert werden können, die „Dauer“ anzeigen, sondern nur „durative“ Verben. Man kann sagen: *Lange suchte er nach seiner Uhr*, aber nicht **Lange fand er seine Uhr*, weil *finden* grammatisch-semantisch punktuell ist – und *suchen* durativ. Ein Semantiker wird vielleicht anzumerken wünschen, dass *Lange fand er seine*

Uhr nicht durchaus geht, das kann man aber auch als Hinweis darauf nehmen, dass im negierten Satz das adverbiale Adjektiv eben nicht die Bedeutung des punktuellen Verbs *finden* modifiziert, sondern kraft seiner latenten Eigenschaften anders funktioniert (nämlich als Modifikator für das Negationselement). Bei Verben, die unwillkürliche, ereignisartige „Dinge“ beschreiben, gilt, dass sie nicht modifiziert werden können durch Adjektive bzw. Adverbien, die auf willkürliche Handlungen bezogen sind. **Er schlief sorgfältig* geht so wenig wie **Er stürzte eifrig die Treppe* herunter, genauer gesagt: Die Kopplung mit *eifrig* schließt eine unwillkürliche Deutung von *stürzen* aus, sie zwingt uns, das Verb in diesem Falle als Kodierung einer willkürlichen Handlung zu nehmen, etwa im Sinne von *Er rannte eifrig die Treppe* herunter.

Nehmen wir zum Abschluss noch ein extremes Beispiel zum Verhältnis von Intension und Extension in der attributiven Nominalphrase. Wenn ich von jemandem prädiere:

X ist ein männlicher Mann.

dann könnten wir das Prädikat nur als tautologisch interpretieren, wenn Attribut und substantivischer Nukleus einfach ihre Intensionen miteinander verbinden würden. Zweifellos ist ja das Merkmal „männlich“ bereits in der Intension von „Mann“ enthalten. Es bringt also nichts Neues. Da aber immer auch eine extensionale Lesart „geht“, können wir den Ausdruck durchaus interpretieren. Die Rede ist von einem Referenten, einem X, das über die im Nukleus bereits intensional repräsentierte Eigenschaft in besonderem Maße verfügt. Wir müssen, um den Ausdruck deuten zu können, die Nominalphrase *intern polarisieren* (also genau das tun, wovon uns Semantiker notorisch abraten: zwei syntaktisch verbundene Ausdrücke eben nicht gleichartig, sondern entgegengesetzt interpretieren, den einen prädikativ, den anderen indikativ): Wir interpretieren einen Teil nur intensional und einen Teil nur extensional. Der prädikative Gebrauch „intensionalisiert“ ein jedes Substantiv, und was im substantivischen Nukleus nur als identifizierendes Merkmal vorkommt, das wird dem Referenten als distinktives Merkmal rhematisch

zugeschrieben. Das ist übrigens zugleich auch ein illustrierender Kommentar zu den bekannten Beobachtungen von Sandra Thompson (1988). Oft wiederholt der Nukleus nur die bereits bekannte Nomination, während das adjektivische Attribut die eigentlich neue und rhematisch-prädikative Information gibt. Wenn ich auf einen Wagen zeige und sage: *Das ist wirklich ein tolles Auto!*, dann ist der Nukleus *Auto* eigentlich redundant und *toll* enthält die rhematische Information. Und so verhält es sich bei zahlreichen „attributiven“ Adjektivkonstruktionen. Thompson (1988) argumentiert, dass im gesprochenen Englisch die (gewöhnlich für kanonisch geltende) distinktive Identifizierung eines im Nukleus konzeptualisierten Referenten diskursiv eher eine Ausnahme ist. Die „referent distinguishing function“ (so Thompson 1988: 178) attributiver Adjektive ist in der Konversation äußerst selten. Gesprächsanalytische Untersuchungen zu diesem Komplex wären auch im Deutschen wünschenswert (nun ja: für Grammatiker!).

Mir scheint, dass hier ein sprachtheoretisch interessantes Phänomen getroffen ist: Syntaktische Phrasenformate wie die der NP (Nominalphrase) oder VP (Verbalphrase) oder PP (Präpositionalphrase) sind darin „dialektisch“ angelegt, dass sie sowohl zur internen Polarisierung als auch zur internen Homogenisierung tendieren. Im einen Falle legen sie die funktionale Polarität frei, die zu ihrer Herausbildung geführt hat, im anderen schaffen sie neue idiomatische oder lexikalische Einheiten, die *en bloc* interpretiert und in die Redekette eingesetzt werden können. Der eine Pfad führt in Richtung Grammatikalisierung, der andere in Richtung Lexikalisierung. Und beide definieren grammatische Standardformate für die Konstruktion von Namen oder Prädikaten bzw. komplexen Darstellungen.

Exkurs: Gegenstands- und Merkmalsbedeutung: Gesprochen habe ich verschiedentlich von der Gegenüberstellung zwischen Gegenstands- und Merkmalsbedeutungen. Diese Opposition übernehme ich von Kaznelson (1974), sie ist ungebräuchlich in der deutschsprachigen Grammatiktradition, aber m. E. sehr sinnvoll, weil sie das Kontinuum der Wortarten „alternativ“ und

ein wenig anders gliedert, als es gemeinhin üblich ist. Gewöhnlich steht in der syntaktischen Tradition das Verb an der Spitze der Wortartenhierarchie, weil es der syntaktische Zentralknoten des Satzes ist, von dem aus die relationale Ordnung der Satzkonstituenten geordnet werden kann. Kaznelsons (1974) Modell entstammt einer anderen, aber mindestens ebenso ehrwürdigen grammatischen Tradition, nach der nämlich nicht der verbale Zentralknoten, sondern das intentional hervorgehobene Subjektsargument der eigentliche „Herrscher“ im grammatischen Satz ist. Das nämlich ist zugleich kommunikatives *Thema* und es steht nominativ an der Spitze der referentiellen Hierarchie der Argumente im Satz. Es ist das „referenziellste“ der Argumente, wenn dieser Superlativ erlaubt ist. Das Subjekt ist das intentional zentrierte Argument im Satz, es ist der Null- und Ausgangspunkt der Proposition, gewissermaßen die Origo des Symbolfeldes (auch das natürlich wieder nur eine Metapher!). Morphosyntaktisch wird das dadurch unterstrichen, dass das Subjektsargument die Verbalphrase (das Prädikat) nach den Kategorien Person und Numerus „regiert“ (auch das natürlich eine problematische Formulierung! Und nicht nur darum, weil es auch Sprachen gibt, in denen direkte Objekte ebenfalls kongruenzaktiv an der Form des finiten Verbs beteiligt sind). Als Quell- und Ausgangspunkt der höchsten Rektions- und Kongruenzforderung im Satz ist jedenfalls das „Subjekt“ immer wieder als hervorgehobener Posten der Satzgrammatik markiert worden. In der Geschichte der Grammatik wechselt man periodisch zwischen einer verbozentrischen und einer nominozentrischen Axiomatik in der Satzlehre. Und damit meint man: Das Subjekt dominiert den Satz oder das Prädikat dominiert den Satz. Aber könnte es nicht sein, dass das Prädikat den Satz syntaktisch und das Subjekt den Satz nominativ dominiert und sich die beiden Ordnungen nicht widersprechen, sondern ergänzen? Vielleicht haben Sätze sowohl ein prädikatives Zentrum als auch ein nominativ-indikatives Zentrum, vielleicht *sind* Sätze sogar am besten just dadurch zu definieren, dass sie solchermaßen zwei oppositionelle Zentren miteinander verbinden!

Das ist die satzsyntaktische Interpretation dieser Tradition, die wortartentheoretische wäre die, nach welcher es bei der Anordnung der hauptsächlichen Redeteile nicht primär um die syntaktische Bindekraft ginge. Nach dieser wäre die Vorherrschaft des Verbs nicht in Frage zu stellen. Verben sind [+relational] und Substantive typischerweise [-relational]. Das Verb *schlagen* kann ich nicht verwenden, ohne dass sich die Fragen *wer?* und *wen?* stellen. Das Substantiv *Tisch* impliziert keine Relationen. Relationale Substantive (inhärent possessive wie *Kopf, Freund, Nachbar* = immer einen Possessor implizierend) sind eine Sondergruppe. Für gewöhnlich definieren wir Substantive durch die Eigenschaft, welche die Scholastik als *vis individuativa* lateinisch hypostasiert hat. Was ist darunter zu verstehen? Nun ja, eigentlich nur das, was wir oben im Exkurs über Intension und Extension bereits angesprochen haben: dass nämlich typischerweise Substantive „individualisierend“ und „identifizierend“ sind, Adjektive und Verben dagegen nicht. Wenn ich von „Männern“, „Autos“ oder „Häusern“ spreche, dann wissen Sie gemeinhin, wovon ich rede. Das Kinderspiel mit dem Namen „Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist ADJ“ unterstreicht im Gegenzug den Umstand, dass Adjektive keine solche identifizierende und konzeptuell individualisierende Kraft haben. *Rot, groß, schön, gut, breit* etc. identifizieren keine Objekte und so gut wie keine Objektklassen – trotz der formalsemantischen Exerzitien mit der *Extension* von absoluten Adjektiven, von der wir oben gesprochen haben. Wenn ich sage: *Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist rot!*, dann lebt das Spiel davon, dass vorderhand niemand weiß, wovon ich rede. Das hat wohlgermerkt allein mit den Wortarten zu tun und nichts mit den außersprachlichen Realitäten (was auch immer das sein mag). Natürlich sind die Grenzen fließend. Ein reines Evaluativum wie *schön* wäre identifikatorisch überhaupt keine Hilfe, weil niemand weiß, welche Referenten bzw. Objektklassen der Sprecher *schön* findet. Ein Privativum wie *nackt, kahl, tot* würde die Spielteilnehmer auf Objekte lenken, die „gewöhnlich“ bekleidet, behaart oder lebendig sind. Ein selektionsstarkes Adjektiv wie *blond* würde unsere Aufmerksamkeit auf die sortal bestimmte Objektklasse „Haare“ lenken etc. Ein Orientierungsadjektiv wie

ober-, unter-, link- könnte allein die extensionale Suchaktivität der Teilnehmer lenken etc.

Wenn wir alle diese Besonderheiten und Marginalien außer Acht lassen, dann gilt jedenfalls die Hypothese, dass primäre und prototypische Substantive die höchste *vis individuativa* haben (manche(r) würde vielleicht ergänzen wollen: vor allem die *basic level categories* der Prototypenlehre), dass danach die Klasse der Verben folgt, deren *vis individuativa* in erster Linie davon abhängt, wie stark ihre Selektionsbeschränkungen gegenüber den direkten Mitspielerargumenten ausfallen und in Rechnung gestellt werden können (mit der natürlichen Implikation, dass formale und auxiliare, stark grammatikalisierte Verben, die per definitionem Selektionsbeschränkungen reduzieren, so gut wie keine individualisierende Kraft haben), und dass am Ende dieser Hierarchie die Adjektive und Adverbien zu liegen kommen, die höchst plastisch und anschmiegsam auf die individualisierenden Fähigkeiten derjenigen Wörter bezogen sind, welche von ihnen modifiziert werden – und zwar extensional wie intensional.

Die Hierarchie Substantive > Verben > Adjektive > Adverbien wäre dann zugleich auch tendenziell die Hierarchie, welche zwischen „Gegenstandsbedeutungen“ und „Merkmalsbedeutungen“ aufzuspannen wäre, dergestalt, dass Substantive prototypisch für Gegenstandsbedeutungen stehen, Adverbien prototypisch für Merkmalsbedeutungen, eigentlich sogar für „Merkmale von Merkmalen“, wie gleich zu zeigen sein wird. Und Verben und prototypische lexikalische Adjektive irgendwo in der Mitte. Verben wären typischerweise Merkmale ihrer Subjekte und Adjektive Merkmale der Substantive bzw. der Nominalgruppen und Verbargumente.

Wer so argumentiert, der darf freilich keinen Augenblick vergessen, dass er von *lexikalischen* Klassen spricht und nicht von *syntaktischen*. Denn alle Formen von Derivation erlauben es, z. B. die Merkmalsbedeutung von *schön* substantivisch zu fassen als *Schönheit*, die Merkmalsbedeutung von *bitten* als *Bitte*, von *behaupten* als *Behauptung*, von *laufen* als *Lauf* etc. Auf den ersten Blick wird hier schon bemerklich, dass die *vis individuativa* bei den Ableitungsbeziehungen eine wichtige Rolle spielt,

auf die wir freilich hier nicht im Detail eingehen können. Die Stammnominalisierungen von Verben (*Bitte, Lauf, Stoß, Stich, Ruf, Wurf, Schuss...* die Gruppe ist sehr umfanglich) individualisieren Ereignisse, welche das Verb konzeptualisiert. Die substantivischen *-er*-Ableitungen von Verben (*Spieler, Störer, Wanderer, Läufer, Arbeiter, Bestimmer...* auch hier fast umfassende Produktivität) individualisieren Personen oder Geräte, die mit der Verbhandlung habituell zusammenhängen etc. Syntaktische und lexikalische Derivation (Kurylowicz) garantieren, dass wir die Lexeme aus ihren primären grammatisch-semantischen Funktionen auch in die jeweils entgegengesetzten transponieren können. Dabei verbinden sich dann die lexikalischen Merkmale der Ausgangskategorie mit den grammatisch-kategorialen Merkmalen der entgegengesetzten Kategorie. Grammatikalisierte Ableitungsbeziehungen bewegen ihre Basislexeme in aller Regel in eine Kategorie, die der der Basis auf die ein oder andere Weise entgegengesetzt ist. Dennoch (oder gerade darum) ist die grundlegende Generalisierung tragfähig: Wenn ich ein lexikalisches Verb oder Adjektiv substantiviere, dann versehe ich es grammatisch mit einer kategorialen Bedeutung, die auf die ein oder andere Weise individualisierend wirkt. Offenbar gibt es zwischen lexikalischen und syntaktischen Kategorien keine genaue Entsprechung, sondern halbwegs geordnete Komplementär- und Ergänzungsbeziehungen.

Setzt man voraus, dass die Hierarchie von Gegenstands- und Merkmalsbedeutungen zwar nicht in den lexikalischen Klassen abgebildet ist, aber doch auf deren zentrale Mitglieder verweist (dergestalt, dass etwa die typische Objekt- oder Personenbezeichnung ein Substantiv, die typische Handlungsbezeichnung ein Verb ist etc. – aber eben nicht umgekehrt jede Handlung nur verbal bezeichnet werden kann), so kann man zunächst einmal eine ganz „unabhängige“ Klassifizierung der Merkmalsbedeutungen vornehmen. Geht man davon aus, dass Sätze im weitesten Sinn „Ereignisse“ kodieren (ähnlich wie es im Deutschen auch viele Substantive gibt, die Ereignisse darstellen: *Krieg, Gewitter, Konzert, Versammlung, Vorlesung...*), so lassen sich die Merkmalsbedeutungen (mit Kaznelson 1974: 175) klassifizieren als:

[a] Ereignismerkmale; [b] Gegenstandsmerkmale; [c] Merkmalsmerkmale.

In dieser Klassifikation erkennt man unschwer die bekannten Konturen des Wortartensystems – aber eben nur die Konturen! Typische Ereignismerkmale sind die Adverbien. Ereignismerkmale sind Ort, Zeit, Dauer, Intensität, Art und Weise, typische Gegenstandsmerkmale sind die Adjektive, und man kann gleich anfügen, dass das Deutsche eine Adjektivklasse aufweist, in der es auch zahllose Ereignismerkmale gibt (*schnell, lange, eifrig, sorgfältig, ständig* – eben die, welche Leisi (1975) als „adverbiale Adjektive“ bezeichnet). Merkmalsmerkmale wären im Deutschen prototypisch vertreten durch gradierende Partikel/Adverbien/Adjektive, die man keinesfalls direkt auf Substantive beziehen kann. Beispiele sind hier *sehr, ziemlich, äußerst*. Intensität und quantitative wie qualitative Merkmale eines Merkmals können mit solchen Ausdrücken kodiert werden.

Das Gras ist sehr, ziemlich, äußerst, mächtig grün. Er strengt sich sehr, ziemlich, äußerst, mächtig an.

Als Merkmalsmerkmale können auch Zähl- und Messphrasen verstanden werden:

Er ist 2.10 Meter groß und 80 Kilo schwer.

Theoretisch interessant ist weiterhin, dass sich die grammatische Bedeutung des „Merkmalsmerkmals“ mehr oder weniger automatisch entfaltet, wenn wir eine Adjektivbedeutung weiter modifizieren, durch welche grammatische Technik auch immer. Sei es durch Gradpartikel (*sehr, total, ziemlich schön*), sei es durch modifizierende Adverbiale (*außerordentlich, ungewöhnlich, verdammt schön*), sei es durch entsprechende Besetzung der Position des Bestimmungselementes (*saugut, steindumm, affengeil, erzdumm, knallrot...*).

Weitgehend unzugänglich für Merkmals spezifizierungen sind die deiktischen adverbialen Elemente, was ungefähr der höchst

eingeschränkten attributiven Valenz substantivischer Pronomina entspricht:

**sehr jetzt, *ziemlich damals, *außerordentlich heute, *verdammt gestern...*

Merkmalsmerkmale können ganze Ketten bilden, in denen jedes vorangehende Merkmalswort die folgenden modifiziert:

Ein ziemlich genau sechs Wochen langer Urlaub...

Im attributiven Vorfeld der Nominalphrase signalisiert die flexionslose Form, dass ein adjektivisches (und damit der attributiven Flexion unterworfenen) Element *nicht* auf den substantivischen Nukleus, sondern eben nur auf das adjektivische Merkmal bezogen ist (was das Englische z. B. mit der adverbialen *-ly*-Form kodiert):

Ein beständig mächtig betrunkenen Matrose vs. ein beständiger, mächtiger, betrunkenen Matrose.

Für die Wortart Adjektiv scheint es im Deutschen charakteristisch zu sein, dass sie das ganze Feld der Optionen von Merkmalsbedeutungen abdecken kann. Am unteren Ende wird sie Merkmalsmerkmal und am oberen Ende, da wo sie attributiv-restriktiv oder mit einer habituellen Nennsphäre verbunden werden kann (s.o.), da identifiziert sie Gegenstände durch ihre *distinktiven* Merkmale. In der Vielfalt seiner Verwendungen überschreitet das Adjektiv sowohl die Grenzen zum Ereignismerkmal als auch zum Merkmalsmerkmal und sogar zur referenziellen Identifizierung. Ende des Exkurses.

Wenn wir nun davon ausgehen, dass prototypische lexikalische Adjektive Gegenstandsmerkmale kodieren, Gegenstandsbedeutungen intensional oder extensional modifizieren, dann kommt semantisch alles darauf an, wie Adjektive und Substantive sich attributiv, prädikativ und koprädikativ miteinander verbinden.

Beginnen wir mit einem Beispiel. Es liegt auf der Hand, dass das Adjektiv *lang(e)* im Deutschen gleichermaßen gerne räumliche wie zeitliche Bedeutungen annimmt (konventionell gesprochen). Fast alle räumlichen Bedeutungen gehen auch zeitlich. Wir sprechen von einer *langen Stange*, einem *langen Messer*, einer *langen Reise* (wo Zeit und Raum kaum zu entmischen sind), einem *langen Weg* (dito), im Fußball hören wir ständig von *langen Pässen*, *Schüssen*, *Bällen* (!). Wir quälen uns durch *lange Opern* und *lange Sitzungen*, dabei brauchen wir gar einen *langen Atem*, was immer das sein mag. Das ist alles auf den ersten Blick recht unkompliziert: Wenn das Bezugssubstantiv intensional eine räumliche Dimension hat, dann dockt das modifizierende Adjektiv dort an, wenn es eine zeitliche hat, dann dockt es eben dort an. Und wenn es beide Dimensionen hat (*Reise*, *Weg*...), dann kann die Bedeutung offen bleiben. Und wenn es weder das eine noch das andere hat, wie *Atem*, nun gut, dann projizieren wir ein neues Merkmal in die Intension des Nukleus. Der britische (marxistische) Historiker Eric Hobsbawm hat die Redeweise vom *langen 19. Jahrhundert* und vom *kurzen 20. Jahrhundert* geprägt. Nun sollte man denken, dass ein Jahrhundert immer 100 Jahre zählt und ergo niemals kürzer oder länger sein kann als ein anderes. Aber ein Epochenbegriff wie *das 19. Jahrhundert* kann durchaus aus der Sphäre der messbaren Zeit in die der sortalen Identität transponiert werden. Für Hobsbawm dauerte *das lange 19. Jahrhundert* von der Französischen Revolution 1789 bis zur Oktoberrevolution 1917, also beiläufig 128 Jahre, während *das kurze 20. Jahrhundert* nur von 1917 bis 1989, also gerade einmal 72 Jahre währte. Wir reden hier natürlich nicht über die Berechtigung solcher Einteilungen, sondern nur darüber, dass wir sie verstehen können mit unserer praktischen Kenntnis der Funktionsweise von Adjektiven wie *lang/kurz*. Dass ein Jahrhundert definatorisch eben 100 Jahre währt, ist klar, aber eine Epoche kann darüber hinaus als *lang* oder *kurz* markiert werden. Weil das Merkmal keinesfalls an der Intension von *Jahrhundert* andocken kann, muss es eben zwangsläufig am gemeinten Epochenbegriff, an der Extension andocken. Und nur diese plastische Eigenschaft von Adjektiven ist das, was wir hier brauchen. Adjektive sind seman-

tische Opportunisten, sie docken da an, wo in den Kategorien des erkennbar Gemeinten ein Platz für sie ist.

Um ein weiteres anschauliches Beispiel zu geben: In einem evolutionistischen Traktat finde ich die Formel *der moderne Schimpanse*. Wer oder was mag damit gemeint sein? Man verstehe die darstellungstechnische Aufgabe, die darin besteht, die Intension oder Extension des substantivischen Nukleus mit der Intension oder Extension des Adjektivs so zu verbinden, dass eine plausible noetische Adresse des „Gemeinten“ dabei herauskommt. *Modern* ist als Adjektiv vieldeutig, es kann so viel wie temporal *zeitgenössisch* meinen, aber natürlich auch so viel wie evaluativ *zeitgemäß* und auf der Höhe dessen, was gerade *in* ist. *Der moderne Schimpanse* könnte eine Bezeichnung für den Menschen sein, so wie der *nackte Affe*. Aber nur aus den aktuellen textlichen Zusammenhängen können wir entnehmen, dass hier tatsächlich die Gattung Schimpanse gemeint ist, und zwar in der Form und Gestalt, wie wir sie gegenwärtig vorfinden, und nicht in der Form und Gestalt, wie sie einmal vor 50 Millionen Jahren existiert hat, als Mensch und Schimpanse sich entwicklungsgehistorisch „gerade“ getrennt hatten. Das wäre dann wohl der *vormoderne Schimpanse* gewesen.

Wenn wir so die Unterklassen von Merkmalsbedeutung schematisch festhalten, dann müssen wir nachdrücklich daran erinnern, dass diese Einteilung auch auf der identifizierenden und individualisierenden Kraft der Wörter beruht. D.h. Stoffsubstantive (*mass nouns*) stehen in der Hierarchie der Einteilung „niedriger“ als Appellativa (*count nouns*), Appellative wiederum stehen „niedriger“ als Eigennamen, prädikativ gebrauchte Substantive stehen „niedriger“ als nominativ gebrauchte. Eine echte Grenze wird freilich dann überschritten, wenn man die *grammatische* Klasse der Substantive verlässt. Wohlgemerkt sind keineswegs alle Substantive „Gegenstandsbedeutungen“, so ist das nicht gemeint. Auch deprädikative Abstrakta wie *Schönheit*, *Bedeutung*, *Genauigkeit* sind grammatisch Substantive, semantisch aber Merkmalsbedeutungen. Es gibt eine grammatische Hierarchie (Substantive vs. Nicht-Substantive) und eine semantische (Gegenstands- vs. Merkmalsbedeutungen). Beide können

schon darum nicht parallel sein, weil Ableitung und Derivation ein Lexem leicht von der einen auf die andere Seite bewegen.

Um aber die darstellungstechnische „Arbeitsweise“ von Adjektiven zu verstehen, muss man sich klar machen, dass die in der attributiven Beziehung allen möglichen Substantiven „begegnen“ und sich mit ihnen auf die ein oder andere Weise verbinden müssen: Vom (nur extensional interpretierbaren) Eigennamen bis hin zu den zahllosen Deprädikativa, deren verdichtende Häufung die Zeitungssprache ausmacht. Sowohl sind sie auf der Nukleusseite mit der gesamten Palette substantivischer Bedeutungsweisen konfrontiert (und alle Lexeme können bekanntlich sekundär als/wie Substantive gebraucht werden!) als auch sind sie selbst durch die große und heterogene Masse der selbst aus anderen Wortarten abgeleiteten sekundären Adjektive außerordentlich vielfältig.

Rein grammatisch ist die zentripetale Modifikationsbeziehung, die allen Adjektiven eingeschrieben ist. Alle Adjektive haben syntaktisch einen modifikativen *slot*, mittels dessen sie sich auf ein *modificandum* beziehen, mit dem sie auf einen von mehreren möglichen Weisen (s.o.) semantisch vereinbar sein (oder in der Beziehung werden) müssen. Man vgl. hierzu Lehmann (1985, 1991, 2018), der solchermaßen die *modifying relation* von der *governing relation* abgrenzt: Modifizierend in diesem Sinne ist die Beziehung zwischen Substantiv und Determinativ, Substantiv und attributivem Adjektiv, Adjektiv und Adverb, Verb und adjunct/Adverb, die Relation ist jeweils dem zweiten Element inhärent. Rektionsbeziehungen (*governing relations*) herrschen dagegen zwischen dem Verb und seinen Argumenten/Mitspielern, zwischen Präposition und registrierter Nominalphrase in der Präpositionalphrase. Rektionsbeziehungen sind auf *beiden Seiten* verankert, sie beinhalten eine Rollen- oder Merkmalsprojektion durch den jeweils „herrschenden“ Teil: in den Objektslot des Verbs *trinken* kann nur ein Ausdruck, der eine Flüssigkeit kodiert etc.

Grammatisch könnte man die Substantive dadurch kennzeichnen, dass ihre „normale“ Rolle in syntaktischen Beziehungen die des *explicandum* ist, und nicht die des *explicans*.

Substantive sind die nominativen Nuklei von Nominalphrasen, der ganze Zirkus der Attribute um sie herum besteht aus modifizierenden Ausdrücken, anders gesagt aus *explicans*-Ausdrücken. Dem gegenüber besteht die „normale“ Rolle aller anderen lexikalischen Kategorien aus der *explicans*-Funktion: Verben explizieren „ihr“ Subjekt, Adjektive „ihre“ Substantive (oder Verben), Adverbien „ihre“ Verben. Natürlich können auch Substantive in die Funktion des *explicans* eingefädelt werden: Als Genitivattribut expliziert ein Substantiv den Nukleus der Phrase (*das Haus meiner Eltern* bleibt nominativ ein Haus, die *Eltern* sind in der Phrase nur ein Bestimmungselement für den Nukleus), als Bestimmungswort in der Determinativkomposition wird jedes Substantiv ein reines *explicans*: Eine *Haustür* ist eine Tür, deren Unterart durch das *explicans* „Haus“ näher bestimmt wird etc. Auch wenn wir hier etwas vereinfachen müssen: In den adverbialen Argumentrollen des Satzes bleibt das Substantiv hingegen, auch wenn es vom Verb/Prädikat regiert wird, primär ein *explicandum* (wenn ein Objekt ausnahmsweise bloß das Verbalkonzept modifiziert, dann wird das im Deutschen angezeigt durch den Verlust von Determination und Phrasenstatus: *Zeitung lesen* vs. *die Zeitung von heute lesen*).

Bei den attributiven Adjektiven, um die es ja hier in der Hauptsache geht, kann man sich hier schon einmal vorläufig und provisorisch die (leicht paradoxen) Verhältnisse vorstellen, bei denen z. B. das attributive Adjektiv „eigentlich“ ein Substantiv ist (wie bei den zahllosen Ableitungen auf *-lich*, *-isch* etc.), also oft eine Gegenstandsbedeutung, und der substantivische Nukleus „eigentlich“ ein Verb, also eine substantivierte Merkmalsbedeutung (wie bei den zahllosen Ableitungen auf *-ung* etc.). Eine *ärztliche Untersuchung* ist eine von Amts wegen durch einen Arzt ausgeführte Handlung, aber in dem Nennsyntagma erscheint die Handlung nicht als Verb, sondern als substantivischer Nukleus, und der Akteur erscheint als adjektivisches Attribut. Was für eine Verdrehung unserer primitiven ontologischen Vorstellung von den Wortarten! Wir trösten uns dann gerne damit, dass uns die Tätigkeit „als“ Objekt und der Akteur „als“ Eigenschaft präsentiert würde – was immer das heißen mag. Mit solchen und

ähnlichen Verhältnissen werden wir uns beschäftigen, wenn wir von den Relationsadjektiven handeln (in Kapitel 8).

Exkurs: Farbadjektive: Farbadjektive, so scheint es auf den ersten Blick, stehen für prototypische Einzelmerkmale. Dass ein Objekt *weiß*, *grün*, *rot*, *blau* ist, gehört zu seinen Merkmalen. Manchmal gehört die Farbe zur Intension des Substantivs (*weiß* zur Intension von „Schimmel“, *schwarz* zur Intension von „Rabe“ etc.). Und keine Liste prototypisch adjektivischer Sphären, in der nicht die Farbbezeichnungen vorkämen, sie scheinen sehr typisch zu sein, obwohl sie wiederum bestimmte adjektivtypische grammatische Merkmale vermissen lassen: Sie haben (mit Ausnahme von vielleicht *schwarz/weiß*) keine Antonyme und sind auch nicht gut für die Steigerung geeignet: bei *rot* wüssten wir nicht einmal, ob wir Komparativ und Superlativ umlauten sollten: *rot* - ? *röter* - ? *am rötesten*.

Es kommt hinzu, dass den empirischen Beobachtern der tatsächlichen Verwendung von Farbadjektiven schon früh aufgefallen ist, dass es mit dem stabilen Einzelmerkmal womöglich nicht so weit her ist. Schon bei William Dwight Whitney, einem der großen Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts, können wir den irritierenden Satz lesen: „blackberries are red when they are green“, was so viel heißt, dass Heidelbeeren rot sind, wenn sie noch unreif sind. Schon auf diesen ersten Blick wird deutlich, dass sich auch die vermeintlich so eindeutigen Farbadjektive leicht und gerne in andere Bedeutungsbereiche bewegen lassen. Einen wahren Sturm hat es im 19. Jahrhundert ausgelöst, als der englische Philologe und Staatsmann Gladstone bei Homer eine höchst merkwürdige Verwendung der Farbadjektive konstatierte und den Verdacht äußerte, die alten Griechen könnten noch keine entwickelte Farbwahrnehmung ausgebildet haben (zu dieser Geschichte vorzüglich Deutscher 2010): vom *weinroten Meer* sei da die Rede und von *grünem Honig*. Und das einzige, was bei Homer niemals als *blau* bezeichnet wird, ist der Himmel, der sich doch zweifellos auch in der Antike ziemlich blau über dem Mittelmeer gewölbt haben muss.

Wie so oft, muss man gar nicht so weit schauen, um auch in der eigenen Gegenwartssprache einige irritierende Befunde über den Gebrauch der Farbadjektive zu sammeln. Wer denkt sich bei uns etwas dabei, wenn er einen Wein, der doch von wässrig-hell über grünlich bis ins Gelbe spielen kann, als *Weißwein* oder auch als *weißen Wein* bezeichnet? Im Portugiesischen heißt er übrigens *grüner Wein*. Über einen Wein, der tatsächlich *weiß* wäre, würde sich jedenfalls jeder Weintrinker mächtig wundern (und ihn vermutlich an den Anstreicher weiterreichen). Unser *Rotwein* wird anderswo eher als *schwarz* bezeichnet, und dass auf jedem Globus das *Rote Meer* und das *Schwarze Meer* verzeichnet sind, wundert uns weit weniger als Homers *weinrotes Meer*. Ob man den „Rotkohl“ nun *Rotkohl* oder *Blaukraut* nennt, das muss nicht nötigerweise auf Farbenblindheit verweisen, zumal wir ja wissen, dass in der Komposition die Bestimmungswörter wesentlich nur sortale Unterscheidungszeichen sind, die nicht wirklich deskriptiv funktionieren müssen. In Eigennamen wie *Rotes Meer* ganz entsprechend. Wir wissen ja auch, was eine *Himbeere* ist, ohne mit *Him-* eine Bedeutung verbinden zu können.

Kein Wunder jedenfalls, dass sich neben der *kognitivistischen* Merkmalstheorie der Farbadjektive (und in scharfer Konkurrenz zu ihr) eine *kulturalistische* Theorie der Farbadjektive entwickelt hat, die davon ausgeht, dass der Gebrauch der Farbadjektive eben nicht von der Wellenlänge des Lichtes, sondern von kulturellen Konventionen und Wertungen bestimmt werde. Zwar gibt es auch hier kulturübergreifende Muster und Regelmäßigkeiten, so wird fast überall kulturell die „Farbe“ *schwarz* eher mit Unglück und Leid, die „Farbe“ *weiß* eher mit Reinheit und Glück in Verbindung gebracht – obwohl wir auch wissen, dass es Kulturen gibt, in denen *weiß* und nicht *schwarz* die Farbe der Trauer ist. Die kulturelle Plastizität des Farbadjektivs *grün* im Deutschen kann würdigen, wer in den vergangenen Jahrzehnten beobachtet hat, wie *grün*, von der Nebenbedeutung „unreif“ (*lauter grüne Jungs!*) ausgehend, von ökologischen Konnotationen überschwemmt und gewissermaßen ganz neu „eingefärbt“ worden ist. Mittlerweile gibt es sogar *grünen Wasserstoff*, was anzeigt,

dass „ökologisch“ stark in den Vordergrund der Verwendung von *grün* getreten ist.

In unversöhnlichem Gegensatz zu allen kulturalistischen Modellen der Farbadjektive stehen wiederum die universalistischen Modelle des Typs Berlin & Kay (1969). Diese beiden Autoren haben in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts in einem groß angelegten Sprachvergleich zu zeigen versucht, dass sich das Repertoire der Farbadjektive in allen Sprachen nach dem gleichen vorhersagbaren Abfolgemuster etabliert: von der primären Opposition *schwarz/weiß* über die erste echte Regenbogenfarbe *rot* und dann zum Feld von *grün* und *blau*. Erst spät entwickeln sich Bezeichnungen für Zwischenbereiche wie *lila*, *orange*, *rosa* etc., was man schon daran erkennen kann, dass die entsprechenden Wörter keine primären Adjektive sind, sondern aus (meist substantivischen) Objektvergleichen stammen.

Mit den notorischen Schwierigkeiten, die der „kognitive“ Sinn von Farbadjektiven im Erstspracherwerb bereitet, beschäftigen wir uns in Kapitel 9 noch eigens.

Exkurs: Adjektiv und Selektion: Bei adjektivischer Modifikation einer übergeordneten Substantiv-, Verb- oder Satzbedeutung – das halten wir fest aus den obigen Überlegungen – geht es in irgend einer Weise darum, dass bzw. ob die Bedeutung des modifizierenden Elements (des Adjektivs) mit der Bedeutung des modifizierten Elements vereinbar ist und gekoppelt werden kann. Echte semantische Rollenprojektionen, wie sie die Regel sind im Verhältnis eines Verbs zu seinen Argumenten/Mitspielern, sind dagegen marginal bei Adjektiven.

Es gibt solche semantischen Rollenprojektionen freilich zu Hauf und ganz regelmäßig bei den Partizipien I und II, die ja im Kern Verbaladjektive sind (das Partizip I ist im Deutschen ein reines Verbaladjektiv, das Partizip II wird darüber hinaus konstruktional von Hilfsverben regiert und nimmt somit an der Bildung komplexer Tempusformen, Genus Verbi-Formen etc. teil). Bei allen echten Partizipien, wenn und sofern wir sie als Adjektive betrachten, ist die prädikative Verwendung blockiert, was sich ganz einfach daraus erklärt, dass deren „Platz“, bildlich

gesprochen, von den (per se prädikativen) finiten Formen besetzt und blockiert wird. Wir sagen nicht: **Das Kind ist schlafend*, weil wir sagen können: *Das Kind schläft*. Nicht ganz so leicht fällt dieser Beweis für das Partizip II, weil da nämlich die prädikative Formel [ist + Part. II] auf problematische Weise gleich mehrfach besetzt ist und die Grammatiken einmal von Verben sprechen, die ihr Perfekt mit dem Auxiliar *sein* bilden (*Das Kind ist eingeschlafen* = Perfekt), in anderen Fällen, wenn nämlich das (transitive) Perfekt unbedingt mit *haben* gebildet wird, sprechen sie von einem „Zustandspassiv“ (*Die Türe ist geöffnet* = Zustandspassiv zu *die Türe wird geöffnet* = Vorgangspassiv), in wieder anderen Fällen sprechen sie davon, dass aus dem Partizip II ein Adjektiv geworden sei, wenn z. B. der Wechsel mit *wird* (= Vorgangspassiv) nicht geht: *der Politiker ist angesehen* bedeutet jedenfalls etwas ganz anderes als *der Politiker wird angesehen*. In aller Regel nehmen Grammatiker an, ein Partizip II sei dann zu einem richtigen Adjektiv geworden, wenn es die Selektionsbeschränkungen abgeworfen hat, die es mit seinem verbalen Basislexem verbinden. Ein extremes und zweifelsfreies Beispiel ist *verrückt*, das wohl niemand noch auf seinen partizipialen Ursprung aus dem Verb *verrücken* beziehen würde. Natürlich kann ich immer noch sagen: *Der Tisch ist verrückt*, aber die adjektivische Bedeutung ist so in den Vordergrund gerückt, dass kaum einer das als Zustandspassiv interpretieren würde, als Resultat von *Jemand hat den Tisch verrückt*. Da würde man wohl eher den Grammatiker für *verrückt* halten. Bei vielen anderen Partizipien existiert der partizipiale Gebrauch friedlich neben dem adjektivischen, zweifellos sind, wie immer im Leben, die Übergänge fließend. Schon Lichtenberg hat gespottet über einen *Gesandten*, der aber kein *geschickter* sei. Der hier allein interessierende Hauptsatz lautet: Ein Partizip überträgt die Selektionsbeschränkungen seiner verbalen Basis auf die Substantive, mit denen es sich attributiv verbindet – und wenn es das nicht mehr tut, dann gilt es den Grammatikern als fahnenflüchtig, als kein echtes Partizip mehr, als Neuzugang zur Klasse der Adjektive. So lange ein Partizip ein Partizip ist, gilt: Wenn ich sagen kann: *der geschlossene Vertrag*,

dann muss ich auch sagen können *X und Y haben den Vertrag geschlossen*.

Es gibt aber auch plakative Beispiele dafür, dass von primären Adjektiven relativ starke semantische Beschränkungen ausgehen. *Blond* koppelt sich gern mit „Haar“ (auch mit „Bier“, wobei dann aber eben die konnotative Verbindung zu „Haar“ durchaus erwünscht ist). Es geht natürlich, von einem *blonden Weizenfeld* zu sprechen oder von einem *blonden Heuhaufen*, aber die konnotative Beziehung zu „Haare“ läuft unweigerlich mit. Die Bedeutung von *nackt* und *tot* verbindet sich widerstandslos nur mit Bezeichneten, die in ihrem „Normalzustand“ bekleidet oder lebendig sind. Darüber hatten wir bereits gesprochen (Leisi 1975). Ein Adjektiv wie *schwanger* setzt voraus, dass sein Bezugssubstantiv die Merkmale [+menschlich, +weiblich] aufweist (oder metaphorisch erteilt bekommen kann). Der Normalzustand ist aber, dass sich Adjektive mit semantisch ziemlich heterogenen Substantivklassen so verbinden, dass es eine Deutungsmöglichkeit gibt. Was kann nicht alles *tief* sein: das Meer, eine Schlucht, der Schlaf, ein Gedanke, ein Blick, die Traurigkeit, eine Schüssel oder ein Teller, ein Preis etc. Linguisten sprechen sogar von *tiefen* und *flachen* Orthographien und scheinen das zu verstehen, wenn die Ausdrücke zuvor definiert worden sind! Wenn wir uns den rein evaluativen Adjektiven zuwenden wie *gut*, *schön* etc., so gibt es kaum ein Substantiv, mit dem sie sich nicht verbinden ließen, selbst eine Krankheit oder ein Tod kann *schön* sein! Vergessen Sie nicht: Jeder Gebrauch eines Adjektivs involviert tendenziell eine Vergleichsoperation. Am entgegengesetzten und stärker semantisch selektiven Pol stehen auf den ersten Blick die Adjektive, die in unserem Vorverständnis Gegenstandsmerkmale kodieren wie *rot*, *rund*, *süß*, *bitter*. Aber zu denen gehört auch *tief*, und auch hier ist die semantische Plastizität beträchtlich. *Süß* fungiert auch als ziemlich unspezifisches (tendenziell ironisches) Evaluativum (was kann man nicht alles *süß* finden!), und *bitter* dürfte ebenfalls überwiegend evaluativ gebraucht werden. Die Frage nach der semantischen Selektivität der Adjektive wird gerne ins Stilistische und/oder Metaphorische verlagert, aber m. E. gehört sie durchaus in die Sprachtheorie (vgl. Eichinger 2007: 183). Und

zwar deshalb, weil eben sowohl der Nukleus wie auch das Adjektiv selbst sowohl nach ihrer intensionalen wie auch nach ihrer extensionalen Seite in die noetische Rechnung der Modifikation eingesetzt werden können, weil die Bindung an das Nennen aus inhärenten Gründen zu Verkürzung, zum Wegfall vermittelnder Zwischenglieder drängt etc.

Oder nehmen wir ein momentan recht hochfrequentes sekundäres (in diesem Falle aus einem transitiven Verb abgeleitetes) Adjektiv wie *erneuerbar*. Sie gehen definitiv nicht fehl mit der Vorhersage, dass es sich in der Mehrzahl aller Ihnen begegnenden Fälle mit dem Nukleus *Energien* verpaaren wird. Man kann das so darstellen, dass das Adjektiv grammatisch ein Substantiv bevorzugt, das passives Subjekt (oder aktives Objekt) zu dem Basisverb *erneuern* sein kann. Aber *erneuert* werden kann natürlich so manches. Für die schematische Kopplung mit *Energie* muss also eine Art „Gegenselektion“ stattfinden, es sollte oder muss eine „Wahlverwandtschaft“ hinzukommen, die von dem substantivischen Nukleus ausgeht. Wir müssten also im Gegenzug prüfen, mit welchen spezifizierenden Adjektivattributen sich das Substantiv *Energie* gerne verbindet. Das würde ohne Zweifel zu einem Potpourri von hochfrequenten attributiven Spezifizierungen zu *Energie* führen: *erneuerbare, fossile, solare, atomare* etc. wären gewiss die häufigsten Adjektivattribute, wenn wir in diesem interdiskursiven Feld blieben (würden wir thematisch in die Psychoszene wechseln, dann hätten wir vermutlich Attribute wie *seelische, spirituelle, psychische, geistige, emotionale...*). Sprachwissenschaftlich interessant (für eine zunehmend „prozessrealistische“ Grammatik) ist ein solches Wechselspiel von selektiven *Bahnungen*, die teils von modifizierenden Elementen zu den modifizierten und teils umgekehrt von den modifizierten Nuklei zu den bevorzugten modifizierenden Lexemen führen.

Im Zeitalter der online verfügbaren Großkorpora ist es eine leichte Übung, sich einen Überblick zu verschaffen, mit welchen substantivischen Nuklei ein Adjektiv sich gerne und häufig „paart“ (und *vice versa*). Das DWDS gibt Ihnen auf Mausclick Auskunft über die häufigsten Nuklei des attributiven Gebrauchs, die häufigsten Subjekte des prädikativen etc.

Und während man (als wörtlichkeitsgläubiger Linguist!) vermuten könnte, dass Adjektive mit der kognitiven Merkmalsbe-
deutung von *heiß/kalt* sich nur oder bevorzugt mit Substantiven
paaren, die einen intensionalen oder extensionalen Bezug zur
Temperatur haben, belehrt die Schlagzeile, wonach *über die kalte
Progression heiß diskutiert* werde, darüber, dass es um die kom-
binatorischen semantischen Potenziale der typischen Adjektive
doch etwas komplizierter bestellt sein muss. Weder wundert uns
der eiskalte Engel (Filmtitel) noch eine (adverbiale) Wendung wie
den hat es kalt erwischt. *Kalte Rechner* begegnen uns überall, und
den *Kalten Krieg* haben wir hinter uns.

Das DWDS listet als hochfrequente Substantive, mit denen
sich das Adjektiv *kalt* verbindet, die folgende Reihe:

*Bier Blick Buffet Büffett Büffet Dusche Frieden Füße Getränke
Herz Hände Jahreszeit Kaffee Krieger Krieges Küche Licht
Luft Nacht Platten Pracht Progression Rauch Schauer Schulter
Schweiß Temperaturen Wasser Wetter Wind Winter Winter-
nacht Wintertag Witterung Wut*

Dass das Buffet gleich dreimal vorkommt, deutet auf gewisse
Schwierigkeiten bei der Orthographie. Immerhin gibt es relativ
viele Substantive darunter, bei denen es sich tatsächlich „noe-
tisch“ um Temperatur handelt. Schauen wir auf die prädikative
Verwendung, also auf Substantive, von denen *kalt* prädiziert
wird, verschiebt sich die Lage noch einmal zugunsten der „ech-
ten“ Temperaturdimension:

*Atmosphäre Augen Bett Bier Blick Boden Eis Essen Finger
Füße Gesellschaft Haut Herz Hände Kaffee Klima Licht Liebe
Luft Meer Motor Nächte Ofen Raum Sommer Suppe Tage Tee
Wasser Welt Wetter Wind Winter Wohnung Zimmer*

Blick, *Gesellschaft*, *Licht* sind die einzigen hochfrequenten Sub-
stantive, die das DWDS da listet.

Wenn man also Adjektive als „notorisch polysem“ beschrei-
ben möchte, dann sollte man hinzufügen, dass es sich um eine

ganz eigene Form der Polysemie handelt, um eine Form nämlich, die fallweise in der Beziehung des Adjektivs zu dem von ihm modifizierten Ausdruck „gerichtet“ wird. Wir können sie dem Adjektiv selbst zurechnen, als vom jeweiligen Bezugssubstantiv induziert diagnostizieren oder als einen Effekt der Konstruktion verbuchen – aber das überlassen wir den Profis.

Wir sollten jedoch das Kapitel „Adjektivsemantik“ nicht verlassen, ohne einen Blick zu werfen auf einen (mittlerweile auch nicht mehr so ganz neuen) Ansatz zur Beschreibung von Adjektivbedeutungen, der eigens für die Zwecke der maschinellen Sprachverarbeitung und Textanalyse entworfen worden ist (Raskin & Nirenburg 1995): Den Autoren geht es ausdrücklich um die Erfassung der Textbedeutung von Adjektiven für ein Computerlexikon. Sie gehen ausdrücklich davon aus, dass die textuelle Verarbeitung von Adjektiven sowohl lexikalisches Wissen als auch Sach- und Weltwissen erfordert. Die Unterscheidung zwischen sprachlichem Bedeutungswissen auf der einen und Weltwissen auf der anderen Seite ist üblich und plausibel, aber sie ist auch notorisch schwer zu handhaben: *ein schräger Typ, eine schräge Linie, ein schräges Dach, ein schräger Film...* Was ist bei der Deutung solcher Ausdrücke Sprach- und was ist Weltwissen? Ist nicht eigentlich Wissen über das von den Ausdrücken konventionell „Gemeinte“ die entscheidende Größe? Jeder wird gerne zustimmen, dass es Weltwissen braucht, um Ausdrücke wie *digitaler Enkel, digitaler Neandertaler* zu entschlüsseln, aber auch hier handelt es sich um die Reihung von *cues*, die uns helfen, das „Gemeinte“ zu konstruieren.

Der Zugriff erfolgt bei Raskin & Nirenburg gewissermaßen von zwei Seiten: über die breite Beschreibung gewöhnlicher Fälle und über Mikrotheorien zu begrenzten abweichenden Domänen (wie Relationsadjektiven, von denen manche thematische Rollen erben, manche evaluative und charakterisierende Verwendungen abspalten etc.; Raskin & Nirenburg 1995: 13ff). Die theoretische Linguistik, so die Autoren, geht stillschweigend davon aus, dass sich die gewöhnlichen Fälle von selbst verstehen und nur die ungewöhnlichen der expliziten Erklärung bedürfen (1995: 31). Tatsächlich sind aber die alltäglichen Fälle ebenso vielfältig. Viel

Wert legen die Autoren (m. E. zurecht) auf die Feststellung, dass es keinen Parallelismus zwischen der syntaktischen Rolle von Adjektiven und ihrer semantischen Modifikationsleistung gibt: Hinter den attributiven, der prädikativen, der adverbialen Modifikationen verbergen sich heterogene semantische Relationen, und die Generalformel von semantischer Modifikation und/oder referentielle Spezifikation deckt durchaus nicht alles, was wir den attributiven Adjektiven zurechnen.

Die Adjektivsemantiker werden immer wieder zu Opfern ihrer eigenen Trivialontologie, die besagt, dass (attributive) Adjektive für einzelne Eigenschaften oder Merkmale „an“ den von ihnen modifizierten Substantiven (oder ihren Referenten) stehen, und die sollen ihrerseits für komplexe Merkmalsbündel oder -kombinationen stehen. Ähnlich wie schon Leisi (1975) vor ihnen insistieren Raskin & Nirenburg (1995) darauf, dass diverse Typen semantischer Selektivität auch von den Adjektiven selbst ausgehen. Ein Adjektiv wie *eager* charakterisiert einen (im indexikalischen bzw. syntaktischen Raum verfügbaren) Akteur, *easy* charakterisiert eine Handlung, was alles nicht heißt, dass es nicht Umstände und Zusammenhänge geben kann, die uns andere Deutungen nahelegen (im Hintergrund einmal mehr Chomskys Paradebeispiel: *John is eager/easy to please*). Auch vermeintlich „einfache“ Adjektive wie *alt* selegieren semantisch ganz unterschiedliche Bezüge und Beziehbarkeiten:

- [1] *ein alter Mann* (Lebensalter);
- [2] *ein alter Freund* (die Freundschaft währt schon lange);
- [3] *mein altes Auto* (ehemalig, vorig, jetzt nicht mehr aktuell);
- [4] *die alten Dinosaurier* (ausgestorben, jetzt nicht mehr vorhanden);
- [5] *ein altes Arschloch* (verstärkend);
- [6] *alter Wein* (aus der vorletzten Ernte, österreichisch);
- [7] *eine alte Geschichte* (vertraut, bekannt)...

Fazit: Ähnlich wie es bei Verben schwer ist, eine „lexikalische“ Bedeutung abzusetzen gegen die Vielfalt der Umgebungen,

Argumentkonstellationen etc., in denen das Verb verwendet wird, ist es auch bei Adjektiven (modifizierenden Bedeutungen) notorisch schwer, lexikalische Konstanten zu fixieren. Um eine ganz „alte“ Formel zu zitieren (von Sandmann 1940): Verben sind Formen der Verbindung anderer Bedeutungen und Argumentpositionen, Adjektive und Adverbien sind Formen der Inferenz. Ohne die ermutigenden Bedingungen bei den Substantiven (Formen der Isolierung) hätte man es wohl kaum in Angriff genommen, Adjektive und Verben lexikalisch zu analysieren.

Nachbemerkung: Roger Böhm (1998: 41ff) diskutiert eine Reihe von interessanten Beobachtungen, die ich hier nur andeuten kann. Der Autor unterscheidet zwischen „kategoriematischer“ und „synkategoriematischer“ Attribution durch Adjektive (was ungefähr Eisenbergs eingangs zitierter Gegenüberstellung von „absoluten“ und „relativen“ Adjektiven entspricht).

Seine These lautet, dass nur synkategoriematische Adjektive in die folgenden Konstruktionen eingehen:

[1] *Das Buch ist rot* → **Das Buch ist rot anzusehen*

[2] *Das Buch ist schwer* → *Das Buch ist schwer zu lesen, zu tragen, zu verstehen etc.*

Eben mit der Opposition zwischen kategoriematisch (oder „absolut“ bei Eisenberg, qua Intension beschreibbar) und synkategoriematisch (oder „relativ“ bei Eisenberg, nicht qua Intension beschreibbar, dimensional) zusammen. Mir scheint jedoch, dass das ebenfalls mit Leisis (1975) „adverbialen“ Adjektiven zu tun hat. *Schwer/leicht* etc. werden nicht nur für Objektmerkmale gebraucht, sie sind auch Merkmale von Handlungen und verweisen darum leicht und gerne *auch* auf ein Verb in ihrem Modifikatorslot, und wenn ich an ein prädikatives Adjektiv einen Infinitiv anhänge, dann schlägt das „adverbiale“ Adjektiv potentiell um und wird als Modifikator des Infinitivs gelesen (*das Buch ist leicht zu lesen*; Gewichtsmäßig kann es sich dabei um ein durchaus „schweres“ Buch handeln!). Chomskys „Klassiker“ (*John is eager/easy to please*) beruht auf einem ähnlichen Effekt, nur mit dem

Zusatz, dass *easy* den noetischen Kontakt zu John ganz abbricht, während *eager* beide Kontakte hält!

Das Adjektiv steht kategorial zwischen Substantiv und Verb und ergo konnotativ zwischen Substantiv- und Verbbezug. Die attributive Relation (so Böhm 1998: 42) ist neutral gegenüber der Opposition zwischen Referenzspezifizierung und Konzeptmodifizierung (das prädikative Adjektiv dagegen stellt die Beziehung um auf die Spezifizierung des Subjektsreferenten).

Weiterhin taucht bei Böhm (1998) im Zusammenhang mit der Beschreibung des attributiven Adjektivs neben der üblichen Koreferenzannahme (und kritisch sowohl gegenüber der Determiner Phrase-Analyse als auch gegenüber der klassischen Valenzanalyse) der m. E. fruchtbare Partitivitätsgedanke für Attribute auf: Danach ist die attributive Konstruktion auf eine von mehreren möglichen Weisen partitiv. Man vergleiche *der halbe Apfel* in *er hat den halben Apfel gegessen*. Das kann heißen: „er hat ein Objekt verzehrt, das aus einem halben Apfel bestand“, aber auch „er hat einen Apfel halb, zur Hälfte, gegessen“. Die Relation kann zu beiden Seiten geschlagen werden. Auch Relationsadjektive und „unlogische“ Adjektivattribute lassen sich partitiv halbwegs einheitlich beschreiben. Partitivität kann von beiden Seiten gelesen werden und trägt so dem Umstand Rechnung, dass die „Richtung“ der semantischen Selektivität in Adjektiv-Substantiv-Syntagmen nicht eindeutig angegeben werden kann. Auch der doppelte Zugriff, der in manchen Sprachen als Verdopplung des Artikelwortes erscheint (in den semitischen Sprachen, aber auch im Franz.: *le livre le plus intéressant* und in der Flexion des attributiven Adjektivs im Deutschen), deutet an, dass einmal Gesamtkonzept/Teilkonzept, aber auch Gesamtreferent/Teilreferent markiert werden kann: *der rote Apfel* = von den Äpfeln der (einzige) rote – oder eine „rote“ Sorte *die roten Äpfel* = von den verfügbaren oder totalen Äpfeln die roten etc. Die Determinationsverhältnisse spezifizieren die jeweils passende partitive Lesart.

Böhm (1998) gibt auch wichtige Überlegungen für die Koinzidierungs- und Referenzialisierungslogik attributiver Adjek-

tive und Determinierer. Das Problem der Determiner Phrase, schreibt er, ist weniger drängend als das der Pseudodeterminierer in prädikativen Substantiven:

Paul ist Anwalt = pures Prädikat

Paul ist der Anwalt, der mich verteidigt hat = hier wird DET gesetzt, weil eine Referenzkette beginnt, an die der Relativsatz anschließt.

Paul ist ein Anwalt ist hingegen schwer zu analysieren (vgl. die erwähnten Beobachtungen von Schäublin (1972) über prädikative Substantive mit und ohne den unbestimmten Artikel): *Paul ist Künstler, Anwalt, Arzt, Lehrer, Witwer...*, aber **Paul ist Idiot, Depp, Lügner...*, was zuerst auf die Opposition deskriptiv/nomen actoris/Berufsbezeichnung vs. evaluativ führt.

Der DET-Status legt fest, welche Koindizierung beim attributiven Adjektiv erfolgt, das also „doppelt regiert“ ist, gewissermaßen von links und von rechts, von der Determiniererseite und von der Nukleusseite, aber weil eben die rechte Größe weggelassen werden kann, anders als im Englischen, wird die Struktur schlüssig.

| Kapitel 4

Grammatisch-semantische Exkurse

Inhalt: Grammatisch-semantische Exkurse: [a] Zur Dynamik der Wortart Adjektiv: Zuzüge und Abwanderungen; Das lexikalische Hinüber und Herüber zwischen Adjektiven und Substantiven (Wackernagel 1924); Damit ein Substantiv adjektivisch werde, muss es artikellos prädiert werden können: leid, ernst, recht, pleite, Herr, Feind; Im Englischen scheint der Weg eher über die Bestimmungsfunktion im Kompositum zu führen (The top, chief linguist); Damit ein Substantiv adjektivisch werde, muss es mit so oder mehr kombinierbar werden; Damit ein Adjektiv substantivisch werde, ja was denn eigentlich? 14 Arten, ein Adjektiv zu substantivieren: Das Wahre, Gute, Schöne, das Gut, das Übel, das Wild, die Rechte, Linke, die Schwarzen, Weißen, der eine, andere, obere etc.; [b] Exkurs zu Steigerung und Graduierung; [c] Das „unlogische“ Adjektivattribut.

[a] Zur Dynamik der Wortart Adjektiv: Zuzüge und Abwanderung

Was die Mechanismen der Rekrutierung „neuer“ Adjektive in die hoch dynamische Wortklasse im Deutschen betrifft, so haben wir einiges bereits erwähnt: Den Zuzug aus der expliziten Derivation (sowie den meist vergleichenden bzw. graduierenden aus der Zusammensetzung), der alle Hauptwortarten als Basis umfassen kann, den deverbalen Zuzug aus den Partizipien I und II, über kategorienspezifische Suffixe wie *-bar* etc.

In der Regel geht die explizite Derivation von Adjektiven (und gehen die Partizipien) zunächst auf den *attributiven* Gebrauch der Formen. Wenn auch prädikativer Gebrauch möglich wird, dann geht man bei Partizipien davon aus, dass ein echter Wortklassenwechsel stattgefunden hat und sie wirkliche Adjektive geworden sind:

Die Argumente sind schlagend; Die Arbeit ist ausreichend; Der Bürgermeister ist angesehen; Der Kerl ist verrückt...

Für die Relationsadjektive (genauer dazu in Kap. 7) gilt ebenfalls zunächst die Beschränkung auf den attributiven Gebrauch (*wirtschaftliche Verhältnisse, menschliches Verhalten, ärztliche Untersuchung*). Wenn sie in den prädikativen Gebrauch übergehen, werden sie zugleich auch graduierbar und gewinnen eine charakterisierende „normale“ Adjektivbedeutung hinzu, oft auch eine bewertende:

Sterbehilfe ist nicht ärztlich/unärztlich; Sei doch ein bisschen menschlich! Der Betrieb ist, arbeitet nicht wirtschaftlich...

Für die deadverbialen und orientierenden Ableitungen gilt ebenfalls, dass sie in der Hauptsache auf den attributiven Gebrauch beschränkt sind. Hier kommt ein Übergang in die Sphäre der Prädikation eigentlich kaum vor und kaum in Betracht, was oft schon daran erkennbar ist, dass es gar keine unflektierte lexikalische Grundform gibt:

Hiesig, heutig, damals, jetzig, gestrig, vorig-, damals, nächst-, letzt-...

Wenn beim Sprechen das Bedürfnis nach prädikativer Verwendung solcher deadverbialer Adjektive entsteht (und das tut es offenbar gelegentlich), dann werden die Formen der substantivierten attributiven Version (mit Artikelwort) verwendet:

Der Wein ist ein hiesiger; Wer ist der nächste? Die Zeitung ist die heutige; Der Typ ist ein Ewiggestriger...

Diese Dinge sind allerdings nicht in Stein gemeißelt. Ich habe auch schon gehört: *Das Gemüse ist hiesig.*

In jedem Falle kann man resümieren, dass der explizit derivationale Zuzug zur Wortart Adjektiv im Deutschen in aller Regel über die attributive Verwendung führt.

Neben *dieser* „Bahnung“ für neue Adjektive gibt es aber auch noch eine andere, die im Gegenteil gerade über die Prädikation mit Kopula führt und von einer unflektierten Grundform ausgeht. Der Input besteht hier aus Substantiven und der Mechanismus (Schäublin 1972 beschreibt ihn bereits ansatzweise) besteht darin, dass es offenbar eine Affinität zwischen prädikativem Adjektiv und Substantiven gibt, die mit Kopulaverben artikellos prädiziert werden können. Die neuerdings gerne als „Adkopula“ abgegrenzten, auf den prädikativen Gebrauch beschränkten „Adjektive“ sind zum Teil Ex-Substantive, die über ihre Neigung zur artikellosen Kopulapredikation zumindest „teilweise“ die Wortart Substantiv hinter sich gelassen haben.

Ich bin es leid; Das ist (mir) recht; Er ist pleite; Das ist schade; Er ist ernst....

All das sind Beispiele, bei denen die parallele Existenz der Substantive (*das Leid, das Recht, die Pleite, der Schade(n), der Ernst*) auf diesen Zusammenhang verweist. *Ernst* und *recht* sind im Laufe der Zeit auch in den attributiven Gebrauch übergegangen. Wackernagel (1924: 56) erwähnt, dass „die Bezeichnungen solcher Wesen, die die Träger einer bestimmten Eigenschaft sind, leicht adjektivische Bezeichnungen dieser Eigenschaften werden“. Er nennt lateinisch *senex* (alt bzw. der Alte, der Greis), deutsch die Farbadjektive *rosa, lila, orange*, französisch *bête* (das Biest bzw. biestig) und einiges mehr. Das Lateinische kennt darüber hinaus auch eine „Bahnung“ zwischen *nomina agentis* und attributiven Adjektiven, die es z. B. erlaubt, *victor* gleichermaßen für „der Sieger“ wie als Adjektiv für „siegreich“ zu verwenden.

Wir halten aber hier einstweilen nur fest, dass es im Deutschen neben der expliziten Derivation neuer Adjektive auch noch einen (deutlich seltener beschrittenen) Pfad gibt, der über die artikellose Eigenschaftsprädikation gewissermaßen „von der anderen Seite“ in die Wortklasse Adjektiv führt. Und wenn es halbwegs einer richtigen Intuition entspricht, dass die Adjektive „zwischen“ den Substantiven und den Verben, zwischen der Sphäre der Nomination und der Sphäre der Prädikation, stehen, dann geht der Pfad der expliziten Derivation im Deutschen auf den substantivischen Pol der Wortklasse, während der Pfad der Adkopulawörter über den verbalen Pol führt. Und ebenso, wie es derivationelle Zuzüge gibt, die gewissermaßen am substantivischen Pol hängen bleiben (die deadverbialen und orientierenden, zum referenzspezifizierenden Feld gehörigen Attributiva), so gibt es auch Zuzüge, die am prädikativen Pol haften: die Adkopula-Wörter. Letztere sind zusammen mit einem Verbalisator statische Verben, erstere sind zusammen mit einer substantivischen Bezugssphäre Referenzialisierer.

Wilmanns (1899 II: 509) fasst die Dinge so zusammen:

Während jedes Adjectivum ohne Hinzufügung eines ableitenden Suffixes in substantivischen gebrauch übertreten kann, ist der Übergang eines Substantivs in adjectivischen Gebrauch, abgesehen von den Bahuvrihi-Bildungen¹ sehr eingeschränkt, und selten haben es die so entstehenden Wörter zu einer vollen Entfaltung adjectivischer Formen gebracht.

Werfen wir noch einen Blick auf die einschlägigen Beobachtungen von Schäublin (1972: 100f), die aber in eine etwas andere Richtung führen. Ihm ist aufgefallen, dass es charakterisierende Substantive gibt, die man mit Kopula artikellos prädicieren kann, und solche, bei denen das nicht der Fall ist:

1 „Bahuvrihi“ ist die Sanskrit-Bezeichnung für „Possessivkomposita“, das sind Bildungen des Typs *Glatzkopf*, *Rotkehlchen*, *Bierbauch* für Personen oder Lebewesen, die die jeweilige Eigenschaft besitzen.

Er ist ein Heuchler, Spinner, Angeber, Lügner, Verleumder, Grübler, Verschwender...

**Er ist Heuchler, Spinner, Angeber, Lügner, Verleumder, Grübler, Verschwender...*

Er ist (ein) Anwalt, Arzt, Seelsorger, Pächter, Maler, Bauer, Linguist...

Nur mit unbestimmtem Artikel gehen offenbar die deutlich evaluativen Substantive, während die Berufsbezeichnungen (im weitesten Sinne) oft sowohl ohne Artikelwort als auch mit prädiiziert werden können. Wobei offensichtlich gilt, dass die letztere Gruppe unmarkiert ohne Artikel prädiiziert wird, während die Form mit unbestimmtem Artikel dann gewählt wird (und gewählt werden muss), wenn noch eine attributive Spezifizierung folgt: *er ist ein guter Arzt* etc. Was schließen wir daraus? Schäublin (1972) meint, nur die artikellos prädiizierbaren seien geeignete Basen für die Ableitung von Relationsadjektiven, während die artikelpflichtigen normale charakterisierende Adjektive bilden: *lügnerisch, schurkisch, heuchlerisch, grüblerisch, verschwenderisch, angeberisch* etc. Das scheint auf den ersten Blick schlüssig. Allerdings fällt eben auch auf, dass die artikellose Reihe ganz überwiegend aus Berufsbezeichnungen besteht, während die verpflichtend mit Artikel gebrauchten Substantive allesamt hoch evaluativ sind. Zudem gilt, wie auch Schäublin (1972: 101) selbst notiert, dass die evaluativ charakterisierende Reihe (*heuchlerisch, angeberisch, lügnerisch* etc.), wenn sie prädiiziert wird, immer als (meinethalben) ellipsierten Nukleus den Bezug auf „Mensch“ voraussetzt:

Er ist ein heuchlerischer Mensch. = Er ist heuchlerisch.

Zudem ist die Reihe der Berufsbezeichnungen deutlich weniger homogen, als es auf den ersten Blick scheint. *Bäurisch* z. B. ist hoch evaluativ und kommt kaum als Relationsadjektiv vor. *Bäuerlich* kommt hingegen sehr wohl als Relationsadjektiv vor (*bäuerliche Landwirtschaft, bäuerlicher Besitz, bäuerlicher Familienbetrieb...*). Der Unterschied zwischen den artikellosen und den

artikelpflichtigen substantivischen Prädikaten ist mit den Mitteln der konventionellen Grammatik kaum zu fassen, obwohl man ihn auch nicht rundweg abstreiten möchte. Ob vor 45 Jahren, als Schäublin sein Buch schrieb, die Formulierung denkbar gewesen wäre:

Er hat ein heuchlerisches, angeberisches Talent.

Im Sinne von: *Er hat ein Talent zum Heuchler, zum Angeber*, vermag ich nicht zu sagen. Heute würde die Formulierung nicht auffallen, was daran liegen könnte, dass Schäublins Analyse ungenau ist, oder aber auch daran, dass sich das Feld möglicher Relationsadjektivbildungen in den letzten 45 Jahren weiter ausgeweitet hat (was ich definitiv vermute). Es könnte aber auch beides der Fall sein.

Wenn wir diese Grenz- und Übergangsbereiche zwischen Adjektiv und Substantiv im Englischen vergleichend betrachten, so wird deutlich, dass sie dort ziemlich anders aussehen. Morphologisch ist die Welt im Englischen insofern in Ordnung, als jede Grammatik sagt: Adjektive sind dort flexionslos, während alle Substantive einen Plural und einen Genitiv auf -s bilden. In einer anderen Hinsicht ist die Welt gerade infolge dessen im Englischen überhaupt nicht in Ordnung, und zwar, weil es keine formalen Kriterien für die Unterscheidung zwischen Adjektiv-Substantiv-Syntagmen und Komposita gibt (sondern bestenfalls konzeptuelle, die aber oft nicht eindeutig ausfallen). Wegen der fehlenden Adjektivflexion liegt die einzige Unterscheidungshilfe diesbezüglich zunächst in der Prosodie: *a bláck bírd* ist ein schwarzer Vogel, und *a bláck bírd* ist eine Amsel. Das sieht zunächst aus, als würde es sich vom Deutschen kaum unterscheiden, wo (außer der Prosodie) die Kongruenzflexion das Syntagma vom Kompositum unterscheidet (*schwärze Würzel* vs. *Schwärzwurzel*). Aber die Dinge sind viel komplizierter. Wie wollen Sie im Englischen bei Bildungen wie *top model* oder *chief inspector* unterscheiden, ob das jeweilige Erstelement ein Substantiv ist, das zu attributiv-adjektivischen Verwendungen

neigt, oder einfach ein Bestimmungswort in der Komposition? Die Prosodie hilft da nicht wirklich.

Diese Unterscheidungsschwäche kompensiert das Englische partiell, indem es den Konstruktionstyp mit *-one* etabliert. Über die Kombination mit dem „Substantivierer“ *-one* erlaubt es die Grammatik, zwischen Attributiva und Substantivierungen zu unterscheiden. Dieses *-one* ist manchmal genuin anaphorisch, indem es ein vorheriges Substantiv wieder aufgreift:

I'll take the red apple and you'll take the green-one.

Manchmal ist es aber auch einfach auf einen (menschlichen) Default gestellt. Dann ist *the huge-one* einfach „der große (Typ)“. Man kann auch beide Interpretationen gemeinsam aufrufen, wie deutlich wird in dem Wunsch an Frischvermahlte (das Beispiel stammt von Otto Jespersen):

May all your future troubles be little-ones!

wo man das *-ones* sowohl anaphorisch auf die *troubles* beziehen kann als auch defaultmäßig auf Menschen, wo dann *little-ones* einfach „Kinder“ bedeutet. In dieser Konstruktion macht jedenfalls der folgende Substantivierer *-one* das davor stehende Wort automatisch zu einem Attributivum, so dass wir gewissermaßen eine syntaktische Probe, einen Test für adjektivische Attributiva haben. Wenn also die Bildungen *the top-one*, *the middle-one* möglich sind, dann können wir sagen, dass die Substantive *top*, *middle* den Weg zum Adjektiv beschritten und auch größtenteils zurückgelegt haben. Im Deutschen hingegen gilt, dass die Nuklei attributiver Adjektive eigentlich immer weggelassen werden können, wenn sie aus dem Zusammenhang erschließbar sind, die Grundwörter von Determinativkomposita dagegen nie. Es ist vollkommen unmöglich, statt *die Hauptstraße* einfach nur **die Haupt* zu sagen. Die englische *-one*-Konstruktion ändert diese Verhältnisse grundsätzlich. Aber es bleibt sehr die Frage, ob die Verhältnisse dadurch insgesamt klarer werden. Schon Otto Jes-

persen weist in seiner *English Grammar* (II: 317ff) darauf hin, dass der Gebrauch des „prop-word“ *-one* sich auf Bereiche ausdehnt, die traditionell nach wie vor der Komposition (und eben nicht dem attributiven Adjektiv) zugeordnet werden:

Of these gowns I like the cotton-one; The house was a four story one; I never knew that my house was a glass one. etc.

An all diesen Beispielen lassen sich gemeinsame „adjektivaffine“ Züge der Bestimmungswörter entdecken, aber ich kann hier nicht ins Detail gehen. Stoff- und Materialsubstantive wie *cotton*, *glass* etc. gelten konzeptuell ohnehin als adjektivnah, und (*four story-* „mit vier Etagen“) Vieretagen- ist so etwas wie ein Possesivkompositum, das durch *-one* referenzialisiert wird.

Wenn es in diesem Zusammenhang eine grammatische Lektion zu lernen gibt, dann besteht sie in der Erkenntnis, dass „Kategorien“ hochgradig synkretische begriffliche Konstruktionen sind. Ob „etwas“ in der Redekette ein *attributives Adjektiv* ist (oder sein soll), das entscheiden wir mit Hilfe eines Bündels von ganz heterogenen *cues*: morphologischen, konzeptuellen, konstruktionell-syntaktischen, und wenn, wie im Englischen, die formbasierten Unterscheidungen ihre Prägnanz verlieren, dann bleibt ein grober morphologischer Rahmen: Was Pluralformen und Genitivformen auf *-s* bildet, das ist ein Substantiv, was sich „sonst“ wie ein Substantiv verhält, aber keine solchen Formen bildet (*the rich, the poor, the good, the bad, and the ugly...*), das gilt dann eben als substantiviertes Adjektiv. Alles Übrige entscheidet dann der konstruktionell-syntaktische Rahmen.

Betrachten wir noch kurz die (reichlich zerklüfteten) Optionen der Substantivierung von Adjektivformen im Deutschen. Bei den Farbadjektiven finden wir die Möglichkeit einer „formlosen“ Substantivierung durch den Neutrum-Artikel:

Das Grün, Blau, Rot gefällt mir gar nicht...

Daraus mag man schließen, dass die Farbadjektive ohnehin den Substantiven recht nahe stehen. Dafür spricht auch, dass sie kon-

struktuional umstandslos den Platz substantivischer Argumente einnehmen können (*ich nehme rot, gib mir mal grün* etc.). Bei den regulären Adjektiven (*wahr, schön, gut, groß...*) konkurrieren explizite deprädikative Ableitung auf *-heit/-keit/-igkeit* und Bildung einer abstrakten Neutrum-Ableitungsform auf Schwa:

Die Wahrheit, Schönheit, Freiheit, Heiterkeit, Gerechtigkeit... bzw. *Das Wahre, Gute, Schöne, Große...*

Die deprädikative Nominalisierung scheint eher zu den Femininumformen auf *-heit* etc. zu tendieren, sie verbinden sich leicht mit dem Subjektsargument der Prädikation:

Die Behauptung ist wahr. → Die Wahrheit der Behauptung...

Dagegen tendieren die Neutrumableitungen (*das Richtige, Falsche, Bare, Gute, Saure...*) eher zu einer abstrakt-„kollektiven“ Lesart, aber die Grenzen sind alles andere als klar und eindeutig.

Daneben haben wir den ganzen Bereich der okkasionellen und usuellen Nenn-Nominalisierungen, die aus einem attributiven Adjektiv ohne substantivischen Nukleus gewissermaßen eine NP improvisieren. Im Bereich des Genus Neutrum sind sie formgleich mit den abstrakt-„kollektiven“ Bildungen.

Der, die, das große, schöne, bunte gefällt mir besser.

In sehr vielen Fällen kann der Nukleus usuell weggelassen werden, weil es so etwas wie eine Default-Selektion einer substantivischen Sphäre gibt (zumeist die der Personenbezeichnung):

Die Armen, Reichen, Alten, Jungen, Schwarzen, Weißen...

Dagegen wären in politischen Kontexten:

Die Grünen, Roten, Gelben, Braunen...

eher nach einer konventionellen politischen Farbenlehre zu sortieren. *Die Linke* kann eine Hand sein, eine politische Richtung oder Partei oder ein Schlag beim Boxen, je nach laufendem thematischem Zusammenhang. „Echte“ lexikalische Substantivierungen aus adjektivischen Grundformen gibt es auch einige: *das Gut, das Hoch, das Tief, das Wild...*

Weiterhin kann man sich am Ausdruckspaar: *der Junge* vs. *das Junge* (=Nachwuchs bei Tieren) klarmachen, dass der komplett lexikalisierte substantivische Ausdruck *der Junge* zwar noch die Flexion der schwachen Maskulina hat, aber eben nicht mehr die typisch attributive Variation nach dem Determinationsstatus. Es heißt sowohl mit dem bestimmten Artikel *der Junge* als auch mit dem unbestimmten *ein Junge*. Wäre die Flexion noch attributiv, müsste es *ein Junger* heißen. Und so ist es in der Tat bei dem weniger lexikalisierten und weniger substantivierten *das Junge*, wo die indefinite Form *ein Junges* lautet.

Besonders im Bereich der Partizipien gibt es viele konventionelle Substantivierungen (mit Personendefault), bei denen noch die Adjektivflexion erkennen lässt, dass es sich um solche handelt:

Der/die Bekannte, Beamte, Delegierte, Angestellte vs. *ein Bekannter, Beamter, Delegierter, Angestellter...*

Ganz allgemein gilt, dass wir im Feld der Nominalisierungen von Adjektiven die gleiche Doppelarchitektur wiederfinden, die auch den Zugang zur Adjektivklasse regulieren und prägen: einmal gibt es die Nominalisierung von der (attributiven) Nennseite her, und dann die Nominalisierung von der prädikativen Konzeptseite her. Das Nebeneinander beider Optionen ist charakteristisch für das (Doppel-)Gesicht der Adjektive. Offenbar gibt es die prekäre Zwischenstellung des Adjektivs zwischen Substantiv und Verb gleich mehrfach und auf allen Ebenen: auf der grammatisch-semantischen Ebene zwischen eher „substantivischen“ und eher „verbalen“ Adjektivlexemen, auf der Ebene der grammatischen Konstruktion zwischen eher „substantivischen“ Verwendungskontexten und eher „verbalen“ Verwendungskontexten, und auf

der Ebene der Ableitungen zwischen eher indikativ-nominativen und eher prädikativ-konzeptualisierenden Ableitungen. Fast alles ist hier unklar und strittig (vgl. Vogel 1996, 1997).

[b] Exkurs zu Steigerung und Graduierung

Es dürfte keine Grammatik geben, in der nicht die Fähigkeit zur Steigerung als ein wesentliches, oft geradezu konstitutives Merkmal der Wortart Adjektiv genannt wird. Hier sind zunächst zwei Aspekte zu beachten. Einmal geht es um die morphologische Technik der Steigerung durch die Suffixe *-er*, *(e)st*, wie in *X ist schöner als Y* oder *X ist das schönste/am schönsten*. Darüber haben wir ganz kurz im Kap. 2 gesprochen.

Diese morphologische Technik gilt als spezifisch für Adjektive. Gelegentlich wird sie verglichen mit der Diminution bei Substantiven (*-chen*, *-lein*) oder mit deren Gegenteil, das es in manchen anderen Sprachen auch gibt (Im Italienischen ist die *minestr-one* eine „große Gemüsesuppe“ und *-one* ein Augmentierungssuffix). Oft ist zu lesen, dass Adjektive, die für „absolute“ Eigenschaften stehen (was immer das sein mag!) wie *tot*, *schwanger*, *verheiratet*, nicht gesteigert werden könnten. Die eigentliche Domäne der Steigerung seien die paarigen Dimensionsadjektive wie *groß/klein*, *alt/jung*, *lang/kurz*. Was die *Gebräuchlichkeit* der Steigerungsformen betrifft, ist das sicher eine sachdienliche Beobachtung, allerdings kennt das Sprechen auch das Bedürfnis nach kommunikativer Graduierung „absoluter“ Eigenschaften, wie ersichtlich wird in Bildungen wie *hochschwanger*, *mausetot* etc. Die Fähigkeit zur Steigerung in kognitiven semantischen Eigenschaften der Sachen zu verankern, führt also definitiv in die Irre. Auch wenn der Logiker dazu neigt, ein Gefäß für entweder *voll* oder *leer* zu halten, die Eigenschaft also für „eigentlich“ nicht graduierbar, wird kein Sprecher zögern von *halbvoll*, *halb leer*, *voller* oder *leerer* zu sprechen, wenn er zwei Busse, Züge oder Flaschen vergleicht etc. Was zählt, ist das Vergleichs- und Bewertungsbedürfnis der Sprecher, was nicht zählt, sind die Vorstellungen des Logikers.

Mit der (morphologischen) Steigerung sind weiterhin nicht bloß Form- und Bedeutungswandel der Adjektive verbunden, sondern auch erhebliche syntaktische Konsequenzen. Der Komparativ baut an die syntaktische Relationalität des Adjektivs eine zusätzliche „zentrifugale“ Argumentstelle an, die mit dem Relator *als* angekoppelt wird:

X ist schön → X ist schöner als Y

Die tatsächliche Realisierung dieser zusätzlichen Argumentstelle ist an die prädikative (und adverbiale) Verwendung des Adjektivs gebunden. In der attributiven ist sie nicht unterzubringen:

**Das schönere als das andere Haus / *das als das andere schönere Haus*

Das ist insofern syntaktisch nicht uninteressant, als etwa bei attributiv verwendeten Partizipien deren Argumente durchaus im Vorfeld der NP untergebracht werden können:

Das auf seine Mutter wartende, sich vor der Schlange fürchtende, ein Buch lesende Kind

Ohne das zusätzliche Argument ist die attributive Verwendung von Komparativformen aber vollkommen gebräuchlich. Anders gesagt: Das Vergleichsargument bleibt implizit. *Das schönere Haus* setzt voraus, dass der Hörer beide Teile der Vergleichung kennt oder aber, dass der Komparativ ohne Vergleich gebraucht ist. Man kann einfach von einer *besseren Wohnlage* sprechen, ohne dabei an andere Wohnlagen zu denken, mit denen verglichen wird. Auch der Superlativ ist, ganz ähnlich, mit erheblichen syntaktischen und grammatisch-semantischen Veränderungen verbunden. Seine Bildung beinhaltet stets so etwas wie eine partitive Relation. *Das schönste Haus* ist zu entschlüsseln als *das schönste von mehreren*. Weil diese partitive Relation automatisch aufgebaut wird, braucht sie nur selten expliziert zu wer-

den. Logische Semantiker werden darauf hinweisen, dass eine Gesamt- und Ausgangsmenge spezifiziert sein müsse, damit der Superlativ interpretiert werden kann, aber die sprachliche Alltagskommunikation kümmert sich da keineswegs um die Erwartungen einer spezifischen Berufsgruppe. Schon gar nicht um die der Logiker. Wenn ich sage:

Den Urlaub in Irland fand ich immer am schönsten!

dann wird mein Gesprächspartner mich kaum je auffordern, doch bitte die Gesamtmenge der Urlaube zu spezifizieren. Und der Syntaktiker wird mit Recht darauf hinweisen, dass bei attributiver Verwendung des Superlativs die „Gesamtheit“ im Nachfeld des Kopfes der NP realisiert wird oder „echt partitiv“:

*Der schönste Urlaub von allen / *der von allen schönste Urlaub / der schönste von allen Urlauben*

Mit Bezug auf die Wortart Adjektiv ist möglicherweise eine andere Beobachtung noch interessanter als alles, was mit der morphologischen Steigerung zusammenhängt, die Beobachtung nämlich, dass so gut wie alles zu „Graduierung“ wird, was in einen die Adjektivbedeutung prä-modifizierenden *slot* eingefädelt wird. Während dem sagenhaften König Midas alles zu Gold wurde, was er anfasste, verwandelt sich (fast) alles in Graduierung, was Adjektive modifiziert. Das können die klassischen Gradpartikel und Gradadverbien sein, allen voran *sehr*, es können aber auch so gut wie alle Elemente sein, die sich als Präfixoid oder Bestimmungswort mit adjektivischen Basen in der Komposition verbinden:

Sehr schön, total gut, ausgesprochen lecker, echt aufregend, mächtig anstrengend, verdammt lustig...

Steindumm, saulecker, lausekalt, affengeil, klitzeklein, mausetot, stinkmüde, bierernst...

Bitte beachten Sie, dass offenbar die lexikalische Bedeutung des Bestimmungsworts kaum eine erkennbare Rolle spielt bei diesen Kombinationen, der Effekt ist immer Graduierung. Und selbst bei vergleichenden Bildungen wie *himmelblau*, *grasgrün* schwingt konnotativ immer die Steigerung mit. Wir sind also genötigt, die graduierende Wirkung der Adjektivmodifizierung auf so etwas wie ein kategoriales Element in der grammatisch-semantischen Bedeutung von Adjektiven zurückzuführen. Ich neige dazu, diese merkwürdige Affinität von Bedeutungsmodifikation und Graduierung darauf zurückzuführen, dass zum Kern der kategorialen Bedeutung von Adjektiven (neben den „kognitiven“ Gegenstandsmerkmalen, die etwa bei Farbadjektiven überwiegen können) eben auch die Evaluation und Bewertung des Besprochenen durch den Sprecher gehört. Jede Modifikation eines Bewertungsaktes ist zugleich dessen Graduierung und Abstufung. Und welche Sphäre menschlicher Orientierung wäre sprachlich feiner „abstufbar“ als die der Bewertung und Beurteilung?

[c] Das „unlogische“ Adjektivattribut
(Sommer 1928, Sandmann 1975)

Es ist immer wieder beobachtet worden, dass die syntaktische Position des attributiven Adjektivs Elemente aufnehmen kann, die irregulär, seltsam und schwer erklärbar sind. Z. Tl. bevölkern sie die älteren Grammatiken des Deutschen unter der Überschrift „unlogische“ Adjektivattribute (hierzu vgl. neben Sommer 1928 auch Sandmann 1975). Beschäftigt haben sie vor allem die Norm- und Zweifelsfallliteratur à la Wustmann, Andresen etc.

Von diesen „unlogischen“ Adjektivattributen wollen wir einstweilen diejenigen Formen unterscheiden, die man als „umge-deutete Genitive“ (also in gewissem Sinne auch desubstantivisch, aber eben nicht explizit deriviert) interpretieren kann, also zum einen die Possessivpronomina, die reinterpretierte (und auch morphologisch „angepasste“) Genitive der Personalpronomina

sind, außerdem die von Toponymen und Kardinalzahlen abgeleiteten *-er*-Bildungen des Typs:

Berliner Weiße, Frankfurter Würstchen, die Bonner Bürger, Siegener Krüstchen...

Die dreißiger Jahre, die zwanziger Jahre...

Die *-er*-Ableitungen haben die Eigentümlichkeit, dass sie zugleich (flektierte) Substantive und (unflektierte) Adjektivattribute sein können. Ein eigenes Feld bilden auch die Ausdrücke, die der Quantifizierung dienen, neben den eigentlichen Kardinalzahlen die Ordinalia und eine Vielzahl „unbestimmte“ Zahlwörter, von denen einige ebenfalls flexionslos operieren können:

Ganz Deutschland, halb Europa neben das ganze Deutschland, das halbe Europa, die ganzen Äpfel...

Viel Geld, wenig Schnaps, kaum Vögel

Der „normalste“ Fall dieser „unlogischen“ Gruppe ist eigentlich vollkommen regulär und besteht einzig und allein in dem Umstand, dass Adverb-Verb-Beziehungen in die attributive Sphäre projiziert werden, wenn aus dem zugrunde liegenden Verb ein *nomen actionis* oder (vor allem) ein *nomen actoris* abgeleitet wird:

Stark rauchen → ein starker Raucher

Gut singen → ein guter Sänger

Geschickt spielen → ein geschickter Spieler

Diese Umbildung geht praktisch immer, sie ist vollkommen regulär, und zeigt eben, dass auch andere Modifikationsbeziehungen in die Sphäre des adnominalen Attributs projiziert oder transponiert werden können. Sie sind durchaus analog mit den Verhältnissen bei den (explizit derivierten) deadverbialen Adjektiven:

Die heutige Veranstaltung, der damalige Bundeskanzler, die hiesigen Behörden...

Sie dienen der Projektion von Adverbien, die syntaktisch unterschiedlich mit dem Nukleus verbunden sein können, in die reguläre Attributposition:

Die Veranstaltung heute, der Bundeskanzler (war) damals, die Behörden hier...

Theoretisch kann man die erste Gruppe als Substantivierung eines Syntagmas verstehen: ein *starker Raucher* ist die Substantivierung des Verbalsyntagmas *stark rauchen* zur Nominalgruppe. Die (geringfügige) Irritation entsteht allein aus der (misslichen) Erwartung, ein *starker Raucher* müsste prädikativ paraphrasiert werden können als *ein Raucher, der stark ist, der Raucher ist stark*. Was darum nicht geht, weil das Adjektiv hier nicht der Deskription oder Restriktion des Referenten dient, sondern nur der Modifikation des (prädikativen) Ausdrucks, welcher der Substantivbildung zugrunde liegt. Die prädikative Paraphrase hingegen „isoliert“ den Nennausdruck, wir müssen ihn referenziell interpretieren und dann das (prädikative) Adjektiv auf den Referenzausdruck beziehen. Beiläufig verweisen diese Zusammenhänge auch deutlich darauf, dass es im Deutschen einen erheblichen Unterschied zwischen Kopulapredikation und Adverbialität gibt (vielen Studierenden will es nicht einleuchten, dass *Paul ist stark* und *Paul raucht stark* zwei unterschiedliche syntaktische Verhältnisse sind, weil es sich ja beide Male um Verben handelt, auf die sich die Adjektive beziehen). Die Kopula ist zwar ein Verb, aber eben auch ein hoch grammatikalisierte Relator, der für verschiedene Formen der „Gleichsetzung“ zwischen Subjekt und Prädikativum steht.

Schon interessanter ist der Umstand, dass diese Art der „adverbialen“ Interpretation eines attributiven Adjektivs offenbar auch in einigen Fällen bei Substantiven geht, die zwar nicht deverbale sind, wohl aber für Substantive ziemlich hoch auf der Prädikativitätsskala stehen. Z. B. hört und liest man ganz gewohnheits-

mäßig von *alten Freunden*, *alten Bekannten*, wobei es sich nicht um Personen handeln muss, die „alt“ wären, sondern nur auf den Umstand angespielt wird, dass sie „schon lange“ (unsere) Freunde oder Bekannten sind (vgl. Kap. 3 zu Lesarten von *alt*). Weniger gebräuchlich, aber durchaus auch zu finden, sind Ausdrücke wie:

Junge Mütter, junge Eltern

Bei denen ebenfalls nicht auf das Lebensalter der Personen abgehoben wird, sondern auf die Tatsache, dass sie „noch nicht lange“ Mütter oder Eltern sind.

Betrachten wir kurz den Unterschied zwischen beiden Konstruktionen, weil er auf eine theoretisch interessante Spur führt: Die morphologischen *nomina actoris* auf *-er* sind Ausdrücke, die explizit auf einen Referenzialitätsindex (*-er*) enden, der also gewissermaßen der Kopf der Konstruktion ist (= Person/Instrument, die/das durch die prädikative Basis gekennzeichnet ist). Den *starken Raucher* kann man also (s. o.) paraphrasieren, als „Person, die stark raucht“. Das Substantiv *Raucher* ist eine intern stark polarisierte lexikalische Konstruktion, es besteht aus einem prädikativen Stamm und einem Referenzindex. Wenn wir nun ein attributives Adjektiv dazu nehmen, so hängt die präferierte Interpretation davon ab, ob das Adjektiv eher auf das Prädikat oder eher auf den Referenten Bezug nehmen kann. Man vergleiche:

Ein starker Raucher vs. *ein netter Raucher*, *ein kluger Raucher* etc.

Die beiden evaluativen Adjektive lassen sich sinnvoll nur als Modifikation des Referenten auffassen, nicht als Modifikation des Basisprädikats *rauchen*. **X raucht nett, klug* geht nicht. Was als Paraphrase geht, ist nur: *nette/kluge Person, die raucht*. Anders gesagt: Das Adjektiv geht nur auf den Referenzindex, nicht auf das Prädikat, mit dem er sich verbindet. Sprüche wie:

X mag nicht der beste Linguist sein, er ist aber auf jeden Fall der schönste.

beziehen ihren bescheidenen Witz daher, dass deprädikative *nomina actoris* eben beide Möglichkeiten beinhalten. Wo eine solche explizite Polarisierung des Kernsubstantivs zwischen Prädikat und Referenzialisierer nicht vorliegt, wie bei *Eltern, Mutter, Bruder, Chef* und ähnlichen Ausdrücken, da sind die beiden Lesarten oft kaum zu unterscheiden. Es braucht dann ein hoch speziell polysemes Adjektivpaar wie *alt/jung*, das tatsächlich beide Lesarten aktivieren kann. Interessant ist aber der Befund: Wo wir es können, wählen wir bei den morphologisch expliziten *nomina actoris* die adverbiale Lesart: *kalter Rechner, stiller Genießer, guter Zuhörer* etc. Bei den *nomina actionis* (der zweiten großen Gruppe von deprädikativen Substantiven) tun wir das ohnehin.

Auch modale „Stellungnahmen“ des Sprechers lassen sich auf diese Weise in die attributive Position projizieren. Vgl.:

Das ist eindeutig ein Fortschritt → Das ist ein eindeutiger Fortschritt.

Die Niederlage ist wahrscheinlich → die wahrscheinliche Niederlage.

Es scheint, dass es in der attributiven Gruppe so etwas wie eine Normalfolie für die Verteilung von Referenzialität und Prädikativität gibt. Bei gewöhnlichen Kombinationen aus attributivem Adjektiv und Substantiv wie *das kleine Auto, der rote Ball* etc. ist der Nukleus der stärker referierende Ausdruck (mit „Anteilen“ von Prädikativität, die von Eigennamen über etikettierende Benennungen hin zu deprädikativen Substantiven wachsen), und das Adjektiv der stärker prädikative Ausdruck (mit „Anteilen“ von Referenzialität, die wiederum bei desubstantivischen Adjektiven wachsen). Bei Eigennamen kann ein attributives Adjektiv ohnehin nur am Referenten andocken (*der kleine Hans*). Ein „ziemlich prädikatives“ Substantiv wie *Mutter* kann eine konzept- oder eine referenzbezogene Lesart auslösen (*die gute Mut-*

ter – das kann Bezeichnung für eine Person sein, die Mutter ist und gut, oder für eine Person, die „als Mutter“ gut ist und sonst vielleicht ein Biest).

„Friktionen“ sind vor diesem Hintergrund zu erwarten, wenn das attributive Adjektiv „substantivischer“ ist als der substantivische Nukleus (etwa weil letzterer ein *nomen actionis* und die Basis des abgeleiteten Adjektivs ein referenzielles Substantiv ist). Wenn die lexikalische Basis des Nukleus verbal und die lexikalische Basis des Attributs ein Substantiv ist, dann kann man erwarten, dass das Schema in Unordnung gerät.

Das ist klassischerweise zuerst bei den Relationsadjektiven der Fall, weshalb sie nicht prädiziert werden können von „ihren“ Nuklei und weshalb sie „natürliche“ Paraphrasen erlauben, in denen das Adjektiv *resubstantiviert* wird:

Menschliches Verhalten → *Verhalten des/von Menschen*
Ökonomisches Wachstum → *Wachstum der Ökonomie*
Ärztliche Untersuchung → *Untersuchung durch einen Arzt etc.*

Prädizierbarkeit würde nämlich voraussetzen, dass das „normale“ Gefälle zwischen Nukleus und Attribut besteht: *die grüne Wiese* kann ich prädikativ umformen zu *die Wiese ist grün*, weil das Substantiv nennt und konzeptualisiert, während das (unflektierte) Adjektiv nur ein nennunfähiges Prädikat ist.

Zu diesem Befund passt es, dass laut den Untersuchungen von Frevel (2003, 2005) Relationsadjektive bezüglich der substantivischen Nuklei, mit denen sie sich verbinden, zwei ausgeprägte „Neigungen“ haben: Entweder verbinden sie sich mit nominativ beinahe „leeren“, extrem nennschwachen Substantiven:

Wirtschaftliche Lage, Situation, Prozesse, Angelegenheiten, Themen...

Dabei wird mehr oder weniger automatisch das Relationsadjektiv zum „eigentlichen“ nominativen Kern des Ausdrucks, obwohl das Substantiv natürlich der grammatische Kern bleibt. Oder sie verbinden sich mit deverbalen Substantiven, zu deren Basis „ihr“

Basissubstantiv eine Argumentbeziehung eingeht, bevorzugt die des Erst- oder Subjektarguments (Schäublin 1972):

Wirtschaftliche Entwicklung, Aufschwung, Wachstum, Niedergang...

Das DWDS gibt zu *wirtschaftlich* als Attribut die folgenden hochfrequenten substantivischen Nuklei:

Aktivitäten Aufbau Aufschwung Bedeutung Bedingungen Beziehungen Dynamik Entwicklung Erfolg Erholung Folgen Fortschritt Gebiet Gründen Integration Interessen Krise Lage Leistungsfähigkeit Macht Niedergang Not Probleme Rahmenbedingungen Reformen Risiko Schwierigkeiten Situation Stabilität Umfeld Verhältnisse Vorteile Wachstum Zukunft Zusammenarbeit

In jedem Falle fällt auf, dass es so gut wie keine einfachen, primären, gegenständlichen Substantive gibt, die als Nuklei zu Relationsadjektiven vorkommen. Geregelt werden offenbar in dieser Sphäre die Verhältnisse zwischen Prädikaten mit unterschiedlichen Rängen in der Nennhierarchie.

Diese Spur können wir hier nicht weiter verfolgen (mehr dazu im Kap. 7). Zurück zu den „unlogischen“ Adjektivattributen. Hier geht es in der Literatur um Bildungen wie:

Die milde Gabe, die höhere Tochter, die alten Tage, der fromme Schleier, der (heute ungebräuchliche) möblierte Herr, die faulen Ferien, der gelernte Schneider, der geborene Diplomat, der trunkene Zustand...

Die könnte man jetzt einzeln vornehmen und auf ihre „Unlogik“ betrachten: Es ist nicht die Gabe, die mild ist, sondern der Geber, die Tochter entstammt den „höheren Kreisen“ (selbst wieder unlogisch!), die Tage sind nicht alt, es sind vielmehr die „Tage des Alters“, auch den frommen Schleier würden wir wohl eher als den „Schleier der Frömmigkeit“ paraphrasieren wollen. Den

frommen Schleier nehmen heißt (bildlich): ins Kloster gehen. Der möblierte Herr (der Ausdruck wird nicht mehr verstanden!) war die Bezeichnung für einen (meist) Junggesellen, der in einem möblierten Zimmer zur Untermiete wohnt, die Ferien sind nicht selbst faul, wohl aber faulenz der, der sie macht, der gelernte Schneider hat das Schneiderhandwerk gelernt etc. Der kleinste gemeinsame Nenner ist zunächst eben, dass sie sich alle einer (sinnvollen) Umformung in die prädikative Sphäre entziehen. Denn natürlich sind *frohe Botschaften* nicht „froh“ und *traurige Ereignisse* nicht „traurig“. Sie *machen* froh bzw. traurig.

Wenn man die Beispielgruppe linguistisch zu sortieren versucht, so ergeben sich zwei Abteilungen: Die erste ist dadurch gekennzeichnet, dass sie auf einen Eigenschafts- oder Definitionsgenitiv verweist: *der fromme Schleier, die alten Tage, der trunkene Zustand* lassen sich umformen in den *Schleier der Frömmigkeit, die Tage des Alters, der Zustand der Trunkenheit*. Es scheint sich um komplementäre konstruktionale Optionen für den Umgang mit verdrehten Nominativität/Prädikativität-Verhältnissen zu handeln. Die zweite Gruppe ist dadurch gekennzeichnet, dass ein vermittelndes Prädikat ausgelassen (bzw. mitverstanden) wird: *der möbliert (wohnende) Herr, die faul (verbrachten) Ferien* etc. *Gelernte Schneider, geborene Diplomaten* kann man verstehen als substantivierte Prädikate: *X hat Schneider gelernt, ist als Diplomat geboren*. Sie stehen gewissermaßen für die syntaktische Transformation von prädikativen Syntagmen in die Nennsphäre.

Eine interessante Eigengruppe bilden noch die „unlogischen“ Adjektivattribute, die mit Formen des Partizip I gebildet sind:

Die nachtschlafende Zeit, die sitzende Lebensweise, die schwindelnde Höhe, die spielende Leichtigkeit, die stillschweigende Bedingung...

Wiederum gilt, dass es keine prädikative Umformung gibt. Man könnte hier gewissermaßen von einem Subtyp der Relationsadjektive sprechen, deren Basis kein gewöhnliches Substantiv, sondern ein substantivierter Infinitiv ist (ähnlich argumentiert bereits Brinkmann 1962: 112: „Das Partizip vertritt dann also

attributiv den Genitiv des Infinitivs“). Gelöscht ist die „gewöhnliche“ grammatische Selektionsbeschränkung für Formen des Partizip I, die nämlich besagt, dass sie sich nur mit Nuklei verbinden, die zugleich Subjekt des zugrundeliegenden Verbs sein können.

Die übrigen Ausdrücke, die in der Regel unter dem Etikett „unlogisch“ geführt werden, lassen sich in aller Regel in die Abteilung der syntaktisch transponierten oder projizierten adverbialen Beziehungen (vielfach bei *nomina agentis*) beziehen:

Ein ausgesprochener Pedant, ein arger Esel, ein ziemlicher Lump
(Sommer 1928)

Auffallend werden sie dadurch, dass der Nukleus zwar ein *nomen actoris* ist, aber kein Verb bzw. Prädikat als Basis hat: *aussgesprochen pedantisch, arg eselhaft, ziemlich lumpig...*

Ähnlich verhält es sich auch mit den Beispielen des Typs:

Die kleinen Diebe hängt man, die großen lässt man laufen.

wo, ähnlich wie bei Formulierungen wie *kleine Handwerker, kleine Geschäftsleute*, das Adjektiv ebenfalls auf den prädikativen Gehalt des Nukleus bezogen werden muss, nicht auf den Referenten (Sandmann 1975: 14). Beispiele wie *kalte und warme Küche* lassen sich der Gruppe ausgelassener Prädikate zuordnen (s. o.), *fette und magere Jahre* lassen eine Analogie zum Definitivgenitiv erkennen etc.

Übriges notiert Wackernagel (1924) bereits, dass im Lateinischen das Wort für „Esel“, zweifellos ein Substantiv, ebenfalls (wie viele *nomina actoris*) attributiv gebraucht und sogar gesteigert werden kann (*homines magis asinos nunquam vidi* = „eseligere“ Menschen habe ich nie gesehen). Im deutschen Beispiel *ein arger Esel* freilich bleibt *Esel* ein Substantiv, das durch die Graduierung mit *arg* seine „Adjektivität“ ans Licht bringt! Hübsch ist auch noch Sommers (1928) Beispiel:

Der viele Hammel, den ich gestern gegessen habe, liegt mir schwer im Magen.

Offenbar eine Projektion, die ausgeht von der Phrase *viel Hammel essen*.

Unvollständig bliebe unser kleiner Überblick über die „unlogischen“ Attribute, wenn wir nicht noch ein wenig Aufmerksamkeit für die Gruppe erübrigen könnten, die oft auch als „modal“ bezeichnet wird und Ausdrücke umfasst wie:

Der angebliche, vermeintliche, mutmaßliche, wahrscheinliche Täter, Arzt...

Der ehemalige Präsident, zukünftige Minister...

Auch sie sind nicht bedeutungsgleich in die prädikative Sphäre transponierbar und in praxi weitgehend auf deverbale Nuklei (sehr gerne *nomina actoris*) beschränkt. Freilich geht im Prinzip auch *der vermeintliche Tisch erwies sich als Stuhl* etc. Betrachtet man genau, was diese Attributiva „tun“, so zeigt sich, dass sie die „Geltung“ der intensionalen Merkmale des Nucleussubstantivs *für den Referenten* in Frage stellen oder relativieren. Der „Arzt“, um den es geht, ist nicht „wirklich“, nicht „mit Sicherheit“ oder „nicht mehr“ etc. ein Arzt (Böhm 1998: 58 schreibt, die modalen Attributiva seien „intensional“ ausgerichtet und parallelisiert sie mit dem *starken Raucher* etc., was aber nicht genau stimmt, weil die modalen Attributiva für epistemische Sprechereinstellungen stehen und nicht die Verbhandlung modifizieren). Das macht diese Attribute natürlich zutiefst „unlogisch“, weil sie eben nicht das Kernkonzept selbst modifizieren (oder den Referenten), sondern vielmehr die Angemessenheit der Kategorisierung selbst fraglich erscheinen lassen oder thematisieren. Modal (besser gesagt: epistemisch modal) sind sie darin, dass jeweils der Sprecher als „Quelle“ für diese Problematisierung der Kategorisierung indiziert wird. Das erzeugt eine Analogie, eine Art analogischer „Brücke“ zwischen dieser modalen Gruppe von Verwendungen

und den Evaluativa, den bewertenden Adjektiven, die auch stets den Sprecher als Quelle der Bewertung indizieren.

Für gewöhnlich bildet der Satz den Skopus einer Modalisierung, sie wird ausgedrückt durch ein modales Prädikat, ein modales Adverb, ein Modalverb etc. Die modalen Adjektive sind jedoch ebenfalls in den Raum einer NP projizierbar, wählen aber in der Regel vor diesem Hintergrund ein deprädikatives Bezugsubstantiv:

Ein mögliches Ziel, eine notwendige Reise, ein unwahrscheinlicher Fall

Auch diese Gruppe von Bildungen unterstreicht also den Umstand, dass auch andere grammatische Beziehungen per Attributiva in das Vorfeld der NP projiziert werden können (Hempel 1962).

Das Gesamtbild, das sich in diesem Zusammenhang aufdrängt, sieht ungefähr so aus: In die Position des attributiven Adjektivs kann (neben den klassischen, lexikalischen Adjektiven) beinahe alles projiziert werden, was aus anderen (bevorzugt adverbialen) syntaktischen Verhältnissen stammt, sekundär die Form eines morphologischen/syntaktischen Adjektivs annimmt und diese Verhältnisse per Anspielung für Nennzwecke verdichtet und verfügbar macht. Im attributiven Vorfeld wiederholen und verdichten sich andere syntaktische Verhältnisse zwischen einem „linken“ indikativen und einem „rechten“ konzeptualisierenden Rand.

| Kapitel 5

Zwischen Determinantien und substantivischem Nukleus

Inhalt: Zwischen Determinantien und substantivischem Nukleus: das attributive Vorfeld in der NP des Deutschen; Positionen und Lexemklassen; die „Mitte“ gehört den prototypischen lexikalischen Adjektiven, die Ränder gehören den grammatischen „Formadjektiven“ und den Relationsadjektiven.

In diesem Abschnitt geht es um Adjektive allein in ihrer attributiven Position im Vorfeld der Nominalphrase. Anders gesagt: Um Adjektive in der Verwendung, in der sie Flexionsmerkmale aufweisen, die zum Teil durch den substantivischen Nukleus der Phrase, den „rechten“ Rand des attributiven Vorfeldes, zum Teil aber auch durch den am „linken“ Rand des Vorfeldes lokalisierten Determinationsstatus der Phrase bestimmt sind. Wir sagen *der schöne Tag*, aber nach unbestimmtem Artikel sagen wir *ein schöner Tag*, woraus erhellt, dass die Flexionsmerkmale des Adjektivs eben teils vom Nukleus, teils vom DET-Status bestimmt werden. Wir erinnern: Im Nachfeld der Nominalphrase verlieren Adjektive ihre Flexionsmerkmale (*Röslein rot, Forelle blau, Scholle satt...*), was aber nur synchronisch und für die Hochsprache gilt. Im Bayrischen kann man durchaus *Sauhund, damischer!* sagen. Und auch bei fokussierender Distanzstellung des Adjektivs flektiert dieses: *Rieslinge haben wir nur trockene.*

Die morphosyntaktischen Details der Flexionsfestlegung (einschließlich ihrer unklaren Ränder: heißt es: *die Werke vieler gelehrter Frauen* oder *vieler gelehrten Frauen?*) können Sie in jeder besseren Grammatik nachlesen (Blatz 1896 II, Eisenberg

1998 I: 171ff). Wir haben sie in Kap. 2 bereits kurz dargestellt. Für uns reicht hier die Daumenregel: Nach einem stark flektierenden DET-Element flektiert das folgende Adjektiv schwach, nach einem schwachen (oder nach gar keinem) flektiert es stark.

Beginnen wir zunächst mit einer einfachen Beschreibung des syntaktischen Feldes und der darin möglichen *slots* und Besetzungen. Für gewöhnlich geht man davon aus, dass Nominalphrasen mit bestimmtem Artikel, unbestimmtem Artikel oder „Nullartikel“ (Stoffsubstantive, Eigennamen, Abstrakta etc.) eröffnet werden können:

Der, dieser grüne Salat
Ein, kein, mein grüner Salat
Grüner Salat

Das ist darin vollkommen korrekt, dass wir festhalten können: Was eventuell noch vor diese Positionen treten kann, das bleibt definitiv unflektiert. Ich gebe einige Beispiele:

All der grüne Salat, manch ein grüner Salat, solch (ein) grüner Salat, allerlei grüner Salat...

Zu dieser (kurzen und geschlossenen) Reihe unflektierter Elemente, die im Extremfall (*all*) auch *vor* einen bestimmten Artikel treten können, gehören in der Hauptsache einige unbestimmte quantifizierende „Pronomina“ (*all, manch, solch, mehr, etwas, nichts, allerlei, vielerlei, allerhand, lauter, genug*). Viele von ihnen können wohlgerne nicht *vor*, wohl aber *in* der DET-Position stehen. Ihr gemeinsamer Nenner ist nur, dass sie unflektiert auftreten. Morphologisch haben *all, manch, solch* darin eine Sonderstellung, dass sie auch zusätzlich flektierende Formen haben für den Fall, dass sie sich nicht mit einem Determinierer verbinden: *Alle trockenen Weine* vs. *all die trockenen Weine*.

Verschaffen wir uns einen ersten Überblick, indem wir künstlich einen Ausdruck bilden, in welchem ein Maximum der verfügbaren Feldpositionen besetzt ist:

All(e) diese meine fünf erwähnten schönen hölzernen Skulpturen...

Das klingt etwas künstlich, erleichtert aber den Überblick. Nach einer Vor-Vorfeldposition, in der eine Reihe von unbestimmten Quantoren stehen kann (QUANT), folgt die Determiniererposition (DET), die in der Regel mit dem *slot* für Possessivpronomina zusammenfällt (POSS). Ausnahmsweise können im Deutschen auch beide Positionen zugleich besetzt sein. Wir hatten mal einen Bundeskanzler, in dessen Reden kam unweigerlich die Formel vor: *in diesem unserem Lande...*

Danach folgt die Position für Zahlwörter (NUM), die insofern ebenfalls aus der adjektivischen Reihe tanzen, als sie auch substantivisch gebraucht werden können und über eine stark eingeschränkte Flexion verfügen (Sie können flektiert sagen: *der Saft dreier Orangen*, müssen aber dann wohl besser unflektiert *der Saft von 93 Orangen* sagen, weil **der Saft dreiundneunziger Orangen* nicht geht – und *der Saft hunderter Orangen* wird als Plural von 100 interpretiert!).

Zur Verwendung der Zahlwörter in der NP gehört auch der (auf den ersten Blick etwas seltsame) Umstand, dass per NUM eingeleitete NPs in der Hauptsache als „unbestimmt“ behandelt werden: *Ich hätte gerne fünf grüne Äpfel*. Definit und determiniert werden sie, wenn man den bestimmten Artikel davorsetzt: *Können Sie mir die fünf grünen Äpfel in eine Tüte packen?*

Sodann folgt ein *slot*, der reserviert ist für eine Unterklasse der adjektivischen Ausdrücke, für die es keinen konventionellen und allgemein akzeptierten Namen gibt. Nennen wir sie (mit Blatz 1896 I und Sommer 1928) die *orientierenden* Adjektive (ORIENT). Zu ihnen zählen auch anaphorische und kataphorische Ausdrücke wie in *das erwähnte/folgende Ereignis*. Sie ordnen die Nominalphrase bzw. ihren Referenten vor- oder rückverweisend in die Linearität des Textes ein, sind also vielfach textphorisch. Ganz ähnlich: *der vorige, letzte, nächste...* Zu dieser Gruppe gehören aber auch die adjektivischen Ausdrücke, die einen Referenten in Raum und Zeit lokalisieren: *der obere, untere, mittlere, linke, rechte, hintere, vordere* und eine ganze Reihe ähnlicher Attributiva. Bitte beachten Sie, dass es für diese Gruppe typisch

ist, keine flexionslose Grundform zu haben. Wenn uns eine flexionslose Grundform einfällt, dann ist es stets die des temporalen oder lokalen *Adverbs*, das diesen Formen zugrundeliegt (*oben, unten, links, rechts...*). Sie sind recht eigentlich Adverbien, die für den attributiven Gebrauch flexivisch „zurechtgemacht“ sind, und ähneln insofern den morphologisch explizit deadverbialen Formen *jetzig, heutig, dortig, hiesig, damalig* etc.

Erst jetzt, nach der Position für ORIENT, kommen wir in den Bereich, in dem sich die prototypischen einfachen Adjektive des Deutschen aufzuhalten pflegen: Evaluativa, Dimensionalia, Farbadjektive etc. Nennen wir ihn einfach den adjektivischen Bereich (ADJ). Und bevor wir uns diesem Bereich etwas genauer zuwenden, noch rasch ein Blick auf das, was zwischen der zentralen Position für lexikalische Adjektive und dem Nukleussubstantiv passieren kann. In unserem Beispiel finden wir das abgeleitete Stoffadjektiv *hölzern*. Wir sagen viel eher *die schöne hölzerne Skulptur* als **die hölzerne schöne Skulptur*. Stoffadjektive (STOFF) tendieren nach rechts in die Nähe des Nukleus. Anders als die Relationsadjektive (REL) dulden es aber Stoffadjektive durchaus, dass sich weitere Adjektive zwischen sie und den Nukleus drängen. Relationsadjektive (denen wir weiter unten eine ganze Abteilung widmen) müssen nukleusadjazent stehen (REL). *Die damalige fatale ärztliche Anordnung* geht, **die damalige ärztliche fatale Anordnung* geht nicht.

Unser Schema sieht also insgesamt so aus:

[QUANT – DET – POSS – NUM – ORIENT – ADJ – STOFF – REL – NUK]

Dabei ist zu beachten, dass in einem solchen Schema zwei Gesichtspunkte zusammenschießen, die eigentlich getrennt behandelt werden sollten: ein *topologischer* Gesichtspunkt (= Ort in einer Reihenfolgebeziehung), der im strikten Sinne in das Feld der Syntax gehört, und ein grammatisch-semantischer Gesichtspunkt, der „Arten von Adjektiven“ unterscheidet. Darauf komme ich in Kap. 10 zurück. Wir gehen davon aus, dass beide Gesichtspunkte in der Praxis des Sprechens wirksam werden. Einmal zie-

hen die Orte im topologischen Schema „passende“ und ihnen entsprechende lexikalische Adjektive an, zum anderen tendieren die entsprechenden grammatisch-semantischen Untergruppen der Adjektive an die Plätze, die ihnen im topologischen Schema entsprechen. Anders gesagt: Abweichungen und Verschiebungen sind möglich, aber markiert. Z.B. ist der Ausdruck *die heiligen drei Könige* darin markiert, dass ADJ vor NUM gerückt ist. Eigentlich müsste es *die drei heiligen Könige* heißen. Man kann sich das so erklären, dass die Dreizahl hier gewissermaßen zum komplexen Namen gehört. Als satirische Formulierung habe ich sogar schon *ein heiliger-drei-König* gesehen. Es gilt aber auch, dass QUANT und NUM insgesamt eher leicht den Platz wechseln können, bis hin zum „Floaten“ außerhalb der Phrasengrenze (*Störche habe ich gestern drei/ganz viele gesehen*).

Angelehnt an Seiler (1978 und öfter) kann man das Feld der pränuklearen Optionen in der Nominalphrase ungefähr so ordnen: Die „linke“ Seite ist geprägt durch Determinierung, Referenzfestlegung, Quantifizierung, die „rechte“ Seite ist geprägt durch Modifikation, Deskription, Inhaltsfestlegung, Prädikation. Auf der „linken“ Seite dominieren die *indikativen* Funktionen des Sprechens, auf der „rechten“ Seite dominieren die *prädikativen* Funktionen des Sprechens. „Links“ wird die Diskursreferenz bearbeitet, „rechts“ die Konzeptualisierung, Beschreibung und begriffliche Einordnung der Diskursreferenten. „Links“ dominieren *grammatikalisierte* Elemente und *paradigmatisierte* (d. h. nur für ganz wenige alternative Optionen offene) *slots*, allen voran der Artikelslot, der je nach Modell über die Opposition bestimmt/unbestimmt binär paradigmatisiert ist oder aber noch Possessiva und andere Determinativa einschließt:

Der, ein, dieser, jener, mein Baum

Zumindest am Rande sei noch einmal daran erinnert, dass auch possessive Genitive von Eigennamen (und ähnlichen Ausdrücken) den DET-slot besetzen können (*Oskars Baum*) und dann die Phrase definit machen. „Rechts“ dominieren *lexikalisierende* Elemente und konzeptmodifizierende *slots*, die zusammen mit

dem Nukleus komplexe Namen und Begriffe bilden, allen voran die (auf komplexe Begriffe spezialisierten) Relationsadjektive:

die ärztliche Untersuchung, der amerikanische Film, die irische Küste, das menschliche Verhalten, die häusliche Pflege, das berufliche Fortkommen, die politische Kommunikation, die nächtliche Ruhestörung...

Auch komplexe Namen mit Adjektiven zeichnen sich dadurch aus, dass sie nukleusadjazent organisiert sind, d. h. zwischen ein solchermaßen „sortalisierendes“ Adjektiv und den substantivischen Nukleus kann kein weiteres Adjektiv treten:

Das Rote Meer, rote Beete, der große Bär/Wagen (= das Sternbild), die Langeweile, der sechste Sinn...

Das gilt auch, wenn das sortalisierende Adjektiv „an sich“ ein reguläres, prototypisches Adjektiv ist. Die Mediziner sagen, jemand habe den *großen Nervenarzt*, wenn er Facharzt für Psychiatrie *und* Neurologie ist. Mit dieser inneren Polarisierung des Feldes geht einher, dass die „linken“ Elemente (wieder allen voran der Artikel) mit einer großen Zahl substantivischer Nuklei vereinbar, verbindbar, kompatibel sind, während nach „rechts“ hin die Zahl der Nuklei, mit denen sich ein Adjektiv sinnvollerweise verbinden lässt, abnimmt. Man kann das auch so formulieren, dass die Selektivität der syntaktischen Beziehung nach „rechts“ hin anwächst und nach „links“ hin sinkt (Seiler 1978: 308). Das entspricht auch der Opposition von Grammatikalisierung (= Kontextausweitung eines Elements) und Lexikalisierung (= selektive konzeptuelle Kopplung, Verschmelzung). Das Relationsadjektiv *städtisch* (wohlgemerkt sind keineswegs alle Verwendungen von *städtisch* = Relationsadjektive!) ist darin hoch selektiv, dass man es attributiv mit den Bezeichnungen für all das und nur das verbinden kann, was einer Stadt begrifflich zugeordnet werden kann:

Städtisch: Schule, Grünfläche, Schwimmbad, Kindergarten, Einrichtung, Beamte, Angestellte...

In einem Satz wie:

Hier sieht es eher städtisch aus.

ist *städtisch* dagegen kein Relationsadjektiv. Es bedeutet dann eher so etwas wie „wie in einer Stadt“, dagegen bedeutet das Relationsadjektiv so viel wie „zur Stadt gehörig“ oder genitivisch „der Stadt“.

Artikelwörter und Possessivpronomina verbinden sich hingegen buchstäblich mit *allen* Substantiven. Seiler (1978: 308) formuliert als „basic regularity“, die Zahl der Substantive, für die ein Vorfeldelement anwendbar sei, wachse mit der möglichen positionalen Distanz des Elements zum Nukleus. Was also ganz „links“ steht in der Nominalphrase, das ist selektiv indifferent und hoch grammatikalisiert. Einzig selegieren (oder markieren) Artikelwörter den folgenden Ausdruck lediglich als Nominalgruppe oder Nominalphrase (NP). Alles, was Substantivgruppe ist, kann auf ein Artikelwort folgen, und alles, was einem Artikelwort folgt, wird zur Substantivgruppe. Nur wenige hoch grammatikalisierte Elemente können den Artikelslot am linken Rand der NP besetzen.

Was ganz „rechts“ steht, das ist selektiv hoch wirksam und restringiert den Raum, aus dem „passende“ substantivische Nuklei stammen können. Was ganz „links“ steht, das ist grammatikalisiert und von geringer, marginaler oder gar keiner Selektivität gegenüber dem substantivischen Nukleus der Phrase.

All diese Präliminarien haben wir nur unternommen, um einen gebührenden Platz zu finden für die eigentlichen und prototypischen und wirklich lexikalischen Adjektive im attributiven Vorfeld der Nominalphrase, für die Elemente, die die Position von ADJ füllen können. Paradoxerweise ergibt nämlich unsere Vorüberlegung, dass die typischen lexikalischen Adjektive gewissermaßen prekarisiert und eingeklemmt sind zwischen den beiden Polen der Referenzfestlegung („links“) und der Konzeptspe-

zifizierung („rechts“). Mit Seiler (1978 und öfter) zu sprechen: Sie sind eigentlich nur der konzeptuelle Dreh- und Wendepunkt auf einem Kontinuum zwischen Referenzfestlegung auf der einen und Konzeptspezifizierung auf der anderen Seite. Um sich als wirkliche Adjektive zu behaupten, so der Gedanke, müssen lexikalische Konzepte geeignet sein, sowohl zur Referenzfestlegung als auch zur konzeptuellen Deskription und Modifikation beizutragen. Lexikalische Kategorien (so geht die Argumentation von Seiler) sind eigentlich nur eben solche fokalen Punkte auf funktionalen Kontinua. Und für die lexikalische Kategorie des adnominalen oder attributiven Adjektivs würde dann eben gelten: Sie ist für unsere Wahrnehmung ein typisierender und kategorialer Knotenpunkt zwischen den beiden funktionalen Extrempositionen Referenzfestlegung und Konzeptmodifikation. Noch einmal anders gesagt: Was ein typisches Adjektiv ist, das zeichnet sich dadurch aus, dass es gewissermaßen janusköpfig, fallweise für die Referenzspezifizierung und fallweise für die Beschreibung und Modifizierung von substantivischen (und anderen) Konzepten, gebraucht werden kann. Eine solche Argumentation (das darf man nicht vergessen) hat zur Voraussetzung, dass wir perspektivisch trennen zwischen [a] einer *lexikalischen* Kategorie „Adjektiv“, deren Schwerpunkt und Zentrum die primären und einfachen Adjektivlexeme des Deutschen bilden (*groß/klein, gut/schlecht, alt/neu, alt/jung...*), und [b] einer *syntaktischen* Kategorie des „adjektivischen Attributs“, in die außer den lexikalischen Adjektiven auch noch alle anderen sekundär adjektivischen Ausdrücke eingehen können, von den Artikelwörtern und adjektivischen Pronomina über die Partizipien bis hin zu den aus anderen Wortklassen per Derivation abgeleiteten sekundären Adjektiven, die es bekanntlich in gewaltiger Zahl gibt.

Im attributiven Vorfeld der Nominalphrase können nun recht buntscheckige Bestimmungsverhältnisse herrschen, von denen die Grammatiken gerne viel Aufhebens machen. Allerdings sind die Dinge hier schwer zu systematisieren und die Verhältnisse nur selten eindeutig. Wir kommen in Kap. 11 noch einmal auf die Adjektivreihenfolge zurück. Darum erwähnen wir hier nur, dass man im Prinzip zwischen koordinierten, gleichstufigen

Attributen und „geklammerten“ unterscheiden sollte, wobei für die letzteren gilt, dass sich ein weiter „links“ stehendes Attribut nicht direkt auf den Nukleus, sondern auf den Komplex von Nukleus und weiter „rechts“ stehenden Attributen bezieht. In der Schrift indiziert die Kommatierung, dass es sich um koordinierte, gleichstufige Attribute handelt:

Ein schöner, sonniger, frühlingshafter Tag...

Hier beziehen sich alle Attribute gleichermaßen direkt auf den Nukleus. Dagegen sind die Determinationsverhältnisse durchaus anders in Ausdrücken wie:

Die derzeitige [schwierige [wirtschaftliche Lage]]...

wo wir davon ausgehen müssen, dass *schwierig* den Komplex *wirtschaftliche Lage* modifiziert und *derzeitig* den gesamten weiter rechts stehenden Komplex. Beispiele wie

Die zahlreichen sonstigen [schlaunen [journalistischen Kommentare]]...

zeigen aber auch schon, was für uns hier interessant ist: Dass nämlich die prototypischen lexikalischen Adjektive sich zwischen den referenzfestlegenden und den konzeptmodifizierenden Positionen des Feldes einsortieren. Oft sind die Verhältnisse auch einfach uneindeutig. *Ein schönes romantisches Bild* können Sie als koordiniert oder als gestuft interpretieren, dabei würden Sie *romantisch* einmal eher als einordnendes Relationsadjektiv lesen (= Bild aus der Romantik) und das andere Mal als koordinierten Bewertungsausdruck (einen kurzen, aber brauchbaren Überblick über Klammerungen gibt Weinrich 1993: 522ff). Sprachverarbeitungsprozesse dieses Typs verlaufen im Allgemeinen opportunistisch, d. h. wir setzen die Bedeutungen so zusammen, dass eine für alle praktischen Zwecke hinreichend genaue Spezifizierung der determinativen Verhältnisse zustande kommt. So genau wie

die verzweifelt klammernden Grammatiker wollen wir es im wirklichen Leben oft dann gar nicht wissen.

Betrachten wir zunächst ein paar Beispiele für die Anordnung und Funktion zentraler Adjektive im attributiven Feld:

Seine breite Brust, eine hübsche goldene Kette, eine flache Uhr, einen kleinen Spaziergang, die größte Sehenswürdigkeit, elegante junge Leute, trübe Augen, die alte Dame, das lebhafte Gesicht...

Alle diese Phrasen stammen aus einer Seite Balzac. Die Adjektive sind durchweg deskriptiv gebraucht, sie beschreiben das Konzept bzw. den Referenten des Nukleus näher. Wo wir mehrere haben, da folgen sie ungefähr den oben aufgestellten Regeln: *eine hübsche [goldene Kette], elegante [junge Leute]* – in beiden Fällen steht das bewertende zentrale Adjektiv vor dem sortal modifizierenden, und so würde man wohl auch klammern. Das liegt sicher auch am erzählenden Duktus des Textes. Leicht können wir uns jedes der beteiligten Adjektive auch in der Funktion der Referenzspezifizierung, der Unterscheidung vorstellen. Generell gilt, dass attributive Adjektive entweder das Kernkonzept modifizieren oder den Referenten beschreiben können: *ein großer Künstler* kann in der einen Lesart nur 1.60 m groß sein, aber in seinem Fach bedeutend, in der anderen künstlerisch völlig unbedeutend, aber 2 m groß! Da Adjektive immer Vergleichsoperationen involvieren, ankern sie immer mit einem „Fuß“ beim vergleichenden Sprecher und mit dem anderen in der Sphäre der verglichenen Konzepte bzw. Referenten.

Je „verbaler“ oder prädikativer der substantivische Nukleus, desto mehr verschiebt sich der kombinatorische Mechanismus zwischen Attribut und Kern hin zur Konzeptmodifizierung. Das liegt daran, dass Verben als Wortart „prädikativer“ sind als die (mehr „nominativen“) Substantive. Ein *starker Raucher* ist bekanntlich nicht „ein Raucher, der stark ist“, sondern „jemand, der stark raucht“. In sehr vielen Fällen ist die Beziehung zwischen Attribut und Nukleus eine lediglich auf dieses syntaktische Format projizierte adverbiale Modifikationsbeziehung: *ein leiden-*

schaftlicher Leser, guter Vater, schneller Läufer, sorgfältiger Beobachter...

Nomina actoris und *nomina actionis*, kurz: alle Deverbativa ziehen diese adverbiale Lesart und Kombinatorik an, während „klassische“ appellative Substantive wie *Haus, Baum, Tisch...*es offen lassen, ob das modifizierende Element in die Konzeptualisierung oder in die referenzielle Unterscheidung eingehen soll. *Die heimische Buche* kann ich als Unterart der Buchen lesen oder aber rein deskriptiv als „Buche, wie sie hier heimisch ist“.

Betrachten wir noch einmal kurz die drei Hauptklassen der grammatischen Semantik des attributiven Adjektivs:

- [a] *Kurze Hose, wilde Ehe, feste Beziehung...* = konzeptbildend
- [b] *Ein echter, richtiger Mann* = sich mit der Intension verbindend
- [c] *Die fleißige Maria, der dicke Karl* = Referenten beschreibend

Unter [c] gilt: Wenn der Nukleus ein Eigenname ist, dann kann das adjektivische Attribut nur auf den Referenten bezogen werden. Eigennamen haben keinen konzeptuellen Gehalt, der durch ein attributives Adjektiv modifiziert werden könnte. Dass es sich im ersten Falle [a] um komplexe, typisierende Bezeichnungen handelt, können Sie daran erkennen, dass Sie den Ausdruck wiederum durch das gleiche (oder ein antonymes) attributive Adjektiv modifizieren können:

Das ist aber eine lange kurze Hose! Die beiden führen eine ziemlich wilde wilde Ehe. Das ist wohl eher eine lose feste Beziehung...

In [b] unterstreicht das Adjektiv die Geltung oder Ausprägung der intensionalen Konzeptmerkmale beim Referenten, in [c] dockt das Adjektiv semantisch beim Referenten an, weil Eigennamen gar nicht über intensionale Merkmale verfügen. Wenn Sie eine Person namens *Maria* kennen, dann erlaubt ihnen diese Zuordnung durchaus nicht, andere Personen zu identifizieren, die ebenfalls *Maria* heißen. Sortale Substantive hingegen können als Bündel intensionaler Merkmale beschrieben werden. Die Kennt-

nis der Worte *Tisch, Baum, Haus* etc. erlaubt Ihnen, Objekte zu erkennen, die unter diese Intensionsbündel fallen (und in ihrer Gesamtheit die Extension dieser Ausdrücke bilden).

Was die topologischen Eigenschaften dieser drei Typen betrifft, so gilt der Satz: Konzeptbildende Adjektive der Gruppe [a] sind nukleusadjazent, sie können keine andere Position einnehmen als die in unmittelbarer Nachbarschaft des substantivischen Nukleus. Die Gruppe [b] ist typischerweise klammerbildend, d.h. sie verbindet sich mit der Intension des folgenden komplexen Ausdrucks (*ein richtiger (starker Mann)*). Adjektive der Gruppe [c], die lediglich den Referenten beschreiben oder charakterisieren, sind koordinativ, d.h.: wenn mehrere von ihnen aufeinander folgen, dann beziehen sie sich alle einzeln auf den Nukleus.

Charakteristisch ist die flexible Zuordnung zwischen Adjektivtyp und Adjektivfunktion. In einem Ausdruck wie *meine letzte vernünftige warme Mahlzeit* ist *letzt-* ein orientierendes Adjektiv und steht da, wo orientierende Adjektive hingehören. In *die letzte Ölung* ist *letzt-* dagegen konzeptbildend und steht nukleusadjazent, obwohl es sich eigentlich und lexikalisch eben nicht um ein konzeptmodifizierendes Adjektiv handelt, sondern um ein phorisch-orientierendes. Bei sehr vielen Adjektiven (und Partizipien) lässt es sich beobachten, dass sie solchermaßen beweglich Dienst tun. In *geschlossene Anstalt, geschlossene Abteilung, geschlossene Gesellschaft* etc. ist das Partizip II von *schließen* an der Sortalisierung beteiligt, in *geschlossene Kneipe, geschlossenes Geschäft, geschlossene Schule, geschlossene Tür* dagegen nicht. In diesen letzten Fällen steht *geschlossen* für einen momentanen Zustand des Referenten, nicht für einen konzeptuell einheitlichen Typus.

Das DWDS teilt uns mit, dass ein gemeines Farbadjektiv wie *schwarz* sich häufig attributiv mit den folgenden Substantiven verbindet:

*Amerikaner Anzug Augen Bevölkerung Brett Farbe Freitag
Gold Haare Hemd Hose Humor Hut Kassen Kleid Komödie
Konten Kontinent Lederjacke Limousine Liste Listen
Loch Magie Mantel Meer Rock Schafe Schuhe Serie Südafri-*

kaner Tag Tuch Wolken Zahlen

Verwendungen, die definitiv keine Farbdeskriptoren sind (und uns aus diesem Grunde „metaphorisch“ vorkommen), haben offenbar eine Neigung zur Konzeptbildung:

Schwarzes Brett, schwarzer Humor, schwarze Kasse, schwarze Komödie, schwarze Konten, schwarze Magie, schwarzer Tag...

Bei den einfachen Farbverwendungen ist es dagegen kein Problem, weitere Adjektive zwischen *schwarz* und dem Nukleus einzufügen:

Ein schwarzer langer Rock, schwarze lange Haare...

Da koordinativ, können die Adjektive auch ohne schwere Folgen vertauscht werden. Wenn man im DWDS Belege durchmustert, dann hat man den Eindruck, dass es in der Mehrzahl der Nominalphrasen nicht mehr als ein reguläres attributives Adjektiv gibt. Wo es mit *schwarz* noch ein weiteres gibt, da steht das zweite zumeist vor *schwarz*:

Eine einzige breite schwarze Welle; ein fetter schwarzer Schatten; eine mächtige schwarze Wand...

Aber es gibt auch Belege wie:

Schwarzer dicker Rauch; kleine schwarze quadratische Aufkleber...

Von den vielen attributiven „Optionen“, die es in der NP zwischen der QUANT-Position und dem Nukleus der Konstruktion gibt, werden in aller Regel höchstens zwei wahrgenommen.

Wie gesagt: Die Positionen im Vorfeld der NP erzeugen keine grammatisch vollständig bestimmte Reihenfolge der Adjektive. Man kann sich leicht klar machen, dass Reihungseffekte aber eine wichtige Rolle spielen, an Beispielpaaren mit vertauschter Folge, die, der Klammerungsverhältnisse wegen, jeweils ganz

anders interpretiert werden müssen:

Der erste schöne Tag vs. der schöne erste Tag; der phantastische deutsche Film vs. der deutsche phantastische Film...

Nach dieser ersten Skizze kommen wir in Kap. 11 noch einmal (und etwas systematischer) auf die Probleme der Adjektivreihenfolge im attributiven Vorfeld zurück. Entscheidend ist es aber, sich klar zu machen, dass es *immer* ein Kontinuum zwischen den Funktionen der Referenzfestlegung (links) und der Konzeptspezifizierung (rechts) gibt.

| Kapitel 6

Adjektivische Pronomina und Formadjektive

Inhalt: „Begegnung mit dem Bösen“; Lesarten der „Substantivierung“ von Adjektiven; Adjektivische Pronomina, Formadjektive, Anaphorika, deadverbiale und orientierende Attributiva; die Anatomie individuierender adjektivischer Attribute.

Vielleicht führt es ganz brauchbar in das Thema dieser Einheit ein, wenn ich beginne mit dem Titel eines Hörfunk-Features im WDR, das neulich angekündigt wurde. Der Titel lautete:

Klaus Barbie – Begegnung mit dem Bösen

Ich bin ziemlich sicher, dass Sie nicht die geringste Neigung haben, die Phrase *Begegnung mit dem Bösen* noetisch so aufzulösen, dass sie eine („elliptische“) Kurzfassung von *Begegnung mit dem bösen Klaus Barbie* wäre. Nein, hier geht es um *das Böse* schlechthin, es fehlt durchaus kein Substantiv. Schon darum habe ich *das Böse* großgeschrieben. Offenbar haben wir als Sprachbenutzer eine stark gebahnte und eingeübte Tendenz, Neutrum-Substantivierungen attributiver Adjektive ganz anders zu interpretieren, als wir Femininum- und Maskulinum-Substantivierungen der nämlichen Adjektive interpretieren. *Die Böse* oder *der Böse* interpretieren wir als nennende und bezeichnende Nominalphrasen, deren Nuklei, aus welchen Gründen auch immer, ausgelassen sind, aber sie meinen Personen, *das Böse* interpretieren wir dagegen als ein deprädikatives Abstraktum im Sinne von „Alles, was böse ist“, „das Böse schlechthin“ (Abstrakta im Sinne von Porzigs deprädikativen Nominalisierungen, die ihre Argumentbezie-

hungen eingebüßt haben). Hier gibt es definitiv einen systemwidrigen Bruch zwischen den Genera. Allein das neutrum löscht die zentripetale Argumentbeziehung des attributiven Adjektivs auf eine als gegeben präsupponierte Substantivsphäre. Maskulinum (m), femininum (f) und neutrum (n) wirken hier ein wenig so, als ob sie noch belastet wären mit der archaischeren Differenz zwischen belebt und unbelebt, wie sie sprachtechnisch im Deutschen noch lebt in der Opposition zwischen *wer/was* (oder *jemand* vs. *etwas*). Wo auf *wer?* nur mit Personenbezeichnungen geantwortet werden kann, auf *was?* nur mit Phrasen, die unbelebte Größen bezeichnen. Hier kreuzen sich offenbar die Oppositionen zwischen den drei (morphologischen) Genera und den zwei (referenziellen) Klassen belebt/unbelebt.

Ganz klar: Sobald wir die Phrase *Begegnung mit dem bösen* als „maskulinum“ interpretieren, ändert sich für die noetische Sinnproduktion alles. Man empfindet dann den substantivischen Nukleus als „elliptisch“ und schreibt das Adjektiv klein. Wenn wir es als „neutrum“ interpretieren, dann wird *das Böse* selbst als substantivierter Nukleus und als echtes Abstraktum interpretiert. Der Artikel wird generisch gelesen. Textuell erscheint Klaus Barbie nicht als „der Böse“, sondern als Verkörperung „des Bösen“.

Die Morphologen werden hier freilich anzumerken wünschen, dass die Verhältnisse nicht bei allen Adjektiven gleich sind. Bei Farbadjektiven läuft die neutrale Substantivierung neben der Abstraktbildung her und muss von ihr unterschieden werden. Wir sagen *Ich nehme das gelbe*, aber daneben *Das Gelb gefällt mir*. Im ersten Falle handelt es sich um einen elliptischen Nukleus, im zweiten um eine echte Substantivierung des (flexionslosen) Farbadjektivs. Und während *das Wahre, Gute, Böse, Schöne* etc. keine endungslose Stammnominalisierung bilden, gibt es nicht ganz wenige Adjektive mit echt substantivierten Stammnominalisierungen: *das Gut, das Wild, das Leid*... In diesen letzteren Fällen haben wir es freilich mit Ausdrücken zu tun, die sich lexikalisch-semantic gegen ihre adjektivische Basis absetzen. Und das ist bei Farbadjektiven wie *dieses Blau gefällt mir!* Nicht der Fall. Ohnehin haben die Verhältnisse bei den Farbadjektiven

auch nichts mit der Opposition Person vs. Sache zu tun, um die es bei *böse* ging.

Das Beispiel belegt, dass die syntaktischen Positionen des attributiven Vorfeldes in der Nominalphrase hoch variabel und vor allem auch sehr leicht verschiebbar sind. Was man eben noch als Attribut auffasst, kann im nächsten Moment als Nukleus imponieren. Der Wert einer Position in diesem Vorfeld wechselt mit den Beziehbarkeiten und kombinatorischen Eigenschaften des Elements, das diese Position besetzt, und mit dem Verhältnis dieser Position zu anderen, benachbarten Positionen. Adjektiv ist nicht gleich Adjektiv!

Diese Plastizität ist charakteristisch für das attributive Adjektiv. Ich will sie gleich noch an einem anderen Beispiel illustrieren. Nehmen wir Ausdruckspaare wie:

Grüne Bohnen, weiße Bohnen / tiefe Teller, flache Teller
Grüne Bänke, weiße Bänke / tiefe Pfützen, flache Pfützen

Der Unterschied zwischen grünen und weißen Bohnen, zwischen tiefen und flachen Tellern, ist lexikalisch paradigmatisiert. Das Adjektiv spezifiziert jeweils eine referenzielle und konzeptuell-sortale „Unterart“ zu einer „Art“. Das kann man sich an der Beobachtung deutlich machen, dass es gar nicht so abwegig wäre, das nämliche Adjektiv in der Phrase noch einmal als Deskriptor einzuführen, was natürlich nur „geht“, wenn es in der zweiten, nukleusnäheren Position *nicht* deskriptiv, sondern eben sortalisierend und quasi-lexikalisch ist:

Das ist aber ein ziemlich flacher [tiefer Teller], eine ziemlich grüne [weiße Bohne], eine ziemlich zahme [wilde Ehe]...

In der zweiten Reihe hingegen betätigen sich die gleichen Adjektive von vornherein lediglich als extensionale Deskriptoren. Das Adjektiv verbindet sich nicht mit dem substantivischen Nukleus zu einem neuen sortalen Konzept namens *grüne Bänke* etc., es spezifiziert und expliziert lediglich eine Eigenschaft der Referenten. Man beachte erneut den interessanten Umstand, dass das

attributive Vorfeld sich gewissermaßen selbst sortiert. Obwohl es sich in beiden Reihen um die gleichen lexikalischen Adjektive (und zunächst auch in der nämlichen Feldposition) handelt, erzwingt die Kombinatorik je eine andere Lesart, die sich auch als genuin syntaktischer Unterschied dadurch nachweisen lässt, dass der Deskriptor von „seinem“ Nukleus abgerückt werden kann, der Sortalisierer aber nicht. *Grüne Bohnen*, die schon schwarz sind, kann ich als *schwarze grüne Bohnen* bezeichnen, nicht aber als **grüne schwarze Bohnen*. Das sortalisierende Adjektiv kann nur direkt neben seinem Nukleus stehen („adjazent“).

Diesen Beobachtungen gemäß *ermöglicht* die nukleusadjazente Position eines attributiven Adjektivs eine konzeptmodifizierende und lexikalisierende Lesart, *erzwingt* sie aber nicht. Und wenn wir noch ein drittes Syntagma mit dem Adjektiv *grün* dazu nehmen, dann erhalten wir eine weitere Variante der latenten Grammatik attributiver Adjektive:

Grüne Bohnen (sortalisierend, lexikalisierend, paradigmatisiert)

Grüne Bänke (deskriptiv/restriktiv)

Grüne Wiesen (Explikation und Hervorhebung eines intensionalen Nukleusmerkmals)

Da die grüne Farbe implizit zu den intensionalen Merkmalen einer „Wiese“ gehört, gilt dieser Typ von Attribut manchen Grammatikern als pleonastisch (*das weite Meer, die dunkle Nacht...*). Vor diesem Hintergrund wollen wir jetzt aber nicht die rechte, sondern die linke Mitte des attributiven Vorfeldes näher unter die Lupe nehmen. Es handelt sich hier um das Segment der Nominalphrasen-Topologie, das funktional gebunden ist durch Referenzfestlegung und Indexikalität. Wenn wir die (schulgrammatische) Terminologie von Hans Glinz benutzen, dann sprechen wir von „Begleitern und Stellvertretern der Substantive“. Als „Begleiter“ bezeichnet Glinz die adjektivischen Pronomina (einschließlich der Artikelwörter), als „Stellvertreter“ die substantivischen. Meist verfügen Pronomina über beide Verwendungsoptionen, manchmal formgleich, manchmal mit morphologischen Unterschieden. Demonstrativa sind formgleich in der

substantivischen und der adjektivischen Verwendung (*dieses Haus* vs. *dieses*). Possessivpronomina sind (überwiegend) morphologisch different (*mein Buch* vs. *meines*). Innerhalb dieses Segments finden wir:

- [a] die Artikelwörter im engen Sinne (*der, die das / ein, eine, ein*)
- [b] die ebenfalls hoch grammatikalisierten „adjektivischen Pronomina“ (*dér, díe, dás / dies- / jen- / mein-, dein-, sein-, ihr-, unser-, euer- / kein-*)
- [c] Quantoren und Zahlwörter (*all-, manch-, viel-, jed-, einig- / zwei, drei, vier...*); bitte beachten Sie, dass es sich syntaktisch um zwei unterschiedliche Kategorien handelt, da sie miteinander verbindbar sind. Wir können ohne weiteres sagen: *alle 50 Äpfel*, bei den anderen Quantoren benötigen wir hingegen eine Partitivkonstruktion, wenn sie gekoppelt werden sollen: *manche, viele, einige der 50 Äpfel*. Auch positional sind die beiden Klassen deutlich verschieden: die „unbestimmten Zahlwörter“ (wie sie auch manchmal heißen) stehen regulär vor Artikeln und Determinierern und die Numeralia noch nach den anaphorischen Adjektiven: *Alle diese erwähnten drei guten Gründe...*
- [d] Formadjektive, orientierende Adjektive, Anaphorika

Alle diese Gruppen von Elementen haben die Eigenschaft gemeinsam, dass sie das sortale Konzept des substantivischen Nukleus *nicht* tangieren. Darüber hinaus tendieren die einschlägigen Elemente dazu, innerhalb der Wortklasse Adjektiv hoch grammatikalisiert und (im weitesten Sinne) deiktisch zu sein. Letzteres hängt mit ihrer Funktion als Referenzialisierer zusammen. Und schließlich gilt, dass alle Elemente dieser Gruppe eine äußerst geringe semantische Selektivität aufweisen, d.h. sie können fast mit allen Nuklei verbunden werden.

Zweifellos sind die Artikelwörter die am stärksten grammatikalisierten adjektivischen Pronomina. In vielen Fällen (nicht bei Stoffsubstantiven, Eigennamen und manchen Abstrakta) sind sie syntaktisch obligatorisch. Möglich sind sie mit fast allen Arten von substantivischen Nuklei. Das heißt: Ihre semantische

Selektivität ist gleich null, es gibt keine Substantive, mit denen sie aus (syn-)semantischen Gründen unvereinbar wären. Selbst da, wo sie den Status des Referenten *nicht* anzeigen müssen (bei Eigennamen etc.), spezifizieren sie Genus, Kasus und/oder markieren das Bezugsselement als syntaktisches Substantiv, weshalb der bestimmte Artikel auch als Substantivierer gilt (*das Ich, das Auf und Ab, das Pro und Kontra, das Heute...*).

Im Großen und Ganzen gilt es auch von den anderen adjektivischen Pronomina, dass sie keine eigene semantische Kombinationsbeschränkung kennen. *Mein-, kein-, dies-* kann man mit allen Substantiven koppeln. In all diesen Fällen stark grammatischer Adjektive ist die *syntaktische* Fügungseige beträchtlich und die *semantische* Selektivität gering. Die kombinatorische Operation ist gewissermaßen mechanisierbar: Bei (fast) jedem substantivischen Nukleus muss automatisch eine Entscheidung getroffen werden, mit welchem grammatischen Formelement der Diskursstatus des Referenten angezeigt werden soll. Allerdings gilt für viele adjektivische Pronomina, dass sie (entweder *mit* morphologischer Modifikation wie die Possessivpronomina oder *ohne* eine solche) auch ohne Nukleus substantivisch auftreten können. Das gehört in das eingangs skizzierte Szenario der „Selbstsortierung“ des attributiven Vorfeldes in der Nominalphrase.

Am anderen Pol, bei den sortalisierenden, konzeptmodifizierenden (und nukleusadjazenten) Adjektiv-Substantiv-Syntagmen des Typs *grüne Bohnen, tiefe Teller, hohe Schuhe* haben wir ebenfalls einen Automatisierungsprozess, der ist aber *lexemspezifisch* (und nicht *kategorienspezifisch* wie bei den Artikeln). Anders gesagt: Hier ist die *semantische* Selektivität des Adjektivs hoch, entsprechend hoch ist auch die Kohäsion und Fügeenge dieser Nennbildungen, und die syntaktische Kombinierbarkeit der Adjektive stark beschränkt. Während die „linken“ Formadjektive in den Bereich der Grammatikalisierung von Konstruktionen gehören, passen die „rechten“ Konzeptmodifizierer eher zur Lexikalisierung (hierzu Lehmann 1989). Offenbar muss man im Feld der Syntagmatik deutlich zwischen einer rein grammatisch-kategorialen Bindung und einer (eher „inkorpo-

rierenden“, im Sinne von Dahl 2004) Bindung unterscheiden. Die erstere erzeugt darstellungstechnische grammatische Konstruktionsformate, die zweite (tendenziell) lexikalische Einheiten, die *en bloc* abgerufen und verarbeitet werden können. Sortalisierer und Relationsadjektive stehen also prozessual am rechten, lexikalisierenden Rand der Konstruktion, Formadjektive und adjektivische Pronomina am linken, grammatikalisierenden Rand. An beiden Polen gibt es die Tendenz zur Reduktion der Variabilität durch wachsende Fügungsenge. So (aber auch nur so!) gesehen sind Grammatikalisierung und Lexikalisierung parallele Prozesse. Ansonsten laufen beide Prozesse in deutlich entgegengesetzte Richtungen. Durch Grammatikalisierung entstehen eng gefügte Konstruktionsformate wie Determinierer-Substantiv, durch Lexikalisierung konzeptuelle Einheiten, deren Baumuster freilich ebenfalls zum Modell für analogische Neubildungen werden kann.

Fast überall, wo es ihn gibt, entstammt der bestimmte Artikel der Grammatikalisierung eines Demonstrativpronomens. In der Romania (und nicht nur da) ist es das deiktisch „ferne“ Demonstrativum, das sich zum Artikel grammatikalisiert. Das „nahe“ (= in der Sphäre des Sprechers) ist LAT *hic*, das zweite (= in der Sphäre des Hörers) ist LAT *iste*, und das „ferne“ (= weder in der Sphäre des Sprechers noch in der des Hörers = nur ganz allgemein bestimmbar) ist LAT *ille*, und von diesem nehmen die romanischen Artikel ihren Ausgang. Das Türkische hat mit den Demonstrativa *bu/su/o* eine analoge Konstellation bei den Demonstrativa, aber durchaus keinen obligatorischen Artikel. Wenn sich ein Artikel entwickeln würde, wäre *o* der wahrscheinlichste Ausgangspunkt. Im Deutschen bedeutet die „Grammatikalisierung“ des Artikels, dass prototypische appellative Substantive nicht ohne Artikel verwendet werden können. **Baum ist schön* geht nicht. Aber *Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit* (Karl Valentin) geht sehr wohl, weil Stoffsubstantive und Abstrakta auch artikellos verwendet werden können. In artikellosen Sprachen wie Türkisch oder Russisch würde die Subjektposition ausreichen, um eine Nominalphrase im *default* als definit zu interpretieren.

Der unbestimmte Artikel ist im Deutschen aus der Grammatikalisierung des Zahlwortes *eins* entstanden. Die Unterscheidung zwischen Zahlwort und Artikel ist nicht immer einfach. Als einzig handfestes Kriterium dient die Möglichkeit des Starktons, die eindeutig das Zahlwort spezifiziert. Der unbestimmte Artikel ist immer unbetont. Dass sich grammatisch die Verstärkung mit *einzig-* etabliert hat, kann als Beleg dafür dienen, dass die Unterscheidung zwischen Numerale und unbestimmtem Artikel nicht immer selbstverständlich funktioniert. Den Satz *Ich brauche ein Taschentuch* interpretieren wir als „ein beliebiges Exemplar der sortalen Klasse Taschentuch“. Den Satz *Ich brauche nur noch EINEN (einzig) Schein fürs Examen* interpretieren wir eher numeral. Es ist kaum denkbar, dass es sich um einen beliebigen Schein handeln könnte. Vielmehr handelt es sich definitiv um einen bestimmten Schein. Das Numerale ist indifferent gegenüber der Opposition bestimmt/unbestimmt, während der unbestimmte Artikel, wie der Name schon sagt, den Referenten eben als (noch) nicht identifizierbar, als beliebiges Mitglied der sortalen Klasse oder als textuell „neu eingeführt“ markiert. Wie aus dem determinativ indifferenten Zahlwort ein unbestimmter Artikel werden kann, das ist ein Problem der Grammatikalisierungswege. Lehmann (1995: 51f) argumentiert, dass es in der Regel „zwischen“ dem Zahlwort und dem unbestimmten Artikel eine Phase gibt, in der *ein* seine paradigmatische Opposition zu den anderen Kardinalzahlen (*zwei, drei, vier...*) verliert und eine Art Indefinitpronomen ist.

Dass es mehrere grammatische Abkömmlinge des Zahlwortes *eins* im Deutschen gibt, belegt auch noch die Opposition zwischen *ein-* und *ander-*, die an die Kombination mit einem definiten Determinierer gebunden ist:

Das eine Auto ist am Ziel, das andere ist liegen geblieben.

Diese auf zwei Positionen paradigmatisierte Option gehört ins Feld der phorisch/deiktischen Referenzialisierung zusammen mit Ausdrücken wie *der vorige, letzte, nächste* etc., sie hat in der

Regel einen Starkton und drängt zur sequenziellen Realisierung beider paradigmatischen Optionen.

Von den adjektivischen Pronomina des „linken“ Randes wollen wir exemplarisch nur einen kurzen Blick auf die Demonstrativa und die Possessiva werfen. Die Possessivpronomina gelten darum als „typische“ adjektivische Pronomina, weil sie (mit einigen Abstrichen, wie wir gleich sehen werden) nicht substantivisch verwendet werden können:

DAS Haus gehört mir (= adjektivisch) vs. DAS gehört mir (= substantivisch)

Diesen Pullover nehme ich (= adjektivisch) vs. Diesen nehme ich (= substantivisch)

*Mein, dein, sein Auto steht vor der Tür (= adjektivisch) vs. *Mein, dein, sein steht vor der Tür (= substantivisch)*

Dass das Bezugssubstantiv nicht weggelassen werden kann, gilt freilich nur für den Nominativ m und n und für den Akkusativ von n. Hier müssen wir bei der substantivischen Verwendung die Form so verändern, dass sie das Genus anzeigt:

Meines, deines, seines steht vor der Tür.

In dieser Form wiederum kann das Possessivum NUR substantivisch verwendet werden:

**Meines Auto, deines Auto, seines Auto*

sagen Kleinkinder oft, bevor sie die komplizierten Verhältnisse bei den Possessivformen vollständig beherrschen. Aber die Norm erlaubt es nicht. In diesem Punkt verhalten sich die Possessiva ganz wie *ein* und *kein*. Auch da müssen sie *eines, einer, einen* bzw. *keines, keiner, keinen* sagen, in bestimmten substantivischen Kontexten. Wenn wir nun aber f-Substantive und Plurale betrachten, dann fallen adjektivische und substantivische Formen zusammen:

Meine Mama ist netter (= adjektivisch) vs. Meine ist netter (= substantivisch)

Meine Puppen sind schöner (= adjektivisch) vs. Meine sind schöner (= substantivisch)

In die morphologischen bzw. flexivischen Einzelheiten wollen wir uns aber gar nicht vertiefen. Es geht uns nur um das grammatische Signalement dieser pronominalen Elemente.

Der bestimmte Artikel, der ja formgleich mit dem (starktonigen) Demonstrativpronomen ist, markiert das in der NP Benannte als problemlos identifizierbar durch den Hörer, er signalisiert, dass der Referent im lokal geteilten Wissens- und Orientierungsfeld von Sprecher und Hörer problemlos verortet werden kann. Das Demonstrativum *DER* signalisiert im Unterschied zum Artikel *der*, dass eine Größe im Orientierungsfeld neu fokussiert werden soll. Sie haben eine Reihe von Weinen zur Auswahl und sagen:

Ich nehme DEN/DIEsen!

was Sie gegebenenfalls durch einen Zeigeakt unterstreichen und spezifizieren. Das muss nicht wörtliches Zeigen sein, zumal demonstrative Fokussierung auch phorisch, d. h. im Text, in der Redekette erfolgen kann:

Am Morgen des 1. Oktober stand M. auf. DIEsen Tag würde er nie vergessen...

Hier refokussiert das Demonstrativum textphorisch das Datum. Wir können nicht im Detail durch die zahlreichen Verwendungen der Demonstrativa gehen und halten nur zweierlei fest:

[a] adjektivisch wie substantivisch markieren Demonstrativa „ihren“ Referenten als „zu fokussieren“, sie bestimmen also dessen textuellen Status im Zusammenhang der aktuellen und aktualisierbaren Referenzbezüge.

- [b] Demonstrativa verbinden „ihre“ Referenten bzw. Nominata mit der aktuellen Sprechsituation, indem sie sie aus dieser herausheben, sie sind metapragmatische Verbindungselemente („linker“) zwischen dem laufenden sprachlichen Geschehen und dessen nominativen Ressourcen. Manche Autoren sprechen auch vom „grounding“ der Nennakte im lokal geteilten Wissen oder von der kommunikativen Aktualisierung der Substantive.
- [c] Substantivisch gebraucht setzen sie referenzielle und/oder sortale Identifizierbarkeit „ihrer“ Bezüge voraus, adjektivisch verbinden sie sich mit deren lexikalischer Konzeptualisierung.

Von lexikalischen Adjektiven unterscheiden sich adjektivische Pronomina dadurch, dass sie stark grammatikalisiert und lexikalisch nicht selektiv sind, sie sind „grammatische Adjektive“ (Lehmann 2005). Funktional betrachtet spezifizieren sie den „Status“ ihrer Referenten mit Bezug auf Fokussierung und Thematizität. Dabei gibt es viele Kontexte, in denen z. B. bestimmter Artikel und Demonstrativum gleichermaßen verwendet werden können:

Das/dieses Wetter hier geht mir auf die Nerven.

Wenn es sich um das Wetter handelt, das man durch einen Blick aus dem Fenster identifizieren kann, sind spezifischer linker (Demonstrativum) und allgemeiner linker (Artikel) weitgehend gleichwertig. In anderen Funktionen (z. B. der generischen Referenz) kann man nur den Artikel verwenden, nicht das Demonstrativum:

*Der Walfisch ist ein Säugetier vs. *Dieser Walfisch ist ein Säugetier.*

Das Demonstrativum sondert referenziell aus, der bestimmte Artikel ist eine „Als-bekannt-Setzung“ des Gemeinten. Wenn sie bei einer Ansammlung sortaler gleicher Objekte sagen: *Den nehme ich*, dann muss das Gemeinte bereits ausgesondert sein, wenn

Sie sagen: *Diesen nehme ich*, dann sondern sie ihn zeigend oder sonstwie aus. Auch vermeintlich abliegende Verwendungen des Demonstrativums signalisieren ein Aussonderungsproblem:

Kannst Du dich noch an diesen Menschen erinnern, der neulich angerufen hat?

Institutionelle Referenten, die als problemlos identifizierbar angesehen werden, brauchen den Artikel:

War der Briefträger schon da?

Nur wenn es um ein bestimmtes Individuum ginge, würden Sie geneigt sein zu sagen:

?War dieser Briefträger schon da?

Ebenso seltsam wäre der unbestimmte Artikel:

?War ein Briefträger schon da?

Die adjektivischen Pronomina „managen“ den (grammatischen und pragmatischen) Status der Bezüge und Referenten von Nominalphrasen.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkt die Possessivpronomina, die funktional und morphologisch als die komplexesten adjektivischen Pronomina gelten. Dazu müssen wir ein bisschen weiter ausholen. Possession ist eine Argumentbeziehung zwischen zwei im weitesten Sinne „substantivischen“ Größen. Sie besteht aus einem „Possessor“ und einem „Possesum“. Es gibt viele Substantive, die inhärent auf eine Possessorgröße verweisen: *Der Kopf, Vater, Chef, Nachbar* etc. ist immer der Kopf, Vater etc. **von jemandem**, der als Possessor identifizierbar sein (oder identifiziert werden) muss. Wenn ich sage: *der Chef kommt*, dann meine ich „unseren“ in der Sprechsituation. Und wenn ich sage, *sein Nachbar ist krank*, dann identifiziere ich den Nachbarn des Menschen, über den wir gerade sprechen (= 3. Person). Alles, was

inhärent durch seine Beziehung zu „anderem“ definiert ist, wird leicht einschlägig für Possession: Bezeichnungen von Körperteilen, Verwandtschaftsverhältnissen, sozialen Rollen.

Das Ganze hat mit wirklichem Besitz nichts zu tun. Wenn der „Herr“ sagt: *mein Sklave*, dann mag er der wirkliche Besitzer sein, aber dummerweise sagt auch der Sklave: *mein Herr*, obwohl der ihm nun wirklich nicht gehört. Vielmehr wird EIN Gemeintes dadurch identifiziert und bestimmt, dass es einem anderen, einem „Possessor“, zugeordnet wird. Ebenso gut wie *mein Auto* (das Ihnen gehört) können Sie von *Ihrem Schnupfen, Ihrer Mutter, Ihrer Krankheit, Ihren Schwierigkeiten, Ihren Gewohnheiten* sprechen, die Ihnen allesamt nicht „gehören“. Die Beziehung zwischen Possessor und Possesum ist asymmetrisch (darauf kann ich hier nicht näher eingehen). Wenn ich sagen kann:

Mein Auto, mein Studium, deine schlechte Laune, sein Nörgeln, unsere Ferien...

dann identifiziere und bestimmte ich den substantivischen Nukleus durch dessen possessiven Bezug auf eine der drei Größen des Sprechrollensystems, das verkörpert ist in den „drei Personen“ der Personalpronomina:

1. Person = aktueller Sprecher
2. Person = aktueller Adressat/Hörer
3. Person = aktuell Besprochenes = weder Sprecher noch Hörer

Die Possessivpronomina sind entstanden aus den Genitiven der Personalpronomina. Sie sind gewissermaßen „Adjektivierungen“ dieser Genitivformen, im Laufe der Sprachgeschichte sind die Genitive als Adjektive reinterpretiert und flexionsmorphologisch den adjektivischen Pronomina eingeordnet worden. Einfache possessive Nennausdrücke wie

Mein, dein, sein/ihr Auto

funktionieren also in der Rede als Indizes, die die Possessorrolle

auf die drei Positionen des Sprechrollensystems verteilen, in der 3. Person noch zusätzlich differenziert nach m/n (= *sein*) und f (= *ihr*). Wenn das Possesum-Substantivum ein deverbaler Ausdruck ist, dann können Possessivpronomen auch zu Grunde liegende Sätze nominalisieren: Aus den Sätzen *ich verschwinde, du verschwindest, er/sie/es verschwindet* werden dann die Nominalgruppen *mein, dein sein/ihr Verschwinden*.

Für gewöhnlich kongruieren alle adjektivischen Pronomina nach Genus mit ihren Bezugssubstantiven, und zwar nach dem Muster des unbestimmten Artikels:

Mein Vater (m) – meine Mutter (f) – mein Auto (n)

In der 3. Person Singular jedoch zeigt das Possessivpronomen so etwas wie „doppelte Kongruenz“. Nach der Seite des Possesum-Substantivs zeigt es die „normale“ Genuskongruenz, nach der Seite des indizierten Possessors hingegen indiziert es diesen zusätzlich als m/n oder f – durch die Opposition *sein/ihr*.

Paul verkauft sein Auto vs. Maria verkauft ihr Auto

In diesen Fällen wissen Sie, dass Satzsubjekt und Possessor identisch sind. Und wenn Sie hören oder lesen:

Paul verkauft ihr Auto bzw. Maria verkauft sein Auto.

dann wissen Sie, dass Satzsubjekt und Possessor nicht referenzidentisch sind. Der Possessorindex verweist dann auf einen Possessor, der zu einer anderen Genusklasse gehört als das Satzsubjekt. Im schriftlichen Text erwarten Sie in der Regel, dass der durch Possessivpronomen indizierte Possessor bereits „vorgekommen“ ist, als Antezedens:

Paul erzählt, dass Maria seinen/ihren Wagen verkauft hat.

Einmal handelt es sich wohl um Pauls, dann um Marias Wagen. Daraus machen viele Grammatiker eine große Geschichte, aber

völlig zu Unrecht. Denn wenn z. B. gerade über Peter und Petra gesprochen wird, dann kann der obige Satz genauso gut auf Peter oder Petra als Possessor(en) verweisen. Possessivpronomina funktionieren gerne anaphorisch, aber sie verweisen eben auch gerne auf andere aktuell verfügbare Größen. Wenn Peter gerade im aktuellen Aufmerksamkeitsfokus steht, wird der (situativ geäußerte) Satz:

Paul hat gerade sein Auto verkauft.

problemlos auch auf Peter als Possessor von *sein Auto* bezogen werden können.

Insgesamt könnte man das adjektivische Possessivpronomen (im Unterschied zum Demonstrativum, das einen situativ verfügbaren Referenten fokussiert) als einen doppelt gerichteten „linker“ bezeichnen. Als Richthilfe dient einmal das Dreiersystem der Sprechrollen: Jedes Possessivpronomen ordnet „sein“ Substantiv einem Possessor zu, der aktuell die Sprecher-, Hörer- oder Besprochenenrolle einnimmt. Als zusätzliche Richthilfe gilt in der 3. Person Singular das Genus des Possessors. Und weiterhin ist es die Möglichkeit der Argumentbeziehung zwischen Possessum und Possessor, die „Kandidaten“ für die indizierte *reference point relation* begrenzt.¹ Was ist darunter zu verstehen? Nun, das Possessivpronomen markiert „seinen“ Nukleus als Possessum-Argument und es indiziert aus dem Kreis der Sprechrollen einen geeigneten Possessor. Und eigentlich gehören die jeweils aktuellen „Inhaber“ der Sprechrollen Sprecher – Hörer – Besprochenes zu den immer verfügbaren Bezugsgrößen. Die Referenten des solchermaßen markierten Possessums werden aktualisiert oder identifiziert durch den „link“ zum jeweiligen Possessor-Referenten. Vergleichen Sie die „Indizes“ in der banalen Frage:

1 Ronald W. Langacker (2008), ein kognitiver Linguist, rechnet die Possessor-Possessum-Relation des „reference point relations“ zu: Man nutzt sprechend einen bekannten und verfügbaren Referenten als Identifikationshilfe für einen nicht ohne weiteres identifizierbaren.

Wo steht das / dieses / dein Auto?

Beim bestimmten Artikel unterstellen Sie ganz praktisch, dass das gemeinte Auto für den Hörer eindeutig identifizierbar ist, problemlos aktualisierbar im *common ground*. Beim Demonstrativum müssen Sie das gemeinte aus dem Feld möglicher Aufmerksamkeitsobjekte heraussondern (etwa indem Sie das fokussieren, über das Sie gerade gesprochen haben), und beim Possessivpronomen identifizieren Sie das gemeinte Auto, indem Sie es dem aktuellen Hörer per gerichtetem Index zuordnen. Der Hörer fungiert dabei als leicht verfügbare referenzielle „Brücke“ zum eigentlichen Referenten (Langacker). Gemeint ist das Auto, das dem Hörer zugeordnet werden kann.

An diesen einfachen Beispiel ist bereits erkennbar, was die adjektivischen Pronomina leisten. Sie machen gewissermaßen den „Außendienst“ der Nominalphrase (während der rechte Rand mit Nukleus und sortalisierenden Adjektiven den „Innendienst“ übernimmt und den Referenten konzeptualisiert und beschreibt). Zu diesem „Außendienst“ rechnet einmal, wie die Beispiele zeigen, das Management des pragmatisch-referenziellen Status der Nominalphrase (als „bekannt“, „identifizierbar“, „zu fokussieren“, „neu eingeführt“ beim unbestimmten Artikel etc.). Dazu rechnet aber auch der grammatische Status der Nominalphrase im Satz oder in der Wortgruppe. Die Informationen über Genus und Kasus (und teilweise auch Numerus) konzentrieren sich am linken Phrasenrand bei den adjektivischen Pronomina. Wie wir gezeigt haben, werden diese Informationen dann und nur dann von den eigentlichen Adjektiven „übernommen“, wenn es keine adjektivischen Pronomina gibt:

Gewaschener grüner Salat vs. der gewaschene grüne Salat

Die Information m/Nominativ wird von den Adjektiven transportiert, wenn es kein Artikelwort gibt, das sie transportieren könnte. Man könnte das vielleicht auch so formulieren, dass die Funktion(en) des Artikels dann auf das „nächste“ Adjektiv übergeht (übergehen).

Die ebenfalls am linken Rand konzentrierten sogenannten Formadjektive setzen die pragmatische Seite des „Außendienstes“ fort, indem sie zur Lokalisierung bzw. Lokalisierbarkeit des Referenten beitragen:

Der vorige Abschnitt; das vorige Jahr; die genannten, erwähnten Autoren; die nächste Querstraße; derartige, solche Ereignisse; das folgende, nachstehende Beispiel...

Vorig- ist im Zweifel einmal textphorisch (meint also den Abschnitt vor dem Abschnitt, in dem es steht) und einmal auf die zeitliche Sprecherorigo bezogen (im Jahr 2015 ist das vorige Jahr 2014). *Genannt/erwähnt* richtet die Aufmerksamkeit von Hörer/ Leser im Text bzw. in der Redekette ein Stück zurück. *Nächst-* ist (etwa bei einer Wegbeschreibung) deiktisch auf ein räumliches Orientierungsproblem bezogen (die erste Querstraße, die kommt, wenn du hier weitergehst). *Derartig/solch-* sind Pro-Adjektive bzw. Pro-Prädikate, sie verweisen auf etwas, was im Text zuvor sortal beschrieben bzw. konzeptualisiert worden ist. *Folgend-/nachstehend-* sind kataphorische (auf Kommendes verweisende) Textzeiger. Das ist natürlich nur eine kleine Auswahl einschlägiger Ausdrücke.

Da hoch grammatikalisiert (und paradigmatisiert), sind die eigentlichen adjektivischen Pronomina nur sehr begrenzt miteinander kombinierbar. In der Regel gilt: das eine *oder* das andere, aber nicht beide. Demonstrativa sind mit Artikeln gar nicht, mit Possessiva nur sehr eingeschränkt kombinierbar (*?diese meine Bücher* ist möglich, aber markiert). Gebräuchlich ist nur die (bereits mehrfach erwähnte) Phrase *in diesem unserem Lande*. Manche Grammatiken bezeichnen die Possessiva sogar als „Possessivartikel“ und ordnen sie unter die Artikelwörter ein. Das geht im Deutschen, wo **das mein Haus* ungrammatisch ist, Artikel und Possessivum also unverträglich sind, aber z. B. im Italienischen haben beide deutlich getrennte Funktionen und *la mia casa* ist ein vollkommen gewöhnlicher Ausdruck. Daraus können wir (etwas vereinfacht) schließen, dass das Possessivum im Deutschen auch Bestimmtheit kodiert, im Italienischen aber nicht.

Aber es gibt (zum Leidwesen der Grammatiker, die gerne für alles nur eine Schublade hätten) auch Elemente unter den Bewohnern des linken Nominalphrasenrandes, die zu verschiedenen Paradigmen gehören. Am prominentesten ist vielleicht das oben bereits skizzierte *ein-*, das man mindestens dreifach ansetzen muss:

- [a] *ein-* als unbestimmter Artikel (im paradigmatischen Wechsel mit dem best. Artikel)
- [b] *ein-* als Zahlwort (im paradigmatischen Wechsel mit *zwei, drei, vier...*)
- [c] *ein-* als Formadjektiv (im paradigmatischen Wechsel mit *ander-*)

In Flexion und Tonstärke verhalten sich die drei durchaus unterschiedlich, der unbestimmte Artikel ist schwachtonig, [b] und [c] sind meistens starktonig, [c] verbindet sich gerne mit dem bestimmten Artikel (*der eine, der andere*), aber die Details lassen wir aus.

Zum Schluss die Frage: Was lehrt das Nebeneinander von „echten“ lexikalischen Adjektiven, Formadjektiven und adjektivischen Pronomina? Worin gleichen sie sich und worin nicht? Nun, sie gleichen sich (mit einigen Abstrichen, die wir hier unberücksichtigt lassen) darin, dass sie alle „wie Adjektive“ flektieren, und sie gleichen sich im kombinatorischen Potential (Lehmann 2005). Auch die adjektivischen Pronomina verbinden sich mit einem substantivischen Nukleus und kongruieren mit diesem Nukleus in den substantivischen Kategorien Genus, Kasus, Numerus. Verbunden sind sie mit den lexikalischen Adjektiven auf einem Kontinuum der Grammatikalisierung. Die Formadjektive stehen auf diesem Kontinuum „zwischen“ den lexikalischen Adjektiven und den adjektivischen Pronomina. Das kann man daran sehen, dass es Ansätze zur Paradigmatisierung ihrer Funktionen gibt (*der eine/der andere, der obere/der untere, der rechte/der linke, der vorige/der nächste* etc.). Lexikalische Adjektive dagegen können als Deskriptoren frei gewählt werden. Was bei vielen von ihnen wie Paradigmatisierung aussieht, das ist

eine Begleiterscheinung der Dimensionsadjektive, die gerne in Antonympaaren kommen (*groß/klein, alt/neu, alt/jung, breit/schmal...*). Dazu mehr an anderer Stelle (Kap. 8).

Innerhalb der Nominalphrase entspricht die Polarisierung von lexikalischen und grammatischen Adjektiven einer Arbeitsteilung zwischen prädikativen, deskriptiven, das sortale Konzept modifizierenden Adjektiven und Elementen, die den grammatisch-pragmatischen Status der jeweiligen Nominalphrase anzeigen. Die Tatsache, dass es in der NP den indexikalisch-grammatischen Pol geben muss, den lexikalisch-sortalen aber nicht, zeigt durchaus Interessantes an. Beim Sprechen bauen wir Nominalphrasen „von links nach rechts“ auf, was obligatorisch ist, muss nach links rücken. Wenn es kommunikativ nicht erforderlich ist, können wir die NP quasi an jeder Stelle „abbrechen“:

Ich habe den/meinen/diesen alten Wohnwagen verkauft.

Wenn wir bereits von „Wohnwagen“ sprechen, dann kann ich, vollkommen grammatisch, auch sagen:

Ich habe den/meinen/diesen alten verkauft.

Und wenn wir bereits vom „alten Wohnwagen“ sprechen, dann kann ich auch sagen:

Ich habe den/meinen verkauft.

Dass *diesen* hier komisch klingen würde, deutet darauf hin, dass Demonstrativa mit Neufokussierung verbunden sind und daher leicht nicht passen, wenn ihr Referent bereits fokussiert *ist*.

Am Ende ist dann ein „substantivisches“ Pronomen nichts anderes als ein adjektivisches, das auch ohne seinen sortalisierenden Nukleus als deiktisches oder phorisches Element problemlos funktioniert. Ein deiktisches Gerüst wie:

Der hat dem seines kaputt gemacht.

funktioniert reibungslos wenn wir die indizierten Beziehungen mit den Ressourcen der Situation herstellen können. Da würde dann:

Der eine Junge hat dem anderen Jungen sein Fahrrad kaputt gemacht.

ziemlich umständlich und arg pedantisch klingen. Nach rechts „bauen“ wir an der NP nur so lange, bis sie zur Identifikation (oder zur hinreichenden Charakterisierung) des Referenten taugt. Das gilt freilich zuerst für die gesprochene Umgangssprache. Und wenn es um die Figuren beim Mensch-ärgere-dich-nicht geht, dann reicht es völlig, wenn Sie sagen:

Ich nehme die grünen.

Die grammatische Literatur bestimmt diese (im wirklichen Leben der Sprache überaus häufigen) Fälle gerne als „Ellipsen“, was so viel heißt wie: der substantivische Nukleus ist weggelassen worden. Wir sind ebenfalls dieser terminologischen Konvention gefolgt. Dabei wäre eine andere Interpretation naheliegender: Kraft seiner substantivierenden Funktion „macht“ der Artikel das, was auf ihn folgt, zum funktionalen Substantiv, zu einem (Referenten oder Konzepten) identifizierenden Ausdruck, auch wenn es sich lexikalisch um ein Adjektiv handelt. Und wenn das Artikelwort (oder Demonstrativum oder Possessivum) ganz alleine zurückbleibt, dann übernimmt es eben selbst die Rolle des deiktischen „Identifizierers“. Wir (zu allererst: Wir Grammatiker!) denken in aller Regel vom geschriebenen Satz her, und der fordert im Allgemeinen ein vollständig besetztes Symbolfeld, und vor diesem Hintergrund erscheint das alltäglich Gesprochene beinahe immer als in irgendeinem Sinne defizient, ergo: „elliptisch“.

Was den bestimmten Artikel betrifft, so ließe sich der Beobachtung, dass es sich um ein stark grammatikalisierendes (phorisches) Adjektiv handelt, noch die weitere Beobachtung anfügen, dass der Artikel (im Unterschied zum echten Demonstrativum) die

„Indifferenz“ der Adjektive gegenüber der Opposition referenzielle vs. konzeptuelle Determinierung beibehält. Der Artikel identifiziert (je nach den weiteren Umständen seiner Verwendung) entweder einen bestimmten Referenten oder aber, wenn er generisch gebraucht wird, ein bestimmtes Konzept (und alles was darunter fällt). *Der Löwe* kann sowohl ein individuelles Exemplar der Gattung für uns identifizieren als auch die Gattung selbst: *Der Löwe ist ein Fleischfresser* können wir nur generisch interpretieren

Dass aus einem grammatikalisierten Adjektiv ausgerechnet ein „Substantivierer“ geworden ist, ist nur auf den ersten Blick paradox. Auf den zweiten ist es gut erklärbar durch die feste kategoriale Zuordnung von Adjektiv und Substantiv in der Nominalphrase. Was kategorial auf ein folgendes Substantiv verweist, das kann leicht auch anzeigen: ‚Alles, was auf mich folgt, wenn ich flektiere, ist für alle praktischen Zwecke als ein Substantiv zu nehmen,‘ scheint uns das Adjektiv zu signalisieren. Und genau das tun Artikelwörter (und in gewissen Grenzen auch andere adjektivische Pronomina).

Im Gegenzug hat Walter Porzig (1924) schon fast vor 100 Jahren (vgl. auch Bühler 1934: 304) darauf hingewiesen, dass als gewissermaßen dialektische Folge der „substantivierenden“ Funktion des Artikels, dessen Weglassung bestimmte Ausdrücke tendenziell „entsubstantiviert“ und gewissermaßen „adjektiviert“ (wenn diese Bildung erlaubt ist). Wir haben das weiter oben bereits einmal angetippt: In der Reihe:

Paul ist König < ein König < der König.

kann man sehen, dass in Kopulasätzen prädierte Substantive sich umso mehr Adjektiven annähern, als sie den unbestimmten bzw. dann gar keinen Artikel mehr zu sich nehmen. Am Ende kann man solchermaßen prädierten Substantiven sogar Gradierungsmittel begeben, die ansonsten Adjektiven vorbehalten sind:

Er ist so sehr Wissenschaftler, Grammatiker, dass es kaum auszuhalten ist.

Wie üblich können wir nur einen kleinen Ausschnitt der adjektivischen Pronomina und ihrer Analyseprobleme behandeln. Einiges Weitere bringt das Kapitel zur Adjektivreihenfolge (Kap. 11).

| Kapitel 7

Relationsadjektive: Synchronie und Diachronie

Inhalt: Sprachpflegerische Ablehnung der Relationsadjektive als „Fremdkörper“; Definitionsprobleme; Bemerkungen zur Herausbildung der Relationsadjektive im Deutschen; spezifische Lexeme oder spezifische Verwendungsweise? Untergruppen und Proben; Einige Beispiele.

Zu den Relationsadjektiven im Deutschen (auch Bezugsadjektive, Zugehörigkeitsadjektive, relative Adjektive genannt – allerdings sei gewarnt: Der Ausdruck „relative Adjektive“ zirkuliert auch im terminologischen Sinne dessen, was wir „Dimensionsadjektive“ nennen) gibt es eine aufschlussreiche Vorgeschichte, die ich hier an den Anfang stellen möchte. Sie handelt von der (ziemlich lange ziemlich lebenskräftigen) *sprachpflegerischen Ablehnung* der Relationsadjektive als Fremdkörper und Störenfriede der deutschen Sprache. Übrigens ist „sprachpflegerisch“ im letzten Satz ein klassisches Beispiel für ein Relationsadjektiv. Diese Klasse nämlich zeichnet sich in der Hauptsache aus durch folgende Merkmale:

- [a] Relationsadjektive sind von Substantiven abgeleitete, sekundäre Adjektive; sie „kommen“ mit den Suffixen *-ig, -lich, -isch, -weise, -mäßig*, aber auch mit Fremdsuffixen wie *-al, -ell, -är* etc. Das heißt nicht, dass mit diesen Suffixen gebildete Adjektive Relationsadjektive sind.
- [b] Sie sind auf die attributive (und eventuell die adverbiale, darauf komme ich zurück) Verwendung beschränkt und durch weitgehend synonyme Konstruktionen „resubstanti-

vierbar“ (hier: *sprachpflegerische Ablehnung* = „Ablehnung durch die Sprachpfleger“).

- [c] Sie entziehen sich der Steigerung und allen anderen Formen der Graduierung (**die ziemlich sprachpflegerische Ablehnung*).
- [d] Gehäuft finden wir Relationsadjektive in fachsprachlichen Zusammenhängen, wo sie oft weitgehend bedeutungs- und funktionsgleich mit Determinativkomposita auftreten (*Sprachtheorie* oder *linguistische Theorie*, *Wirtschaftswachstum* oder *wirtschaftliches Wachstum* etc.).

Beginnen wir mit einem Zitat aus Wustmanns ungefähr 100 Jahre altem sprachpflegerischen Klassiker mit dem Titel *Allerhand Sprachdummheiten*, von dem Karl Kraus mit spitzer Ironie bemerkt hat, es sei Wustmann gelungen, unter den von ihm gesammelten „Sprachdummheiten“ vor allem auch seine eigenen unterzubringen. Da heißt es:

In beängstigender Weise hat in neuerer Zeit die Neigung zugenommen, statt des Bestimmungswortes einer Zusammensetzung ein Adjektiv zu setzen, also z. B. statt *Fachbildung* zu sagen: *fachliche Bildung*. Sie hat in kurzer Zeit riesige Fortschritte gemacht, wie sie sich nur daraus erklären lassen, dass diese Ausdrucksweise jetzt für besonders schön und vornehm gilt. [...] Jetzt redet man nur noch von staatlichem Vermögen, gesellschaftlicher Ordnung, rechtlichem Verhältnis, kriegerischen Ereignissen, junkerlichem Regiment, soldatischer Laufbahn, bürgerlichen Pflichten, handwerklichen Traditionen. [...] Die ‚Pädagogen‘ reden sogar von schulischen Verhältnissen und unterrichtlicher Methode. [...] Am Ende kommt es noch dahin, dass einer erzählt, er habe in einer alpinen Hütte in sommerlichen Hosen sein abendliches Brot nebst einem wurstlichen Zipfel verzehrt. (Wustmann, 4. Aufl. 1908, S. 183ff)

Bis auf den *wurstlichen Zipfel* dürften alle diese vor einem Jahrhundert als fremd, affig und störend angeprangerten Formen für Sie inzwischen ziemlich selbstverständlich sein. Und *schulisch* dürfte im Lehramtsstudium so ungefähr das häufigste Adjektiv

sein, das Ihnen begegnet, während es den guten Wustmann noch dazu brachte, die Pädagogen, die es zu gebrauchen wagten, mit Anführungszeichen zu verunglimpfen.

Noch im (sonst für einigermassen aufgeschlossen und revolutionär geltenden) Jahre 1974 konnte ein Sprachpfleger (hoffentlich ironisch) fordern, man möge doch bitte den Gebrauch einiger Wörter verbieten, darunter den des Wortes *schulisch* (hierzu ausführlich Lauffer 1977). Man könne den Genitiv *der Schule* verwenden oder das Bestimmungswort *Schul-*, notfalls ginge auch das „fremdwörtliche“ (das hat er natürlich nicht gesagt, das ist nämlich ein Relationsadjektiv!) Adjektiv *pädagogisch*, aber was definitiv nicht ginge, das sei *schulisch*.

In diesem Zusammenhang fällt dann regelmäßig der Satz, das Relationsadjektiv sei vollkommen normal und an der Tagesordnung in den romanischen Sprachen, allen voran im Lateinischen, wo *Geburtstag dies natalis* und *Winterzeit tempus hibernum* sei. Das Lateinische (und seine modernen Tochtersprachen) verfügten über ein reiches Formensystem zur Ableitung adjektivisch/attributiv verwendbarer desubstantivischer Formen, und es kennt keine hoch produktive Zusammensetzung, von daher sei die Sache mit den Relationsadjektiven in den romanischen Sprachen völlig in Ordnung. Nur im Deutschen, da seien sie unerwünschte Importware. Wir wollen diese Argumentation nicht zu genau prüfen, denn wenn jemand alle Importe aus dem Lateinischen aus der deutschen Sprache entfernen wollte, so möchte es durchaus passieren, dass nicht viel übrig bliebe.

Etwas schwerer wiegt da schon die Argumentation des Gräzisten Franz Dornseiff (1921), der (sprachpflegerischer Neigungen weitgehend unverdächtig) ebenfalls sprachhistorisch konstatiert, das Relationsadjektiv sei „Einfuhrware“ und „Bedeutungslehnwort“, überwiegend in das Deutsche eingedrungen aus Übersetzungen juristischer, theologischer und philosophischer Fachliteratur aus dem Lateinischen. Diese Beobachtung wird später weitgehend bestätigt, sie dürfte auch dafür mitverantwortlich sein, dass Relationsadjektive bis heute ausgeprägt und häufig im Bereich fachsprachlicher Terminologie vorkommen (Frevel 2002, 2005). Allerdings geht Dornseiff (1921) ein Stück weiter. Er

konstatiert nämlich auch, dass die solchermaßen „importierten“ Relationsadjektive eine starke Assimilationsneigung aufwiesen, d. h. das Deutsche würde sie zwar als „Lehngut“ aufnehmen, sie aber schnell und nachhaltig in gewöhnliche, charakterisierende Adjektive verwandeln. Sein Paradebeispiel ist das Adjektiv *theatralisch*, das im Titel von Goethes Jugendtext *Wilhelm Meisters theatralische Sendung* vorkommt und erkennbar ein Relationsadjektiv sei, das, aus dem Substantiv *Theater* abgeleitet, „resubstantivierbar“ ist als „Wilhelm Meisters Berufung für das Theater“. Knapp 150 Jahre später sei es hingegen ein ganz gewöhnliches charakterisierendes Adjektiv, dessen Relationsbedeutung gar nicht mehr abrufbar sei. Davon können Sie sich jederzeit überzeugen, indem Sie einen gemeinen Germanistikstudenten um eine moderne Paraphrase dieses Goethe-Titels bitten. Und wenn Sie das Grimmsche Wörterbuch befragen, so werden Sie fast nur Belege finden, die eindeutig der Lesart „Relationsadjektiv“ zugehören, auch wenn heutige Leser dazu neigen könnten, die charakterisierende und leicht negativ bewertende Lesart einzusetzen.

Was halten Sie von dem Grimm-Beleg (aus Klinger):

der verfasser dachte, das stück (durch die umarbeitung) theatralischer zu machen.

Was ist hier gemeint? „geeigneter für das Theater“? Auch diese Interpretation würde NB schon mit dem Postulat konfliktieren, dass Relationsadjektive nicht steigerbar sind! Oder könnte auch gemeint sein, dass es im Sinne der Wertungsbedeutung „theatralischer“ gemacht werden soll? Das ist unwahrscheinlich. Die Liste der Substantive, mit denen sich *theatralisch* häufig als Adjektivattribut verbindet, sieht im DWDS so aus:

Arrangement Aufführungen Auftritt Ausdrucksformen Capriccio Darbietungen Effekte Effekten Einlagen Gebärden Gesamtkunstwerk Geste Gestik Gestus Illusion Installation Inszenierung Kammerspiel Liederabend Pathos Phantasie Pomp Pose Recherche Selbstbefriedigung Selbstinszenierung Sendung

*Spektakel Szenerie Triptychon Umsetzung Versuchsanordnung
Wucht Zwitter Überhöhung*

Viele dieser Substantive (*Pomp, Pathos, Spektakel, Überhöhung, Wucht...*) gehen nur mit der bewertenden Lesart, aber viele gehen sowohl mit dieser als auch mit einer rein relationsadjektivischen. Wiederum laut DWDS wird das Adjektiv *theatralisch* vor allem von folgenden „adverbialen“ Elementen modifiziert:

*derart durchaus ebenso eher fast geradezu höchst mal oft
sehr wenig weniger ziemlich*

Die deuten, wie man sieht, so gut wie alle auf evaluative Lesarten. Betrachten wir zuletzt noch die Elemente, zu denen *theatralisch* selbst häufig in adverbial-modifizierender syntaktischer Beziehung steht, so ergibt sich folgende Liste:

*anmutenden ausbreitet erhebt fällt geriet hebt inszeniert
inszenierten klingt legt ließ reagieren ruft sank setzen
seufzt sterben umfällt umzusetzen wirft wirkenden wirkt
wälzt*

Auch sie stützt überwiegend die (bewertende) Lesart im Sinne von „pathetisch“.

So viel einstweilen zur diachronen Vorgeschichte der Relationsadjektive im Deutschen. Sie mögen im Kern Migranten aus den romanischen Sprachen sein, die zuerst über die lateinische Wissenschaftssprache und dann auch über den Kontakt mit den modernen romanischen Sprachen ins Deutsche eingewandert sind. Aber bereits die sprachpflegerische Auseinandersetzung über Ausdrücke wie *schulisch, amtlich, städtisch* etc. belegt zweifelsfrei, dass der Siegeszug des Relationsadjektivs auch bei den nativen deutschen desubstantivischen Adjektiven nicht aufzuhalten ist. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass wir in der sorgfältigsten Arbeit, die es zu den deutschen Relationsadjektiven gibt (Schäublin 1972), bereits lesen können, dass:

- [a] von den ca. 1300 Adjektiven auf *-lich*, die das rückläufige Wörterbuch von Mater (1965) listet, etwa ein Drittel auch als Relationsadjektive verwendbar seien;
- [b] von den *-isch*-Adjektiven, die aus geographischen und Völkernamen abgeleitet sind, so gut wie alle als Relationsadjektive verwendbar seien (*das mitteleuropäische Klima, die chinesischen Wirren, französische Bedenken...*);
- [c] von den übrigen Adjektiven auf *-isch* (die dann Eichinger 1982 genauer unter die Lupe nimmt) ebenfalls ungefähr die Hälfte als Bezugsadjektive verwendet werden können;
- [d] desubstantivische Adjektive/Adverbien auf *-mäßig* und *-weise* zwar einige Besonderheiten aufweisen, aber durchaus Affinitäten zum Relationsadjektiv zeigen;
- [e] zahlreiche mit Fremdsuffixen gebildete Adjektive auf *-al*, *-ell*, *-är* etc. ebenfalls den Gebrauch als Relationsadjektive kennen.

Charakteristisch für das Deutsche ist ganz offenbar der bereits von Dornseiff (1921) konstatierte Trend, dass Relationsadjektive gerne auch die Lesarten gewöhnlicher, charakterisierender Adjektive annehmen, so dass wir die Gesamtheit der lexikalischen Adjektive des Deutschen in drei Klassen einteilen können (Schäublin 1972: 91):

- [I] Reine Bezugs- oder Relationsadjektive,
- [II] ambivalente oder gemischte Adjektive,
- [III] gewöhnliche, charakterisierende Adjektive.

Zur Klasse [I] kann man Adjektive rechnen wie *landwirtschaftlich, finanziell, staatlich, gerichtlich, polizeilich, nervlich...* und viele andere mehr. Sie zeichnen sich alle dadurch aus, dass sie desubstantivisch sind, nicht prädikativ gebraucht werden und nicht gesteigert werden können. Generell gilt auch die Möglichkeit der Rücktransposition in ein substantivisches Attribut. Eine *gerichtliche Anordnung* ist eine „Anordnung durch ein Gericht“, ein *staatlicher Betrieb* ein „Betrieb, der dem Staat gehört“, ein *finanzieller Engpass* ein „Engpass bezüglich der Finanzen“ etc.

Den Typus des gemischten oder ambivalenten Adjektivs [II] kann man sich ganz gut verdeutlichen an der (leicht monströsen) englischen Bildung *friendly fire*, die als Bezeichnung für den (versehentlichen) Beschuss durch die eigenen Leute in einer kriegerischen Auseinandersetzung gebraucht wird. Wer von den eigenen Leuten beschossen wird, dürfte das wohl kaum als „freundlich“ im charakterisierenden Sinne des Adjektivs wahrnehmen. Aber äußerstenfalls „geht“ offenbar die Lesart des Relationsadjektivs, in der *friendly fire* als „Beschießung durch Freunde“ resubstantiviert werden kann. Viel weiter können charakterisierende Bedeutung und Bezugsbedeutung wohl kaum auseinandertreten. Aber mildere semantische Polarisierungen dieses Typs findet man durchaus mengenweise. Denken Sie an das (anderswo bereits erwähnte) Adjektiv *menschlich*, das über eine rein deskriptive relationale Zuordnungsbedeutung verfügt (*menschliches Verhalten* = Verhalten von Menschen), aber eben auch über eine hochgradig wertende: *dieses Verhalten ist nicht gerade menschlich*. Letztere kann mit *un-* negiert und gradiert werden, sie geht prädikativ wie attributiv etc.

Auch bei den von Orts-, Länder- und Völkernamen abgeleiteten *-isch*-Adjektiven entwickelt sich leicht neben der relationalen Herkunftsangabe (*spanische Eselssalami*, *spanischer Wein*... = „aus Spanien“) eine charakterisierende Lesart. Bei Balzac finde ich den Satz:

Ein geradezu spanischer Ernst durchfurchte sein olivenfarbenes Gesicht.

Ganz offensichtlich ist die Brücke, die vom neutralen Herkunftsadjektiv zum charakterisierenden Adjektiv führt, die Wahrnehmung einer Eigenschaft als „typisch“ für die jeweilige Herkunftsangabe. Sobald sich eine solche „Typik“ dem Adjektiv konnotativ mitteilt oder anlagert, etabliert sich eine charakterisierende Interpretation neben der relationalen.

Nicht viel anderes funktioniert die Anlagerung von Wertungen oder Wertakzenten an gewöhnliche Relationsadjektive. Eine *ärztliche Untersuchung* ist einfach eine „Untersuchung

durch einen Arzt“, aber sobald ich prädikativ und wertend sagen kann: *Dieses Verhalten ist nicht ärztlich / unärztlich*, meine ich *nolens volens* so etwas wie „Dieses Verhalten gehört sich nicht für einen Arzt“ – und schon bin ich mitten in der Sphäre charakterisierender und bewertender Adjektive. Etliche einschlägige Adjektive auf *-lich* koppeln sich adverbial und attributiv bevorzugt nur mit Verben und deverbalen Substantiven, die offiziell in die Sphäre des Relationsadjektivs gehören. Sie können *polizeilich vernommen* werden, nicht aber *polizeilich verprügelt*, *amtlich verwahrt*, aber nicht *amtlich betrogen* (hierzu Engelen 1990).

Ganz offensichtlich ist der Übergang vom Relationsadjektiv zum gewöhnlichen und charakterisierenden Adjektiv im Deutschen leicht zu bewerkstelligen, und wir müssen uns die Frage stellen, wie das kommt. Womöglich ist die Antwort aufschlussreich für die gesamte Wortart Adjektiv.

Theoretisch lehrreich ist womöglich ein erneuter Blick auf diejenigen Relationsadjektive, die aus Eigennamen abgeleitet sind. Orts-, Volks-, Länder- und auch Personennamen teilen als Eigennamen die feste Bindung an bestimmte Referenten und eine äußerst geringe (bzw. gar nicht vorhandene) Neigung zu sortaler/konzeptueller Typik. Wenn Sie nur wissen, dass ein Land *Island* oder *Spanien* heißt, dann wissen Sie eigentlich konzeptuell noch gar nichts. Wie interpretieren wir nun deonymische (d. i. von Eigennamen abgeleitete) Relationsadjektive vom Typus: *Sokratische Methode*, *Bismarck'sche Politik*, *Schiller'sches Gedicht*, *spanisches Getränk* etc.? Nun, im Prinzip haben wir die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, einer reinen *reference-point*-Lesart im Sinne von Langacker (2008). Da wäre die *Sokratische Methode* die „Methode des Sokrates“, die *Bismarck'sche Politik* wäre „die Politik Bismarcks“ etc. Daneben gibt es aber auch die nicht individualisierende, sondern typisierende Lesart, nach der man besser paraphrasieren würde: „die Methode nach Art des Sokrates“, „die Politik nach Art Bismarcks“ etc.

Das Lateinische hatte (ähnlich wie die slawischen Sprachen) die Option, Zugehörigkeit und Besitz einmal mit dem Possessorgenitiv auszudrücken, dann aber auch mit einem aus dem Possessorbegriff abgeleiteten Adjektiv. Wackernagel (1924: 75)

notiert, dass man bereits in der alten grammatischen Literatur die folgende Unterscheidung finde:

Fabulae Aesopi = Genitiv = die von Aesop verfassten Fabeln
Fabulae Aesopiae = deonymisches Adjektiv = Fabeln nach Art des Aesop

Ganz ähnliche Überlegungen findet man auch im 19. Jahrhundert bei Karl Ferdinand Becker, der generell zwischen „Attributen des Individuums“ (*mein* Haus, das Haus *meiner* Eltern) und „Attributen der Art“ (ein *altes* Haus, der Schwanz *eines* Pferdes) unterscheidet und auch bereits notiert, dass im Deutschen die bevorzugte Konstruktionsform für die Attribute der Art das Kompositum sei, während es in anderen Sprachen durch unbestimmte Genitivattribute oder desubstantivische Relationsadjektive kodiert werde (Deutsch *Pferdeschwanz*, *der* Schwanz *eines* Pferdes vs. Latein *cauda equina* aus dem desubstantivischen Adjektiv *equinus*).

Die von Personen- und Ortsnamen abgeleiteten *-isch*-Adjektive des Typs *spanisch*, *siegerländisch*, *hamburgisch* etc. scheinen grundsätzlich als individualisierende Herkunftsmarken und auch als charakterisierende „Attribute der Art“ gebraucht werden zu können (Eichinger 1982). Das entspricht der vielfach beobachteten diachronen Tendenz des Deutschen, auch desubstantivische Adjektive via Graduierung, *un*-Negation und prädikativem Gebrauch in den begrifflich charakterisierenden Bereich hinein auszuweiten.

Wenn wir diesen Befund generalisieren, dann kommen wir zu der Ansicht, dass Relationsadjektive, da sie ja von Substantiven abgeleitet sind, auch die Eigenschaften von Substantiven erben und in die Adjektivklasse importieren, und das ist das Wechselspiel von Referenz/Identifikation auf der einen, Konzeptualisierung und Typisierung auf der anderen Seite. *Im Prinzip* (!) scheinen Relationsadjektive eine Art Umschlagpunkt für diese beiden substantivischen Eigenschaften zu markieren. Anders gesagt: Sie können als „Attribute des Individuums“, als referenzialisierende Possessorattribute dienen oder auch als „Attribute“

der Art, als konzeptmodifizierende Attribute (im Sinne der deutschen Determinativkomposition). Im Russischen, wo Substantive im „Normalfall“ zu Adjektiven deriviert werden, wenn sie als Attribute dienen sollen, sind beide Varianten gleich gewöhnlich. In einer älteren Standardgrammatik des Russischen (Unbegaun 1969: 107ff) werden die sogenannten „Possessivadjektive“ im Deutschen mit Genitiven wie *Mamas, der Tante* etc. wiedergegeben, während die sogenannten „Gattungsadjektive“ (aus den Bezeichnungen von Lebewesen (Personen-, Tierbezeichnungen etc.) als Bestimmungswörter wiedergegeben werden: *Fisch-, Fuchs-, Kuh-, Hunde-, Witwen-, Gottes-* etc. Mag sein, dass es einen Zusammenhang gibt mit der Tatsache, dass der substantivische Genitiv im Russischen stärker mit partitiven Bedeutungen besetzt ist, auch dürfen wir bei einer artikellosen Sprache wie dem Russischen ein anderes Verhältnis zur Sphäre der referenziellen Determination annehmen, aber das ist pure Spekulation. In jedem Falle gehen von Substantiven abgeleitete Adjektive im Russischen sowohl als referenzierende Possessorangaben als auch als konzeptmodifizierende Attribute.

Gibt es auch im Deutschen possessive Relationsadjektive? Auf den ersten Blick: ja. Man denke an Ausdrücke wie:

Das königliche Schloss, die erzbischöflichen Weingüter, das elterliche Vermögen, die städtischen Grünanlagen...

Diese Konstruktion ist jedoch im Deutschen beschränkt durch Faktoren, denen wir hier nicht nachgehen können, und es ist eine sprachtheoretisch etwas heikle Frage, ob man „Bedeutungsgleichheit“ mit den entsprechenden Genitivkonstruktionen annehmen sollte, zumal es „echte“ Bedeutungsgleichheit zwischen verschiedenen Konstruktionen schon aus axiomatischen Gründen gar nicht geben kann, sondern bloß partielle Äquivalenz (jeder, auch der kleinste Formulierungsunterschied, ist kommunikativ semantisierbar):

Das Schloss des Königs, die Weingüter des Erzbischofs, das Vermögen der Eltern, die Grünanlagen der Stadt...

Grammatisch ist klar, dass die genitivischen Possessoren „normale NPs“ sind und als solche ausgebaut, determiniert und indeterminiert werden können etc., die adjektivischen hingegen nicht. Insofern steht die adjektivische Konstruktion *per se* der konzeptuellen Sphäre näher als der referenziellen.

Betrachten wir zunächst ein weiteres extremes Beispiel, das aber die Möglichkeit der „inneren Polarisierung“ von Relationsadjektiv und „gewöhnlichem“ Adjektiv in ein und demselben Wort gut illustriert: das deonymische Adjektiv *deutsch*. Es funktioniert als unauffälliges Herkunfts- und Zuordnungsadjektiv in Syntagmen wie *deutscher Wein*, *deutsche Autos*, *deutsche Landschaften* etc. In diesen und anderen ähnlichen Syntagmen kann es auch typisierend gelesen werden, im Sinne von „typisch deutsch“, und diese Lesart wird befördert durch den prädikativen Gebrauch. Daneben treffen wir aber auch attributive Verwendungen von *deutsch*, die auf den ersten Blick befremden. So hört man in der Fußballberichterstattung ständig über den gerade aktuellen *deutschen Gegner im Halbfinale*, wo dieser Gegner nun gerade nicht *deutsch* ist, sondern wo der „Gegner Deutschlands“ gemeint ist. Das Substantiv *Gegner* gehört (mit vielen ähnlichen Ausdrücken wie *Freund*, *Chef*, *Vater*, *Partner*, *Nachbar* etc.) zu den Substantiven, die grammatisch inhärente Possessum-Eigenschaften haben und nicht ohne expliziten oder impliziten Hinweis auf einen Possessor gebraucht werden können. Anders gesagt: Ein *Gegner*, *Nachbar*, *Chef* etc. ist immer der *Gegner von jemandem*. Der prototypische Possessor ist definit und belebt. In Syntagmen wie *mein*, *dein*, *sein Gegner* indiziert das Possessivpronomen (obwohl es „adjektivisch“ ist) den jeweiligen Possessor. Und obwohl die typische Realisierung eines expliziten Possessors in solchen Fällen nach wie vor das Genitivattribut ist (*die Gegner*, *Nachbarn*, *Wirtschaftspartner Deutschlands*) hat sich der Gebrauch von *deutsch* als Possessoradjektiv bei etlichen inhärent possessiven Substantiven durchgesetzt. Bei andern wiederum hat er sich nicht durchgesetzt. Entscheiden Sie selbst, ob *die deutschen Freunde* auch als *?Die Freunde Deutschlands* gelesen werden können – oder eben nur als *die Freunde aus Deutschland*. Offenbar „geht“ dieses Muster besonders dann, wenn der „in-

alienable“ Nukleus relativ „abstrakt“ oder „prädikativ“ ist und gerne einen Ländernamen als Possessor selegiert: *die deutschen Grenzen, Schulden, Verpflichtungen* etc. (Von inalienabler Possession spricht man, etwas vereinfacht gesagt, bei Substantiven mit inhärentem Bezug auf einen Possessor: Eine *Hand* ist immer die Hand von jemandem, ein *Nachbar, Freund* ist immer der Nachbar, Freund von jemandem etc.).

Tendenziell könnte man wohl vermuten, dass Relationsadjektive, die ja am Kern von Substantiven abgeleitet sein müssen, eher zeitstabile Bedeutungen kodieren (im Vergleich zu den deverbalen Adjektiven, Partizipien, *-bar*-Adjektiven etc., bei denen man vermuten sollte, dass sie weniger zeitstabile Bedeutungen verkörpern). Zweifellos kann man die Verhältnisse bei den deverbalen Adjektiven ungefähr so schematisieren, dass in Sachen Zeitstabilität gilt:

[Partizip I < Partizip II < *-bar*-Adjektive]

Als grammatisch weitgehend perfektiv (und auf dauerhafte „Nachzustände“ gestellt) verkörpern die Partizipien II zweifellos zeitstabilere Merkmale als die höchst verbalen Partizipien I. Anders gesagt: Ein *schlafendes Kind* wacht im nächsten Moment auf, ein *geschlagenes Kind* bleibt möglicherweise lange oder immer so. Als relativ zeitstabil dürften ebenfalls die Dispositionsprädikate auf *-bar* gelten. Insgesamt schafft der Modellgedanke einer Zeitstabilitätshierarchie zwischen den Wortarten (Substantive = zeitstabile Bedeutungen; Adjektive = weniger zeitstabile Bedeutungen; Verben = wenig zeitstabile Bedeutungen) möglicherweise mehr Probleme als er löst. Aber das ist ein weites Feld.

Sollte die These verifizierbar sein, dass Relationsadjektive insgesamt zeitstabiler sind als ihre prototypischen Mitadjektive, so würde das ihre Eignung für den Bereich erklären, den im Deutschen bevorzugt die Determinativkomposition einnehmen, bei dem sich idealtypisch ebenfalls die konzeptuell-sortalen Merkmale des Bestimmungswortes mit denen des Grundwortes zu einer Konstellation verbinden. Givon postuliert ganz pauschal:

When adjectives are derived from nouns, they then tend to code more time-stable meanings than those coded by verb-derived adjectives. (Givón 1984: 53)

Bedenkt man weiterhin, dass Relationsadjektive sich sehr gerne mit Verbalabstrakta verbinden (*menschliches Verhalten, ärztliche Untersuchung, wirtschaftliche Verhältnisse...*), so scheinen sie oft (vielleicht sogar in der Regel) Verhältnisse zu bieten, in denen die Position des attributiven Adjektivs „eigentlich“ von einem Substantiv und die Position des substantivischen Nukleus „eigentlich“ von einem Verb besetzt werden.

Stets haben die Sprachtheoretiker mit einer Mischung aus Argwohn und Neugier auf Konstellationen geschaut, bei denen eine Art Rollentausch zwischen attributivem Adjektiv und substantivischem Nukleus zu beobachten war. Jespersen (1924) nennt das Syntagma *The London poor*, bei welchem das „Adjektiv“ eigentlich ein (propriales) Substantiv und der substantivische Nukleus eigentlich ein Adjektiv ist (zudem noch am fehlenden Plural-s auch morphologisch als substantiviertes Adjektiv zu erkennen!). Gerne zitiert wird (auch bei Jespersen 1924) Shakespeares Passus: *Normans, but bastard Normans, Norman bastards*, bei welchem Substantiv und Adjektiv gewissermaßen *online* die Rollen wechseln! Solche Beobachtungen sind stets darin beunruhigend, dass sie den kategorialen Unterschied zwischen substantivischen und adjektivischen (d. i. attributiven) syntaktischen Positionen in Frage stellen (dass im Englischen die Adjektive morphologisch unverändert substantiviert werden können, befördert den Eindruck, die „Grenze“ zwischen Adjektiv und Substantiv sei im Englischen weniger deutlich). Und sie unterstreichen den *doppelten* Charakter der einschlägigen Verhältnisse, die stets eine kognitive oder kategoriale Seite für die „typischen“ Mitglieder einer Kategorie und eine syntaktische Seite für die weniger typischen Mitglieder aufweisen.

Jespersen's Beispiel von den *London poor* lässt sich insofern ins Deutsche übertragen, als wir ebenso gut von den *armen Londonern* wie von den *Londoner Armen* sprechen können, wobei ganz deutlich wird, dass die *armen Londoner* zwei Interpre-

tationen haben, von denen allein die restriktive (= diejenigen Londoner, die arm sind) mit den *Londoner Armen* semantisch übereinstimmt, während die deskriptive die Londoner insgesamt als „arm“ apostrophiert (=alle Londoner sind arm). Solche Beispiele eignen sich für Exerzitien bezüglich der Verhältnisse zwischen lexikalischer Bedeutung und konstruktionaler Funktion bzw. Position. Spontan würde wir wohl sagen, dass *die Londoner Armen* und *die armen Londoner* (in der restriktiven Lesart) extensional bedeutungsgleich sind, einmal fungiert *die Armen* als sortaler Selektor und *London* als Restriktor und einmal ist es umgekehrt. Aber beide Male wird die „Schnittmenge“ aus Londonern und Armen extensional kodiert. Aber natürlich ist die Extension nicht alles, und zudem unterscheidet sich das eingedeutschte Beispiel von Jespersens Original dadurch, dass im Deutschen (jedenfalls den meisten Grammatikern) sowohl *arm* als auch *Londoner* als Adjektive gelten würden, letzteres als unflektiertes und deonymisches Adjektiv mit auch substantivischer Verwendbarkeit.

Das Problem ist in jedem Fall allgemeinerer Natur. Es hat damit zu tun, dass wir im Feld der Wortbildung ein klares Bewusstsein davon haben, dass z. B. ein desubstantivisches Relationsadjektiv einen Wortartenwechsel durchläuft und eine „substantivische“ Lexembedeutung in „adjektivische“ Verwendungen überführt. Wie bereits Kaznelson (1974) notiert, fehlt uns dieses Bewusstsein im Rahmen der Flexion: Denn auch ein adnominaler Genitiv steht, obwohl durchaus kein manifester Wortartenwechsel stattfindet, für eine sekundäre, derivierte Verwendung einer substantivischen lexikalischen Bedeutung. Und können wir die Verwendung eines Substantivs als Bestimmungswort in der Determinativkomposition als *Verwendung eines Substantivs* verstehen? Anders gesagt:

Das Elternhaus, das Haus der Eltern, das elterliche Haus

In allen drei Ausdrücken ist *Haus* das „eigentliche“ Substantiv und nominative Zentrum, die Bedeutung von *Eltern* fungiert jeweils als Modifikator, aber nur in *elterlich* findet ein expliziter

morphologischer Wortartenwechsel in eine „modifizierende“ Wortart statt. In der Version Genitivattribut bleibt das Substantiv ein möglicher Phrasenkern und kann selbst wieder alle möglichen Attribute zu sich nehmen (man könnte es, mit Langacker (2008), als *reference-point-relation* beschreiben, d.h. zur Identifizierung und Charakterisierung des „gemeinten“ Referenten wird auf einen anderen „bekanntem“ Bezug genommen, der mit diesem in Verbindung steht). Der *slot* für ein Bestimmungswort in der Komposition steht dagegen für eine vollkommen andere, geradezu entgegengesetzte Technik: Er ist völlig indifferent gegen die Kategorie der Elemente, die ihn besetzen, und scheint deren Kategorialität weitgehend zu löschen. Wieder anders ist die explizite syntaktische Derivation des Relationsadjektivs.

Tragen wir nun einige Beobachtungen zum Gebrauch und zur dynamischen Entwicklung der Relationsadjektive im Deutschen zusammen (gestützt im Wesentlichen auf die Arbeiten von Schäublin 1972, Frevel 2005, Frevel & Knobloch 2005, Eichinger 1982, 1987).

Obwohl es diachron sicher richtig ist, dass sich die Relationsadjektive im Deutschen breitgemacht haben in Nachahmung (bzw. Lehnübersetzung) romanischer, besonders lateinischer Vorbilder, gibt es synchron durchaus keine Beschränkung auf Fremdwortbasen. Schon das sprachkritisch bis in jüngste Zeit monierte *schulisch* belegt, dass auch native Basen (nun ja, „eigentlich“ ist auch *Schule* lateinischen Ursprungs!) verwendet werden. Nehmen wir Belege wie:

Sportlicher Niedergang, fahrerisches Geschick, spielerisches Können, pflanzliche Nahrung, tätliche Beleidigung, gegnerische Ansicht...

Sie zeigen nicht nur, dass native Basen gebräuchlich sind, sondern auch, dass sehr viele Kernsubstantive zu Syntagmen mit Relationsadjektiven abstrakt oder deverbal oder deprädikativ sind. Darauf kommen wir gleich zurück. Offenbar gewöhnen wir uns auch daran, dass Adjektive, die bisher ganz überwiegend als charakterisierende (oder gewöhnliche) Adjektive in Gebrauch

waren, in relationale Verwendungen einmünden. Dafür stehen Beispiele wie die *humanitäre Katastrophe*, die bei ihren ersten Presseauftritten für erheblichen Unmut bei der Sprachkritik sorgte, aber auch Beispiele wie:

Textile Dienstleistung, familiäres Mammakarzinom, häusliche Gewalt, häusliche Pflege, menschliches Versagen, abendliche Fragen, pädagogischer Tag...

Auf eine weitere besondere Gruppe von Relationsadjektiven verweist Engelen (1990). Es handelt sich um agentive „institutionelle“ Adjektive wie *amtlich, staatlich, gesetzlich, ärztlich, notariell, polizeilich, gerichtlich, kirchlich*. Sie beziehen sich in der Regel auf substantivische Nuklei, die die offiziellen Befugnisse der jeweiligen Institutionen bezeichnen, welche die Basis der Relationsadjektive bilden, also:

Polizeiliche Vernehmung, kirchliche Trauung, gerichtliche Festsetzung, amtliche Festsetzung, notarielle Beglaubigung etc.

Die markierte Kombination besteht darin, dass der institutionelle Akteur durch ein Adjektiv, die Aktion durch ein substantiviertes Verb dargestellt wird. Parallel gibt es jeweils Syntagmen, bei denen das Relationsadjektiv syntaktisch adverbial und das Substantiv eben verbal ist:

Polizeilich vernehmen, kirchlich trauen, gerichtlich festsetzen, amtlich festsetzen, notariell beglaubigen etc.

Die Institution selektiert dabei ihr „angemessene“ Handlungen, nur bei denen „geht“ die Kombination. Sie können, wie gesagt, nicht *polizeilich verprügelt, kirchlich vergewaltigt* werden (rein sprachlich natürlich, im wirklichen Leben geht das durchaus). Dass wir freilich in allen Lebenslagen (mehr oder weniger) *amtlich ausgeforscht* und *abgehört* werden, wissen wir inzwischen. Argumentgrammatisch ist die Bezeichnung der Institution das Subjekt der verbalen Handlung, was zu einer Präferenz der Kon-

struktion für Verwendungen im Passiv sorgt. Die Verben gehören nicht selten zur Gruppe der Performativa oder Sprechaktverben.

In der englischen Grammatik ist es bekannt, dass Relationsadjektive zu deverbalen Nuklei die thematischen Rollen des zugrunde liegenden Verbs „erben“ können. Ein Standardbeispiel: eine *presidential decision* ist eine Entscheidung des Präsidenten. Das Relationsadjektiv steht für ein agentives Subjekt zum Verb *decide*. Eine *presidential election*, also die Wahl eines Präsidenten, ist eine Konstruktion, in der das Relationsadjektiv die Rolle des aktiven Objekts (bzw. die des passiven Subjekts) zum Verb *elect* erbt (vgl. z. B. Raskin & Nirenburg (1995: 13)). Zum Deutschen kenne ich keine entsprechenden Untersuchungen. Ausweislich Engelen (1990) scheinen Relationsadjektive in der agentiven Funktion des Subjekts zu dominieren.

Es gibt nur wenige systematische Untersuchungen darüber, von welchen Arten von Substantiven regulär Relationsadjektive abgeleitet werden können. Auffallend ist zunächst einmal, dass so prototypische „gegenständliche“ Substantive wie *Tasche, Baum, Tisch, Stuhl, Fenster, Blume, Schrank* etc. offenbar als Basen für Relationsadjektive kaum in Frage kommen. Substantive, die (sagen wir) gesellschaftliche Rollen und Institutionen bezeichnen, gehen hingegen sehr gut: *väterlich, mütterlich, nachbarlich, päpstlich, ärztlich* etc. Viele Substantive, die Gegenstandsklassen bezeichnen, bilden Adjektive, die eher ornativen Bedeutung (= versehen mit...) oder charakterisierende Bedeutung haben: *sandig, steinig, haarig, dornig, körnig, suppig, blättrig, sonnig, schlammig*.

Offenbar sind es eher abstrakt-bereichsbezogene Substantivbedeutungen, die zur Bildung von Relationsadjektiven einladen. Frevel (2005: 142) gibt die folgende Reihe:

Anfänglich, ausländisch, bürokratisch, einzelstaatlich, finanziell, geldpolitisch, gesellschaftlich, handwerklich, pharmazeutisch, wirtschaftlich, rechtlich, staatlich, strukturell, technokratisch, zukünftig, industriell, jährlich, strukturell, konjunkturell, landwirtschaftlich, ökologisch, ökonomisch, pädagogisch, politisch, psychologisch, regional, steuerlich, technisch, wissenschaftlich.

Zweifellos gibt es nach wie vor viele Fremdwortbasen, und zweifellos gibt es sehr viele Syntagmen mit Relationsadjektiven, die eher fachsprachlich und terminologisch konnotieren als „alltags-sprachlich“. Substantivierte Verben (Infinitive, *-ung*-Bildungen, Stammnominalisierungen) kommen praktisch nicht vor als Basen für Relationsadjektive. Auch substantivierte Adjektive sind keine geeigneten Basen, was ja unmittelbar einleuchtet, da sie auch ohne Derivation adjektivisch-attributiv verwendbar sind.

Nach den Zählungen von Frevel (2005) ist das bei weitem überwiegende Muster für Syntagmen aus Relationsadjektiv und substantivischem Nukleus dasjenige, bei dem sowohl das Adjektiv eher eine abstrakte Bereichsangabe darstellt als auch das Kernsubstantiv über eine „ungegenständliche“ Bedeutung verfügt. Überdurchschnittlich häufig sind die Kernsubstantive Deprädikativa. Hoch typisch sind also Kopplungen wie:

Wirtschaftlicher Aufschwung, wirtschaftliche Entwicklung, militärische Überlegenheit, technische Zusammenarbeit, haushaltspolitische Maßnahmen, industrielle Verarbeitung, politische Verwicklungen, zivilgesellschaftliche Organisationen, finanzielle Schwierigkeiten...

Je „gegenständlicher“ die Bedeutung des substantivischen Nukleus, desto wahrscheinlicher gibt es als alternative Option den Ausdruck durch ein Determinativkompositum (Frevel 2005):

Atomare Waffen – Atomwaffen

Industrieller Müll – Industriemüll

Landwirtschaftliche Maschinen – Landwirtschaftsmaschinen

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Nebeneinander von Relationsadjektiven und gleichlautenden normalen oder charakterisierenden Adjektiven. Das scheint ja eine für das Deutsche sehr typische Erscheinung zu sein. Die „Weiche“ zwischen den beiden Verwendungsweisen ist zunächst, wie oben ausgeführt,

die Möglichkeit der *synonymen* Transposition in die Sphäre der Prädikation. Die Phrase:

Der sportliche Niedergang des Bonner SC

kann nicht umgewandelt werden in ein prädikatives Pendant:

**Der Niedergang des Bonner SC ist sportlich.*

Das bedeutet freilich nicht, dass *sportlich* in seiner charakterisierenden Bedeutung prädikativ nicht möglich wäre, im Gegenteil, es ist möglich, aber eben nur mit „geeigneten“ Substantiven (bzw. NPs):

Meine Tochter ist (sehr) sportlich.

Und selbstverständlich „geht“ diese Bedeutung auch attributiv mit den „geeigneten“ Nuklei:

Meine (sehr) sportliche Tochter...

Bei den Adjektiven, die in beiden Abteilungen verwendet werden können, gilt die prädikative Verwendung als eindeutig charakterisierend, während bei der attributiven Verwendung von Fall zu Fall, besser gesagt: von Nukleus zu Nukleus entschieden werden muss, ob die charakterisierende oder die relationale Lesart „greift“. Offenbar gibt es im attributiven Falle so etwas wie eine latente grammatische, semantosyntaktische Kombinationsregel, die uns sagt, welche Lesart in Frage kommt. Wenn man diese Frage am Beispiel *sportlich* nachgehen wollte, so erhielte man Listen des Typs:

Der sportliche Niedergang, ein sportliches Ereignis, sportlicher Ehrgeiz, eine sportliche Veranstaltung...

Bzw.:

Ein sportlicher Schüler, das sportliche Kind

Einmal mehr ist das DWDS für solche Dinge ein vorzügliches Hilfsmittel. Es listet als hochfrequente Nuklei bei *sportlich* in der attributiven Konstruktion die folgende Reihe:

Abstieg Aktivitäten Ambitionen Belange Bereich Betätigung Ehrgeiz Ereignis Erfolg Fairness Geländewagen Großereignis Großveranstaltungen Heimat Herausforderung Hinsicht Höchstleistungen Höhepunkt Karriere Krise Laufbahn Leistung Leiter Leitung Misere Misserfolg Perspektive Qualifikation Situation Talfahrt Wert Wettbewerb Wettkampf Ziele Zukunft

Sie sehen es auf einen Blick: Es ist kein einziger Nukleus dabei, der ausschließlich die charakterisierende Lesart von *sportlich* selegieren würde. Hier ist der Schnitt relativ sauber: Das beinahe einzige Substantiv, das eine charakterisierende Lesart überhaupt zulassen würde, ist *Leiter*, da es sich da um eine Personenbezeichnung handelt. Aber auch da ist die Lesart unwahrscheinlich. Hier greift eine interessante Beobachtung. Relationsadjektive lassen die Position des adnominalen Genitivattributs frei. Welche Lesart gemeint ist, würden wir im Zweifel an der kontextuellen oder expliziten Besetzung der Argumentstelle von *Leiter* entscheiden (ein „geerbter“ Objektgenitiv zum Verb *leiten*). Wenn es sich um einen Sportverein handelt, nehmen wir die Lesart Relationsadjektiv, wenn nicht, betrachten wir *sportlich* als Charakterisierung des Referenten von *Leiter*: *der sportliche Leiter des Arbeitsamtes*. Daneben ist aus der Liste des DWDS nur der *Geländewagen* einschlägig für die charakterisierende Interpretation. „Sauber“ ist der Schnitt in diesem Falle, weil nur Objekt- und Personenbezeichnungen die charakterisierende Lesart zulassen. Und in der Tat sind alle anderen Nuklei mehr oder weniger abstrakt und/oder deprädikativ. Wenn wir dagegen die DWDS-Liste der Substantive setzen, von denen *sportlich* prädiziert wird, dann zeigt sich keinerlei Überschneidung:

*Auto du Entscheidung Fahrwerk Federung Frau ich Jahr
Mann Mannschaft Partie Sitzposition Spiele Team Traum-
frau Turnier wir*

Und womöglich sollte man bei einigen dieser Belege einmal die Originalkontexte mustern, um zu entscheiden, ob es sich da wirklich um prädikative Verbindungen handelt.

Nicht immer sind die Verhältnisse so reinlich geordnet wie bei *sportlich*. In der Literatur gibt es Hinweise auf andere Faktoren, die unsere Neigung begünstigen, die eine oder die andere Lesart für plausibler zu halten. Vergleichen Sie z. B.:

Die mittelalterliche Welt = die Welt des Mittelalters

Eine mittelalterliche Welt = eine Welt wie die des Mittelalters

Das mitteleuropäische Klima = das Klima Mitteleuropas

Ein mitteleuropäisches Klima = ein Klima wie in Mitteleuropa

Offenbar legt die Verbindung eines solchen Syntagmas mit dem unbestimmten Artikel eher eine charakterisierende (vergleichende) Lesart nahe, während die Verbindung mit dem bestimmten Artikel stärker die Lesart des Relationsadjektivs präjudiziert (freilich ohne die andere auszuschließen; vgl. Frevel & Knobloch 2005: 157). Offenbar triggert der unbestimmte Artikel eher die konzeptuelle Seite eines Substantivs, während der bestimmte Artikel eher die referenzielle Seite aktiviert.

Nehmen wir zum Vergleich noch ein Adjektiv wie *menschlich*, bei dem die Überschneidungen zwischen den möglichen Lesarten deutlich stärker sind. Auch hier sieht die Beleglage im DWDS auf den ersten Blick ziemlich klar aus. Als Substantive, von denen *menschlich* prädiziert wird, gibt das DWDS:

*Fehler Götter Helden ich Irren Leben Menschen Politik
Reaktion Verhalten Welt wir*

Als Nuklei der attributiven Verwendung tauchen auf:

*Anlitz Auge Bedürfnisse Beziehungen Daseins Embryonen
Erbgut Ermessen Existenz Gehirn Geistes Gene Genoms
Gesellschaft Handelns Körper Leben Leid Maß Natur Orga-
nismus Schicksale Schutzschilde Schwächen Seele Stamm-
zellen Stimme Tragödie Verhalten Versagen Wesen Wärme
Würde Zellen Zusammenlebens*

Auch hier scheinen die Relationsadjektive deutlich in der Überzahl zu sein, es gibt aber auf den zweiten Blick sehr viele Nuklei, bei denen grundsätzlich beide Lesarten möglich sind und nur im Zusammenhang entschieden werden kann, welche plausibler ist: *Leben*, *Verhalten* tauchen nicht zufällig in beiden Listen auf, *Gesellschaft*, *Handeln*, *Maß* etc. können sich gleichermaßen mit beiden Arten von Adjektiven verbinden. Und nicht ganz selten dürften die Verwendungen sein, in denen es nicht vollkommen unerwünscht ist, dass beide Lesarten anklingen, wie in Balzacs *Menschlicher Komödie* oder auch in der *humanitären Katastrophe*, die ebenso eine Katastrophe der Menschen wie eine der Menschlichkeit ist.

Und was darüber hinaus noch auffällt: Wenn ein Relationsadjektiv die Sphäre der bloßen Transposition seiner substantivischen Bedeutung verlässt und in den Bereich der charakterisierenden Adjektive eintritt, dann nimmt es fast immer auch einen evaluativen, bewertenden Ton an. Das Relationsadjektiv *menschlich* ist evaluativ neutral, es kann sich auf alles beziehen, was mit dem Menschen zu tun hat. Das charakterisierende Adjektiv *menschlich* evaluiert alles moralisch positiv, was sich mit ihm verbindet.

Auf den dazu passenden komplementären Effekt, dass nämlich Adjektive aus klar evaluativen substantivischen Basen, die übrigens quasi alle ebenfalls deverbale sind (*Angeber*, *Verleumder*, *Lügner*, *Verschwender*...), in der Regel keine Relationsadjektive bilden, sondern eben evaluative bzw. charakterisierende Adjektive (*angeberisch*, *verleumderisch*, *lügnerisch*, *verschwenderrisch*...), haben wir weiter oben (Kapitel 4) bereits hingewiesen. Sie modifizieren dann attributiv nicht das Kernkonzept, sondern den Referenten. *Schurkisch*, *diebisch*, *paradiesisch* (Beispiele aus

Schäublin 1972) verhalten sich ganz ebenso, obwohl sie *nicht* deverbale sind.

Versucht man der immer noch einigermaßen geheimnisvollen Frage nachzugehen, aus welchen Basissubstantiven sich echte Relationsadjektive bilden lassen (und aus welchen nicht), dann stößt man neben den Evaluativa noch auf die Gruppe der folgenden Komposita, die ebenfalls Basis für adjektivische Ableitungen sind:

Vielbändig, mehrstufig, freihändig, vielseitig, vielstellig, blondlockig, braunäugig...

Bei dieser Gruppe sind die substantivischen Basen *Band, Stufe, Hand, Seite, Stelle, Locke, Auge* allesamt inhärent (oder inalienabel) possessive Substantive, die eine Argumentstelle für einen Possessor haben: ein *vielbändiges Werk* ist ein Werk, das aus vielen Bänden besteht. Der Nukleus ist jeweils argumenttechnisch der „Possessor“ der im zusammengesetzten Adjektiv spezifizierten Merkmale. Dito für ein *vielseitiger Mensch* etc. Diese Bildungen gehören also eher zu den echten Argumentbeziehungen innerhalb der Substantivgruppe. Ob man sie auch zu den Relationsadjektiven zählen möchte, ist eine Glaubens- und Definitionsfrage.

Bei den von deiktischen Adverbien abgeleiteten sekundären Adjektiven des Typs *heutig, gestrig, hiesig, damalig, dortig, obig...* ist die Lage analog. Nur dass sie eben nicht in das Feld der Argumentbeziehungen, sondern in das Feld der Referenzfestlegung gehören. Sie beziehen sich niemals auf das nominale Kernkonzept, sondern immer auf den Referenten, und orton topologisch darum, ganz im Gegensatz zu den echten Relationsadjektiven, am linken Rand der attributiven Nominalklammer, unmittelbar hinter den Artikelwörtern.

Betrachten wir abschließend noch einen etwas komplexeren, aber keinesfalls ungewöhnlichen Fall von Relationsadjektivverwendung: Die geschriebene Sprache ist voll von Wendungen wie:

Der geistige Aufstieg der Menschheit, der moralische Niedergang

der katholischen Kirche etc.

Gemeinsam ist diesen Konstruktionen die Kombination eines Subjektsgenitivs (Die Menschheit steigt auf, die Kirche „geht nieder“ etc.) mit einem Relationsadjektiv in attributiver Funktion zum Nukleus der Phrase (*der geistige Aufstieg, der moralische Niedergang*). Wenn wir diese Relationsadjektive betrachten, dann scheinen sie in genau dem gleichen Argumentverhältnis zum Nukleus zu stehen wie die Subjektsgenitive (*der Geist steigt auf, die Moral „geht nieder“*). Wie bereits Schäublin (1972) notiert, gehört es zu den Eigenschaften von Relationsadjektiven, dass sie (paradox formuliert) die Argumentposition des Subjekts zu einem *nomen actionis* zugleich besetzen und freilassen können. Sie kann dann gewissermaßen doppelt besetzt werden. Interessant sind dabei die beinahe paraphrastischen darstellungstechnischen Alternativen. Für *der geistige Aufstieg der Menschheit* lässt sich fast bedeutungsgleich *der Aufstieg des menschlichen Geistes* einsetzen. Dann hätten Relationsadjektiv und Subjektsgenitiv gewissermaßen die Positionen getauscht. *Geist* wird Subjektsgenitiv und aus *Mensch* wird das Relationsadjektiv *menschlich* gebildet (nachdem zuvor das sekundäre Kollektivum *Menschheit* daraus gebildet worden war). Die noetische Bedeutung dürfte für viele Zwecke weitgehend synonym sein – natürlich mit der bereits oben genannten Einschränkung durch das kommunikationswissenschaftliche Axiom (Gerold Ungeheuer), dass jeder, auch der kleinste Formulierungsunterschied in der Kommunikation, bei Bedarf semantisiert werden (und damit etwas anderes, eine Differenz, kommunizieren) kann.

Zu guter Letzt noch ein Beleg aus der *FAZ* vom 23. September 2015, der in mehreren Hinsichten unterstreicht, wie rapide sich das „Betätigungsfeld“ der Relationsadjektive im Deutschen ausweitet. Da heißt es über die russische Stadt Wyborg:

Das wirtschaftlich depressive Wyborg...

Was gemeint ist, ist klar: Die Stadt befindet sich in einer wirtschaftlichen Depression. Aber in der fraglichen Formulierung wird ein Relationsadjektiv „adverbial“ gebraucht, um ein anderes

zu modifizieren: Wyborgs Wirtschaft ist in einer Depression, das wäre dann, adjektiviert, eine *wirtschaftliche Depression*. Nun wird aber auch Depression, trotz der stark dominierenden „psychischen“ Bedeutung von *depressiv*, in ein Relationsadjektiv umgewandelt, und daraus entsteht der Ausdruck *das wirtschaftlich depressive Wyborg*. D. h.: in einer Depression der wirtschaftlichen Verhältnisse befindlich. Beide Adjektive sind leicht zu paraphrasieren durch die ihnen zu Grunde liegenden Substantive: Die Wirtschaft von Wyborg ist in einer Depression.

Wer darauf achtet, der wird rasch finden, dass sich solche „relativen“ Gebrauchsweisen auch bei vielen Adjektiven etablieren, die bislang rein charakterisierende Adjektive waren. Auch native Neubildungen sind nicht selten. In meiner Belegsammlung habe ich den Passus

Die Ansprüche tierlicher Mitgeschöpfe...

Die Bildung ist eher ungewöhnlich, aber vermutlich schien dem Schreiber das gebräuchliche *tierisch* dann doch zu stark evaluativ. Es wird zudem auch als Gradierungselement gebraucht (*ein tierisch guter Film* etc.). Auch habe ich *die intime Tyrannei* als belegte Paraphrase für den Buchtitel des Soziologen Sennett (*Die Tyrannei der Intimität*). Es gibt längst *das schwule Museum*, das nur relationsadjektivisch gedeutet werden kann, und *partnerschaftliche Gewalt* meint definitiv Gewalt in der Partnerschaft. Und wer einen Seitenblick in die Verhältnisse des Englischen riskiert, wo die noetischen Deutungen mangels formaler Differenzierungen einfach an den jeweiligen Syntagmen hängen (*friendly fire* ist Beschuss durch die eigene Kriegspartei, und *black lives in black lives matter* meint gewiss kein – ebenfalls bildbares – düsteres Leben, sondern eben relationsadjektivisch *Das Leben von Schwarzen*), der wird einsehen, dass das letzte Wort über die Relationsadjektive noch nicht gesprochen ist. Was gewöhnlich als feste Bindung des Relationsadjektivs an die attributive Konstruktion beschrieben wird, das muss möglicherweise refo-kussiert werden im Blick auf Koprädikativität und die Bildung neuer Nenneinheiten, auf konzeptuellen Ausbau. Offenbar gibt

es Techniken der Konstruktion von Nenneinheiten, deren Konstruktionsregeln nur unzureichend beschrieben sind, wenn wir von attributiven Relationsadjektiven sprechen. Wir kommen darauf zurück.

| Kapitel 8

Die janusköpfigen lexikalischen, primären und dimensional Adjektive

Inhalt: Die janusköpfigen lexikalischen oder primären Adjektive // Dimensionsadjektive // mehrfach relational // Evaluativa // Dimensionsadjektive und „absolute“ Adjektive.

Es entspricht genau dem kognitiven Vorurteil unserer zeitgenössischen Grammatiken, dass die Dimensionsadjektive in einer ganz bestimmten Lesart (der „Speziesnorm“, ich komme gleich darauf zurück) als prototypisch gelten für die gesamte Lexemklasse der Adjektive. Aber der Reihe nach: Dimensionsadjektive (manchmal auch als „relative Adjektive“ bezeichnet, z.B. bei Eisenberg) kommen in der Regel in Antonymenpaaren (*groß/klein, lang/kurz, hoch/tief, breit/schmal, alt/jung, alt/neu, dick/dünn* sind Beispiele). Ihre Bedeutung, so die *communis opinio*, besteht aus zwei Teilen: Ein Teil liefert den Namen der Dimension selbst und der andere bezieht sich auf die jeweilige Ausprägung dieser Dimension. Nehmen wir als Beispiel *groß/klein*, das sicher höchstfrequente Adjektivpaar des Deutschen. Ein *großes Haus* zeigt als Beispiel, dass *groß* keinerlei absolute Bedeutung hat. Es bezieht seinen Maßstab aus der Sphäre des charakterisierten Substantivs. Ein *großes Haus* ist ein Gebäude, das „für ein Haus“, also im Vergleich zur sortalen Norm, groß ist. Das ist die „Speziesnorm“. Eine *große Spinne* orientiert sich naturgemäß an einer ganz anderen normativen Nulllinie, ein *großes Land* an wieder einer anderen. Einmal spezifiziert das Dimensionsadjektiv den Namen der Dimension, in diesem Fall „Größe“. Der ist meist identisch mit dem „positiven“ Pol des Antonymenpaars.

Das Antonym selbst, *klein*, teilt mit *groß* den Bezug auf die nämliche Dimension und Sphäre, markiert aber die geringe Ausprägung des Merkmals im Blick auf die Speziesnorm. Die Dimension selbst kann man aber nicht als „Kleine“ bezeichnen. Nur einer, meist der „positive“ Pol, liefert den Namen der Dimension.

Bei vielen Dimensionsadjektivpaaren gibt es darüber hinaus eine metrische Skala, die mit den Ausdrücken verbunden werden kann (meist unmarkiert nur mit dem positiven Dimensionsnamen: *Er ist 1.50 m groß und 50 Jahre alt* ist unmarkiert gegenüber *?Er ist 1.50 m klein und 50 Jahre jung*). Die Namen der Dimensionen wären dann „Größe“ und „Alter“.

Die kognitive Domäne vieler Dimensionsadjektive ist auf komplizierte Weise mit der egozentrischen (räumlichen) Orientierung (bzw. mit deren sprachlicher Kodierung) verknüpft. Einige Beispiele: Einen Baum wird man wegen seiner vertikalen Dimension als *hoch* bezeichnen, liegt er gefällt und horizontal am Boden ist er eher *lang*. Bei mehrdimensionalen Objekten spricht man von *lang* nur, wenn eine Seite die anderen deutlich übertrifft. Ein quadratischer Raum kann niemals *lang* sein, wohl aber ein rechteckiger mit sehr ungleichen Seiten. *Hoch* und *tief* unterscheiden sich eigentlich nur nach der Blickrichtung (aufwärts = *hoch*, abwärts = *tief*). Wenn Sie unten vor dem Wolkenkratzer stehen, ist er *hoch*, wenn Sie oben auf dem Dach stehen, heißt die gleiche Strecke *tief*. Vielleicht erinnern Sie sich aus dem Lateinunterricht an die Überraschung darüber, dass das Lateinische mit *altus* ein und dasselbe Wort für beide Richtungen benutzt und also die Dimension aufwärts/abwärts einfach ignoriert, was dann zu dem verwunderlichen Lexikoneintrag führt, *altus* bedeute „hoch“ und „tief“. Es gibt aber auch Fälle, wo *tief* auch im Deutschen einfach die Richtung ignoriert (*tiefe Wolken, eine tiefe Decke*). Da ist dann *tief* einfach synonym mit *niedrig*. Wenn Sie in *hohem Gras* einen Halm pflücken, dann ist der Halm hernach nicht mehr *hoch*, sondern *lang*. Vieles ist auch idiosynkratisch in der Verwendung der Dimensionsadjektive. Das heißt: Wir folgen vielfach Konventionen des Sprechens, die kognitiv nicht konsistent sind, sondern einfach „übliche Redeweisen“. Wasser ist im Allgemeinen *tief*, wenn es nicht *flach* ist, weil wir

es von der Oberfläche oder von der Seite her „denken“, wenn es aber auf uns zu rückt, dann sprechen wir von *Hochwasser* oder von einer *hohen Flut*. Bei Schnee schwanken wir, ob wir ihn *hoch* oder *tief* nennen sollen. Wenn wir gehen und einsinken, dann bevorzugen wir *tief*, wenn wir ihn auf Grund liegend betrachten, dann bevorzugen wir *hoch*. Im Allgemeinen brauchen wir *breit* für zweidimensionale Gebilde, eine Straße kann *breit* sein, nicht *dick*, weil wir *dick* in der Regel für mehrdimensionale Ausdehnung reservieren, aber bei Büchern sprechen wir ohne Umschweife davon, sie seien *dick*. Bei der Übertragung in die zeitliche Dimension geht für *lang/kurz* die Beziehung zu den anderen Dimensionen verloren. Der Winter kann *lang* oder *kurz* sein, aber nicht *hoch* oder *breit*. Vollkommen unübersichtlich wird die Welt der Dimensionsadjektive, sobald wir Anwendungssphären betrachten, die mit dem simpel-kognitiven Deutungsschema gar nicht zu bewältigen sind: Was ist ein *tiefer Wald*, eine *tiefe Nacht*, ein *tiefer Gedanke*?

Solche Beispiele gibt es naturgemäß nicht nur für *tief*. Zur Welt der Dimensionsadjektive gehört eine ganz eigene Logik der semantischen Ausbreitung. Weil recht viele von ihnen skalar sind, d. h. gradierbar und sogar messbar,¹ mutieren sie leicht zu Marken für die mehr oder minder *starke* (da ist schon ein Beispiel!) Ausprägung irgendeiner Eigenschaft. Auch *hoch* muss keineswegs immer vertikal und räumlich bedeuten. Oft bezieht es sich auf Sphären, die sich leicht (sagen wir) verräumlichen, d. h. bildlich/ikonisch durch eine mehr oder minder „hohe“ Strecke visualisieren lassen: *hohes Fieber* (= die Quecksilbersäule erhält eine stärkere Ausdehnung), *hohe Risiken* (= Verbildlichung), *hohe Beamte* (= die Hierarchie wird verräumlicht) etc. Das DWDS gibt als häufige substantivische „Partner“ von *hoch* die folgende Liste:

*Alter Amt Anforderungen Ansehen Ansprüche Anteil
Arbeitslosigkeit Beamten Belastung Berg Ebene Einkommen*

1 „Messbarkeit“ bedeutet grammatisch zunächst nur, dass das Adjektiv mit Messphrasen des Typs *zwei Meter groß*, *50 Jahre alt*, *10 Meter hoch/tief* etc. spezifiziert werden kann.

*Erwartungen Geschwindigkeit Gewinne Investitionen Kosten
Löhne Maß Niveau Preise Qualität Renditen Risiko Stand
Stellenwert Steuern Temperaturen Umsatz Verluste Wert
Zahl Zeit Zinsen Ölpreis*

Die oben skizzierte (quasi-deiktische) „Standortgebundenheit“ der Bedeutung von Dimensionsadjektiven gilt im übrigen nicht nur für die räumlichen Verhältnisse, was aus der Perspektive eines 50jährigen Sprechers *alt* bzw. *jung* ist, unterscheidet sich erheblich von der Perspektive eines 15jährigen Sprechers, und bei den Dimensionen des Portemonnaies (*teuer/billig*) verhält es sich nicht anders. Fließend sind nämlich die Übergänge zwischen den (kognitiv, im Blick auf singuläre „Objektmerkmale“ formatierten) Dimensionsadjektiven und den (nun wahrlich standortgebundenen) evaluativen Adjektiven (bzw. der evaluativen Verwendung auch von Dimensionsadjektiven). Hierüber mehr in Kapitel 9.

Wahrscheinlich ist über keine Adjektivgruppe mehr Tinte verspritzt worden als über die Dimensionsadjektive. Eine Zeitlang bildeten sie den bevorzugten Gegenstand generativ orientierter Semantiker. Sehr lesenswert sind nach wie vor die einschlägigen Arbeiten von Manfred Bierwisch und Ewald Lang (vor allem Bierwisch & Lang 1987). In den Wein ihrer formalen Präzisionsanalysen müssen wir freilich eine Menge Wasser gießen, wenn wir den alltäglichen Gebrauch der Dimensionsadjektive verstehen wollen. Was natürlich nicht bedeutet, dass die „klassischen“ Analysen der Dimensionsadjektive völlig falsch liegen würden: Sie extrahieren vielmehr eine (semantisch ziemlich gut geordnete) „Dimension“ aus der bunten Vielfalt der Gebrauchs- und Bedeutungsweisen dieser Adjektivgruppe.

Dieses Wasser schöpfen wir zunächst bei dem Urheber des Dimensionalitätsgedankens, bei dem Anglisten Ernst Leisi (1975 [1952]). Der stellt ganz konventionell die Dimensionsadjektive den „absoluten“ Adjektiven gegenüber. Die letzteren, so schreibt er, stehen semantisch für Merkmale, „die innerhalb gewisser Grenzen fest sind und deshalb *absolut* genannt werden können“ (Leisi 1975: 101). Als Beispiele für die gelten *lebendig*, *tot*, *weiß*,

grün, *nass*. Spontan würde man sagen, dass jemand entweder *lebendig* oder *tot*, etwas entweder *weiß*, *grün*, *nass* ist oder eben nicht. Aber beachten Sie das „innerhalb gewisser Grenzen“! Es wäre leichtsinnig, zu schließen, dass diese „absoluten“ Adjektive nicht gesteigert werden (können). Niemand wird es bemängeln, wenn Sie nach einer Narkose (oder einem Rausch) sagen: *Jetzt fühle ich mich schon wieder etwas lebendiger*. Was darauf hindeutet, dass auch diese Adjektive an der Dimension der Evaluation teilhaben. Die Behauptung, ein Adjektiv könne nicht gesteigert werden, bezieht sich (bedauerlicherweise!) meist nicht auf das Adjektiv selbst, sondern auf die von ihm hauptsächlich konzeptualisierte wirkliche Eigenschaft.

Für die dimensionalen (bei Leisi auch „relativen“) Adjektive wird neben der „Speziesnorm“ (= ein *kleiner Elefant* ist klein mit Bezug auf die Speziesnorm der Elefanten) darauf verwiesen, dass es zahllose sortale Konzepte gibt, für die sich durchaus keine Speziesnorm aufstellen lässt, die sich aber gerne und oft mit relativen Adjektiven koppeln. Was ist ein *großes Quadrat*? Nun, da gibt es mehrere Möglichkeiten für das Ansetzen von Bezugssystemen. Wenn im Orientierungsraum der Sprecher „andere“ Quadrate verfügbar sind, so ist es der Vergleich mit diesen, der das gemeinte Quadrat *groß* erscheinen lässt. Unvoreingenommene Beobachter wissen aber auch, dass wir *Dimensionalia* wie *groß* auch, gegen die Regel, für den Vergleich mit sortal anderen Objektklassen verwenden. In der Psychologie der Objektbenennung („referentielle Kommunikation“; vgl. Mangold-Allwinn 1995) ist es eine vertraute Beobachtung, dass wir zur referenziellen Aussonderung eines Objekts durchaus auch dann *das große Quadrat* sagen, wenn es (sagen wir) von kleinen Kreisen, Rechtecken, Dreiecken umgeben ist, von denen es durch Größe absticht. Und das auch dann, wenn es sich um das einzige Quadrat handeln sollte, das redundanzfrei mit *das Quadrat* zu identifizieren wäre. Das Adjektiv wird dann einfach zu einem zusätzlichen Deskriptor. Was jedenfalls einem strengen Verständnis von Dimensionalität widerspricht, denn eigentlich können nur Objekte derselben sortalen Klasse dimensional verglichen werden. Im Alltag wird es niemand bemängeln, wenn Sie sagen:

Das Auto ist ja größer als die Garage.

Hinzu kommt, dass (nicht nur) Kinder echte Dimensionalia wie *groß* gerne auch bewertend bzw. evaluativ verwenden. Ein *großer Auftritt*, ein *großer Film*, ein *großer Schauspieler* meinen natürlich nicht die eigentliche Speziesnorm, zumal es die nicht wirklich geben kann. Das Beispiel zeigt, dass auch Dimensionalia ganz leicht in die Dimension der Bewertung kippen (und auch aus ihr kommen; vgl. Kap. 9). Es wäre jedenfalls unsportlich, das mit Hilfe der grenzenlosen Bereitwilligkeit des Ausdrucks „Metapher“ erklären zu wollen, zumal die echte kognitive Dimensionalität eine entwicklungsgeschichtlich späte Errungenschaft ist (und keineswegs der Ausgangspunkt des Entwicklungsgeschehens).

Eine weitere Quelle der Dimensionalität, auf die Leisi verweist, ist die so genannte Proportionsnorm. Wir messen die Ausprägung *einer* Dimension an Objekten gerne auch an deren anderen Dimensionen. *Hoch* wirkt eine Erhebung auch dann, wenn sie besonders schmal ist, wenn sie in der Dimension der „Höhe“ von ihren übrigen Dimensionen erheblich abweicht.

Noch wichtiger (und alltäglicher) ist jedoch die individuelle Erwartungsnorm der Sprecher. Das sprichwörtliche: *Du bist aber groß geworden!*, das man von Großeltern ständig hört, die ihre Enkelkinder zu Gesicht bekommen, ist ein typischer Fall von Erwartungsnorm. Das „groß gewordene“ Kind kann für die Speziesnorm der Dreijährigen durchaus klein sein, das wird die Großeltern nicht hindern, so zu sprechen. Der Vergleichsmaßstab ist hier die jeweils letzte Begegnung mit dem „gemessenen“ Objekt. Ständig messen wir mit Hilfe dimensionaler Adjektive die uns umgebenden Objekte und Personen an unseren Erwartungen und Erinnerungen (und nicht so sehr an deren „objektiven“ Speziesnormen).

Schließlich nennt Leisi noch die Tauglichkeitsnorm, an der wir mit Hilfe von Dimensionsadjektiven die uns umgebenden Objekte und Personen auf unsere eigenen Pläne und Absichten beziehen. Ein Brett kann *schmal* sein im Blick darauf, dass wir es verwenden wollen, um darauf einen Bach zu überqueren.

Ein Schraubenzieher kann (zu) *groß* sein für die Schraube, die wir lösen wollen, und eine Speise (zu) *fett* für unsere Diät. Ein Zimmer ist *klein* oder *eng*, wenn wir planen, 30 Leute darin zu beköstigen oder eine Klausur schreiben zu lassen. Eine Stange kann zugleich *lang* sein, wenn ich einen Tomatenstrauch hochbinden möchte, und *kurz*, wenn ich damit Nüsse oder Kastanien von einem Baum herunterschlagen möchte. Für sich genommen kann ein Schuh *groß* oder *klein* sein oder aussehen, im Hinblick auf den Fuß, der hinein soll, werden wir ihn als *eng* oder *weit* bezeichnen, was einzig und allein für die Tauglichkeitsnorm Sinn ergibt. Bei all diesen Facetten der Dimensionalität hat es keinen Sinn, sie als bloße Spielarten der kognitiven Speziesnorm zu betrachten. In ihrer Gesamtheit zeigen die wechselnden Bezugssysteme für die Verwendung relativer oder dimensionaler Adjektive, dass wir sie nicht allein zum kognitiven Vergleich der Dinge an ihrer sortalen Norm verwenden, sondern ganz umfassend zur Orientierung – in den für die Kommunikation wesentlichen Dimensionen der Orientierung.

Im alltäglichen Funktionieren scheint die Formel für Dimensionsadjektive eher zu lauten: Wenn etwas oder jemand als *groß/klein*, *alt/jung*, *dick/dünn* etc. beschrieben wird, dann schließt das für den Hörer (via Kooperationspflicht) die Aufgabe ein, nach einer relevanten Grundlinie oder Norm zu suchen, im Hinblick auf die das Adjektiv sinnvoll interpretiert werden kann.

Zu den sprachwissenschaftlich interessanten Eigenschaften der Wortklasse Adjektiv gehört es zweifellos, dass typische Adjektive (und das sind die Dimensionsadjektive) über eine enorme semantische Plastizität verfügen. Sie sind darauf angelegt, ihre Bedeutung fallweise mit Bezug auf ihre jeweiligen Nuklei und Verwendungskontexte zu spezifizieren. Bleiben wir einen Moment bei *groß*, unter den typischen Adjektiven sicher das typischste. Ich lese von den Meldungen in den *großen Zeitungen*, wo *groß* zweifellos einflussreich und auflagenstark meint. Zwei Zeilen weiter stoße ich auf die Formulierung *große Schwierigkeiten*. Hier ist *groß* nicht mehr und nicht weniger als ein gradierendes Element für das Adjektiv *schwierig*, das der Substantivierung *Schwierigkeiten* seine Basis leiht. Und während man

das Adjektiv *schwierig* mit dem Element *sehr* gradieren kann, ist dieses *sehr* mangels Flektierbarkeit für den attributiv-adnominalen Gebrauch gesperrt und wird durch flektierbare Elemente wie *groß*, *erheblich*, *beträchtlich* etc. ersetzt (weil **sehre Schwierigkeiten* nicht geht). Wieder wenige Zeilen weiter lese ich von einer *großen Zahl* und von einer *großen Menschenmenge*. Hier meint *groß* gewiss keine räumliche Ausdehnung, sondern eben nur die Dimensionalität, der Zahlen und Mengen auch unterliegen, also etwa eine *hohe Zahl* (auch das wiederum nur eine „Metapher“) bzw. eine *zahlreiche Menge*. Und auf welche Speziesnorm bezieht sich *groß* in der Formulierung, jemand habe *große Lust*, *die Linguistik an den Nagel zu hängen*?

Mit anderen Worten: Was die klassischen Untersuchungen über Dimensionsadjektive beschreiben, das ist ein (freilich markanter) Ausschnitt aus den Verwendungsweisen dieser Adjektive, aber es trifft bei weitem nicht alle „Sprachspiele“, in denen diese Adjektive verwendet werden können. Und die hier nur exemplarisch vorgeführte enorme semantische Plastizität von typischen Adjektiven steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der kanonischen Annahme vieler kognitiver Linguisten, Adjektive unterschieden sich von Substantiven durch die *single-property*-Semantik, was so viel bedeutet, dass typische Substantive für ganze Bündel variabler Merkmale stehen, Adjektive aber nur für je eines, das durch sie hervorgehoben wird. Also, um noch einmal ein Beispiel zu geben: Ein *Schimmel* steht semantisch für ein Merkmalsbündel, in dem alle Merkmale von *Pferd* vorkommen (Statur, Gestalt, Größe, Fortbewegung, Wiehern...) plus das (dann eben typisch adjektivische) Einzelmerkmal Farbe = *weiß*. Wenn man an dieser axiomatischen Position festhalten möchte, dann müsste man sie jedenfalls dahingehend modifizieren, dass diese Fixierung an das einzelne „Merkmal“ keineswegs der lexikalischen Bedeutung von Adjektiven zukommt, sondern bestenfalls der je einzelnen *Verwendung* des Adjektivs mit Bezug auf die Sphäre eines substantivischen Nukleus. So gesehen würde die *single-property*-Axiomatik durchaus heuristisch sinnvoll. In der einzelnen *Verwendung* spezifizieren Adjektive (und Adverbien)

einzelne Merkmale ihrer Bezugskonstruktionen, als *Lexeme* dagegen tun sie das definitiv nicht.

Operativ wäre es dann so, dass ein Adjektiv-Token die ganz abstrakte Anweisung vermittelte: Spezifiziere ein einzelnes Merkmal, das für die Sphäre des Bezugssubstantivs im Einzelfall relevant ist und mit dem usuellen Umkreis des Adjektivlexems kompatibel. Der kann sehr groß (!) sein, wie bei *groß/klein*, oder auch ziemlich speziell wie bei *blond, ledig, pleite*.

Dass Adjektive (wie entwickelt bei Givon 1979, 1984) für Konzepte mittlerer Zeitstabilität stehen, wäre vor diesem Hintergrund ebenfalls zu plausibilisieren (lexikalisch dagegen kaum!). Wenn ein Adjektiv lediglich ein Merkmal aus dem intensionalen Bündel des Bezugssubstantivs expliziert (*das grüne Gras, der schwarze Rabe...*), dann scheint es maximal „zeitstabil“ zu sein, wenn es dagegen bloß extensional am „augenblicklichen“ Zustand des (bzw. eines speziellen) Referenten andockt (*das schlafende Kind, der geschossene Hase...* = nicht zufällig Partizipien), dann wirkt es minimal „zeitstabil“, und wenn wir zu den Form- und Orientierungsadjektiven kommen, dann kann recht eigentlich von „Merkmalen“ des Bezugssubstantivs nicht mehr die Rede sein.

Zurück zu den Dimensionsadjektiven: Dass die (aber nicht nur sie!) gerne in Gegensatzpaaren kommen, haben wir erwähnt. Ebenso auch, dass der „positive“ Pol dieser Antonymie in der Regel zugleich den Namen der Dimension angibt. Man kann sich das daran verdeutlichen, dass der Name der Dimension in der Regel gebraucht wird, wenn nach den einschlägigen Eigenschaften gefragt wird:

Wie groß/alt/schwer ist er denn?

Die Antwort kann durchaus das Adjektiv vom negativen Pol verwenden:

Ziemlich klein / noch ganz jung / sehr leicht.

Dagegen ist die Frage nach der negativen Ausprägung hochgradig markiert (wir haben es bereits erwähnt):

?Wie klein/jung/leicht bist Du denn?

Substantiviert lauten die entsprechenden Dimensionen *Größe/Alter/Gewicht* und nicht **Kleine/Jungheit/Leichte*. Eine weitere, viel diskutierte Eigenschaft von paarig-antonymen Dimensionsadjektiven lässt sich ebenfalls auf deren Skalierbarkeit zurückführen. Es ist immer wieder notiert worden, dass die Komparative der beiden Antonyme sich gewissermaßen „unlogisch“ verhielten. Ein *jüngerer Mann* müsste ja eigentlich „jünger“ sein als ein *junger Mann*, und ein *älterer Mann* dementsprechend „älter“ als ein *alter Mann*. Der tatsächliche Sprachgebrauch bezieht aber die Komparative eben nicht auf die beiden Extreme, sondern auf den mittleren oder durchschnittlichen Wert zwischen den beiden Extremen. So verweist *jünger* eben auf einen Skalenpunkt unter dem Durchschnitt, *älter* auf einen Skalenpunkt über dem Durchschnitt. Da die positiven Grundformen aber auf die Extremwerte verweisen, ist es durchaus schlüssig, dass ein *älterer Mann* „jünger“ ist als ein *alter Mann*. Der „Nullpunkt“ der Komparation ist eben einer der oben skizzierten Normen: die Spezies-, Erwartungs- oder Tauglichkeitsnorm.

Das Stichwort, das hier immer fällt, ist einmal mehr das Stichwort „Normbezug“ in der Tradition von Leisi (1975). Nicht allein an den Komparationsformen der Dimensionsadjektive lässt sich der Umstand veranschaulichen, dass solche Adjektive in der Regel einen inhärenten Normbezug aufweisen, sondern z. B. auch an den bevorzugten Konstruktionsumgebungen des Typs: dafür bist Du *zu alt*, noch nicht *alt genug* etc. Auf Adjektive, die keine skalierbaren „Eigenschaften“ kodieren, lassen sich diese Konstruktionen kaum anwenden, vgl. **zu ledig, zu tot, tot genug, zu drahtlos...* Allerdings sollte man hier keinen Moment vergessen, dass man eine ziemlich blickdichte kognitive Brille tragen muss, wenn man nicht sehen möchte, dass der Sprachgebrauch in vielen Fällen keinen Moment zögert, diese Konstruktionsformate anzuwenden, auch wenn „eigentlich“ keine skalierbaren

Dimensionen vorliegen. Man kann durchaus Sätze hören (und interpretieren) wie:

Das ist (mir) zu deutsch, nicht pädagogisch genug, viel zu normativ, zu konkret...

Offenbar macht es in vielen Fällen keine Mühe, Dimensionalität und Normbezug im genannten Sinne einfach per entsprechender Konstruktion auch in Sphären zu projizieren, die dafür ungeeignet scheinen, wenn man von „wörtlichen“ (oder „kognitiven“) Adjektivbedeutungen ausgeht.

Es ist auch relativ leicht zu zeigen, dass der Normbezug im Sinne nicht einer strikt kognitiven Dimensionalität, sondern im Sinne einer stets mitlaufenden evaluativ-bewertenden Dimension sich „weit“ (oder meinethalben auch „tief“) in den Bereich der Dimensionalia hinein erstreckt. Betrachten wir einen Moment zwei verwandte Antonymenpaare: *leicht/schwer* und *mager/fett*. *Leicht/schwer* ist darin ein klassisches Paar von Dimensionsadjektiven, dass es skalierbar und mit Messphrasen verbindbar ist (*100 kg schwer, zwei Zentner schwer* etc.) und der Name der Dimension eben nur *Schwere* ist (und nicht **Leichte*). Daneben führt allerdings das gleiche Antonymenpaar noch eine zweite Existenz als evaluatives Paar „adverbialer“ Adjektive im Sinne von Leisi (1975). Hier dient es dazu, den „Schwierigkeitsgrad“ von Handlungen etc. zu evaluieren, und es verliert die Kombinierbarkeit mit Messphrasen:

**Es ist (zwei Kilo) schwerer, den Mount Everest zu besteigen als den Nanga Prabat.*

Wenn ich die Messphrase streiche, ist der Satz sofort in Ordnung. Die normbezogenen Graduierungsphrasen des Typs *zu schwer, nicht leicht genug* gehen ohne Probleme auch bei der Bewertung des Schwierigkeitsgrades. Und auch dann, wenn ich einfach keine Messeinheit spezifiziere wie in:

Es ist um einiges schwerer, den Mount Everest zu besteigen...

Dann ist die Konstruktion sofort in Ordnung. So gesehen erscheint der Norm- und Bewertungsbezug als die eigentlich definierende Eigenschaft der Dimensionalia, und die kognitiv präzisierbare Messbarkeit als *eine* hoch spezifische und voraussetzungsreiche Spezifizierungs- und Spezialisierungsmöglichkeit *mancher* Dimensionsadjektive. Was deren Gesamtbild betrifft, so scheint der technisch-szientifische Beschreibungsansatz (prototypisch verkörpert in den Beiträgen aus Bierwisch & Lang 1987 und allen ihren Nachahmern) die Dimensionsadjektive ein wenig vom Schwanz her aufzuzäumen.

Werfen wir noch einen Blick auf das Antonymenpaar *mager/fett*, das von vornherein keine Kopplung mit Messphrasen zulässt (**Er ist 100 kg fett*). Die semantische Anatomie von *mager/fett* ist insofern ungewöhnlich, als man wohl geneigt sein könnte, die Bedeutung *beider* Ausdrücke als evaluativ negativ anzusehen, weil beide für „Extreme“ der Abweichung von einer „normalen“ Gewichtsmittle stehen. Das freilich ist nur ein erster Eindruck, der sich bei einem Blick in die DWDS-Daten nicht ohne weiteres bestätigen lässt. Schauen wir etwas genauer:

Mager:

Hochfrequent belegt als Attribut zu: *Abschneiden Ausbeute Ausstattung Beute Bilanz Böden Ergebnis Ernte Erträge Etat Fleisch Gehalt Gemisch Gewinn Hals Hühnchen Kost Körper Kühe Models Plus Prozent Punkte Quoten Remis Renditen Resultat Schweinefleisch Trost Umsatzrendite Verzinsung Wahlergebnis Wirtschaftswachstum Zuwachs Zähler*

Adverbialen zu: *anmutet ausfällt ausgestatteten ausnimmt aussieht bestückten bezeichnete blieb droht erscheint erweist finden fällt gewordenen junger klingt läuft nannte scheint verzinste werdenden wirkende wirkt*

Belegt mit folgenden Adverbialen: *allenfalls anfangs ausgesprochen bisher bislang derart derzeit eher entsprechend extrem finanziell freilich geradezu höchst indes insgesamt leider*

*meist noch nur oft ohnehin recht relativ sehr sowieso
traditionell vergleichsweise verhältnismäßig viel wirtschaftlich
ziemlich zuletzt äußerst überaus*

Bezeichnenderweise sieht das Profil des konventionellen Wörterbucheintrags ganz anders aus, es redet von Nahrungsmitteln (Fleisch, Käse), Lebewesen (Pferde, Schweine), Stoffen (Beton) und generell ertragsschwachen und kargen Ressourcen (Wiesen, Böden, Feldern, Weiden). Konventionell müsste man sagen: im DWDS dominiert der „übertragene“ Gebrauch den „eigentlichen“! Man könnte aber auch sagen: der *evaluative* Gebrauch im Sinne von *karg*, *bescheiden*, *gering* dominiert! Und diesbezüglich markiert *mager* klar den *negativen* Pol der Antonymie. Die Daten über den adverbialen Gebrauch bestätigen das einesteils, anderenteils zeigen sie auch, dass sich hinter „adverbial“ so einiges Heterogene verbirgt, auf das wir hier nicht eingehen können. Jedenfalls entsteht der Eindruck, als ob *mager* in seinen Anwendungen keineswegs auf die semantische Dimension beschränkt sei, in der seine lexikalische „Grundbedeutung“ angesiedelt zu sein scheint, also *magere* Menschen, Tiere, Fleischsorten etc. Vielfach könnte es einfach mit *gering*, *schlecht*, *wenig* wechseln, ohne dass sich semantisch viel ändern würde.

Fett:

Attribut zu: *Arsch Bauch Beats Beute Bissen Braten Brocken
Brot Buchstaben Ente Essen Fisch Fleisch Gans Happen
Henne Hintern Karpfen Kater Katzen Kuh Lettern Pfründen
Provisionen Prämien Ratten Sau Schlagzeilen Schwein
Speck Speisen Weiden Wurst Öle Überschrift*

Adverbialbestimmung von: ausfällt aussehen drucken
erscheint essen fand fressen fühlte gedruckten gewordenen
heißt hocken hängen klingen kochen lacht leben lesen
liebt macht nennt prangt schlagen schrieb sitzen steht
wirken wuchs

Die Grimms haben in ihrem (zum Vergleich herangezogenen) Wörterbuch dazu noch viele *fette Ämter, Pfründen, Pfarren* etc., wirklich neu gegenüber der Belegmenge der Grimms scheint einzig die Verwendung im Sinne von „auffallend“ bei *fette Überschrift, Schlagzeile* etc. zu sein.

Noch deutlicher als bei *mager* erkennt man in den Verwendungsbelegen von *fett*, dass sich in diesem Antonymenpaar eigentlich *zwei* evaluative Dimensionen überlagern. Nach der einen sind beide Pole „abweichend“ und negativ bewertet, nach der anderen steht *fett* für den positiven, *mager* für den (evaluativ) negativen Pol. Die „Logik“ der (stets evaluativen!) Verwendung von *fett* scheint geradezu darin zu bestehen, dass man Bewertung mit Hilfe dieses Adjektivs ambivalent schattieren kann: *fette Beute, Prämien, Provisionen, Brocken* kommunizieren einesteils das Reichhaltige, anderenteils das Anstößige an der Sache aus der Sicht des Sprechers.

Nehmen wir ein weiteres Paar von Dimensionsadjektiven dazu, z. B. *dick/dünn*. Hier haben wir wieder klassische Verhältnisse in dem Sinne, dass *Dicke* der Name der Dimension ist (nicht **Dünne*), und dass der positive Pol der Dimension mit Messphrasen verbunden werden kann (*2 cm dick, 4 Zoll dick* etc.). Betrachten wir hingegen wiederum den tatsächlichen Gebrauch von *dünn*, so finden wir, dass es einen sehr vielfältigen Anwendungsbereich hat. Neben den (für die „klassische“ Analyse der Dimensionsadjektive einzig zählenden kognitiven und messbaren Bereichen (*dünne Bretter, Bäume, Menschen, Nägel, Rohre...*) finden wir ebenso gerne *dünne Suppen, Tees, Weine, Chancen, Bücher* (zwei Lesarten!), *Leistungen* etc. Ganz ebenso wie bei *mager* sieht es so aus, als könne auch *dünn* eigentlich überall da verwendet werden, wo es evaluativ um die niedrige Ausprägung einer eigentlich erwünschten Qualität geht. Und auch die evaluative „Doppelanatomie“, nach der eigentlich *beide* Extreme negativ evaluieren und doch auch eine positiv/negativ-Polarität existiert, wiederholt sich hier. Bei *groß/klein* würden wir nachgerade erwarten, dass sie fast überall anwendbar sind und dass sie lediglich die „hohe“ oder „niedrige“ Ausprägung

irgendeiner dimensionalen und normativen Eigenschaft kodieren.

Etwas zugespitzt könnte man sagen: Viele Dimensionalia haben die einigermaßen merkwürdige Eigenschaft, dass sie sich zwar „wörtlich“ auf eine spezifizierte Merkmalsdimension mit ihren inhärenten Normen beziehen lassen, dass sie aber zugleich höchst indifferent gegen die Spezifität dieser Dimension gerne auch in anderen semantischen Dimensionen hohe und niedrige Merkmalsausprägungen evaluativ spezifizieren.

Antonymisch organisiert, mit einem Dimensionsnamen, sind auch viele klassische Adjektivpaare, die keine so ausgeprägt „kognitive“ Grund- oder Kernbedeutung haben. Nirgends sind die Verhältnisse zwischen (vermeintlich) wörtlicher Bedeutung und (vermeintlich) metaphorischer oder bildlicher Bedeutung so (sagen wir doch) *wild* wie bei solchen Adjektiven. Und *wild* ist dafür ein gutes Beispiel. Wir drucken hier noch einmal die DWDS-Liste zu den Substantiven, mit denen sich *wild* gerne attributiv verbindet:

Durcheinander Eber Ehe Entschlossenheit Flucht Gedanken Gerüchte Haufen Horde Hunde Jagd Kaiser Kapitalismus Kerle Kreaturen Mischung Müllkippen Natur Osten Parken Party Pferde Phantasien Ritt Schießerei Schwäne Spekulationen Stier Streiks Tanz Tiere Treiben Verfolgungsjagd Wein Westen

Da gibt es eine Reihe von Substantiven, die aktivieren bei *wild* so etwas wie „ohne rechtliche Grundlage“ (*wilde Ehe, wilde Müllkippe, wildes Parken*), eine andere Gruppe ließe sich eher mit „chaotisch“ oder ähnlich paraphrasieren (*wilde Flucht, wildes Durcheinander, wilder Tanz, wilde Schießerei*). Der *wilde Osten* ist natürlich eine analogische Neubildung zum *wilden Westen*. „Ungezähmt“ kommt durchaus auch vor (*wilde Pferde, wilde Tiere, wilder Stier*). Wenn man einen Landstrich oder eine Gegend als *wild* bezeichnet, dann kann das ganz Unterschiedliches bedeuten: Dass es dort keine Kultur, Zivilisation, keine größeren Städte gibt, dass es dort mit der Rechtssicherheit nicht

besonders gut bestellt ist etc. In Frankreich habe ich *plus sauvage* zur Kennzeichnung einer dünner besiedelten und ländlicheren Gegend gehört, als es die des Sprechers war. Auch von einem Menschen gesagt, kann *wild* so viel wie übermütig, temperamentvoll, aber auch grausam und enthemmt meinen oder unzivilisiert.

Und während wir bei *wild* die klassische kognitive Konnotation (=Tiere) nur am Rande vertreten finden, listet uns das DWDS bei seinem Antonym *zahn* so ziemlich nur die Namen von Tieren:

*Affen Artgenossen Bettvorleger Bären Eisbären Elefanten
Fuchs Geflügel Hausschwein Haustiere Herde Hirsche Huhn
Kaiser Kaninchen Krähen Kätzchen Lamm Leopard Löwen
Maus Papageien Rabe Ratten Reh Schlange Tauben Tiere
Tiger Vögel Waschbären Wildschwein Wölfe Zebras Ziegen*

Der langen Rede kurzer Sinn: Über die Dimensionsadjektive und ihre Funktionsweise ist trotz erheblicher Forschung das letzte Wort ebenfalls noch nicht gesprochen. Den Analysen der kognitiven Linguistik entspricht ein markanter, aber kleiner Ausschnitt ihrer Verwendungsweisen, das Ganze hingegen scheint eine andere, wesentlich „schwammigere“ Logik zu haben.

Was die DWDS-Belege für Substantive betrifft, mit denen sich unsere Beispieladjektive gerne und häufig verbinden, müssen wir freilich immer die Effekte einkalkulieren, die sich daraus ergeben, dass feste und quasi-lexikalische Kopplungen womöglich häufiger auftreten als freie: *wilde Streiks, wilde Ehen, wilde Jagd* sind quasi-lexikalische Einheiten.

Und ganz zum Schluss sollten wir wenigstens noch die Frage behandeln, warum und in welcher Hinsicht die zentralen lexikalischen Adjektive, zu denen die Dimensionalia zweifelsfrei gehören, „janusköpfig“ sind. In der Hauptsache haben wir diese Frage schon beantwortet: Topologisch stehen sie „zwischen“ dem linken, pronominal-determinierenden, den Referenzstatus des Arguments präzisierenden Teil des substantivischen Vorfeldes und dem rechten, konzeptmodifizierenden Teil. Aus dieser „Zwi-

schenposition“ heraus können die zentralen Adjektive von Fall zu Fall nach beiden Seiten hin eingesetzt werden, als Referenzspezifizierer ebenso wie als Konzeptmodifizierer. *Wilde Hunde* markiert einerseits eine Unterart, andererseits können wir auch einen *wilden Hund* referenziell von seinen eher friedlichen Artgenossen unterscheiden. Im Prinzip sind die zentralen Adjektive mehrheitlich neutral gegenüber der fraglichen Opposition, in vielen Verwendungen kommt es auch kommunikativ auf diese Unterscheidung gar nicht an.

„Janusköpfig“ sind die Adjektive aber auch noch in einer zweiten Hinsicht. Wir haben gezeigt, dass die Dimensionsadjektive sich keineswegs allein auf die kognitive „Speziesnorm“ der Objekteigenschaft „ihres“ Referenten beziehen, dass sie vielmehr überwiegend auf Erwartungs- und Tauglichkeitsnormen der Sprecher bezogen sind und insofern eine evaluative, bewertende Dimension haben. Insofern stehen die Dimensionsadjektive grundsätzlich auch „zwischen“ Objekteigenschaften und Sprecherbewertungen. Dass dieser Zwischenstellung eine ziemlich ausgeprägte kommunikative Realität entspricht, können Sie daran sehen, dass ständig im Alltag darüber gestritten wird, ob Wege *lang* oder *kurz*, Zimmertemperaturen *warm* oder *kalt*, Waren *billig* oder *teuer*, Seen *tief* oder *flach*, Bilder *schön* oder *hässlich*, Mitmenschen (schon) *alt* oder (noch) *jung* sind. Hätte es seine Richtigkeit mit den strikt kognitiven Analysen der Dimensionsadjektive, wäre das *schwer* zu erklären.

Weithin unterkomplex und von der Verwendungswirklichkeit weit entfernt ist auch die grammatische Beschreibung derjenigen Adjektive, die nicht als relativ (oder als Dimensionsadjektive) gelten, sondern als absolut. Dass die Grenzen nicht lexem- oder formbasiert zu ziehen sind, haben wir bereits bemerkt. Nehmen wir ein Antonymenpaar wie *krank/gesund*. Wahrscheinlich ließe sich argumentieren, dass diese beiden Adjektive relativ oder dimensional, aber auch dass sie absolut seien. Dass es Grade von Gesundheit und Krankheit gibt, wird wohl niemand ernstlich bezweifeln. Allerdings können beide Ausprägungen des Antonymenpaares als Name der Dimension gebraucht werden (*Gesundheit/Krankheit*). Aber das mag auf sich beruhen. Erin-

nern wollen wir nur an eine Erkenntnis des Semantik-Pioniers Karl Otto Erdmann, der schon vor ca. 100 Jahren auf den Normalfall der multiplen Relativität auch der vermeintlich absoluten Adjektive hingewiesen hat (Erdmann 1924: 5ff). *Ähnlich* (so eines seiner Beispiele) hat eine manifeste Relation. Man kann nicht sagen: *X ist aber ähnlich!* Wem oder was X ähnelt, muss spezifiziert werden. In heutiger Terminologie: *ähnlich* hat nicht nur den kategorialen *slot* für das Modifizierte, sondern eine zusätzliche Argumentstelle. Wie übrigens viele andere Adjektive auch. Aber ist nicht auch die Frage, worin und in welchem Merkmal X Y ähnelt, in der Bedeutung von *ähnlich* angelegt, und vielleicht auch noch die Frage: für wen? Erdmann bezeichnet die (heutigen) Dimensionsadjektive als „komparativ“ oder „relativ“:

In diesem Sinn sind *kalt* und *heiß*, *lang* und *kurz* komparative Begriffe. Werden sie absolut gebraucht, wird jedesmal ein anderer Maßstab angelegt. Man vergleiche: eine *lange Nase*, ein *langer Güterzug*, ein *langer Weg*. Diese Art der Relativität findet sich bei der großen Mehrzahl aller Adjektive, oft allein, oft neben anderen Arten der Hinsichtlichkeit. Gewöhnlich wird aber nur eine dieser Arten beachtet. (Erdmann 1924: 5)

Erdmann expliziert dann am Beispiel von *neu*, dass dieses Adjektiv sich auf das Konzept, auf den Referenten oder auf den Sprecher beziehen kann, für den etwas *neu* ist. Wenn VW ein *neues Modell* vorstellt, ist es konzeptuell zu verstehen (Bezug auf *type*), wenn ich ein *neues Auto* kaufe, kann es sich durchaus um einen Gebrauchtwagen handeln, kann der *type* uralt sein und nur der token, der Referent für mich *neu*. Und meine *neue Erfahrung* kann für den nächsten Sprecher alt-vertraut sein.

Bei *gesund* begegnet uns ein weiterer Typ von Relativität, den im 19. Jahrhundert schon Karl Ferdinand Becker (1827, 1870) bemerkt hat. Manche Adjektive (darunter *gesund*) können, je nach Bezugssubstantiv, deskriptive und/oder „kausative“ Werte annehmen (wobei „kausativ“ auch als „transitiv“, in Analogie zu ähnlich ambigen Verben, interpretiert werden kann wie ebenfalls schon bei Becker notiert). Man vergleiche:

Das gesunde Kind vs. die gesunde Ernährung, der gesunde Apfel, das gesunde Frühstück etc.

Interessanterweise ist der „letzte“ Bezug immer der auf den Sprecher oder seine Gruppe: *gesund FÜR uns* etc. Bei *die gesunde Ernährung* lässt sich eine Beziehung zur adverbialen Funktion ausmachen (*sich gesund ernähren*), *gesund* im Sinne von „gesund machend“, „gesund in der Wirkung“, und diese Dopplung existiert bei vielen Adjektiven. Allerdings gibt es durchaus auch ambivalente Syntagmen. *Gesundes Getreide* etc. kann auch, je nach Zusammenhang, bedeuten, dass die Pflanzen etc. *gesund* sind. Wieder etwas anders liegen die Verbindungen, in denen *gesund* quasi-relationsadjektivisch gebraucht wird: *gesunder Ehrgeiz, gesunder Menschenverstand, gesunde Hautfarbe* etc. Hier geht es um Merkmale, die „von Gesundheit zeugen“. Auch *das gesunde Misstrauen* gehört in diese Abteilung.

Bezeichnend scheint zu sein, dass Adjektive Prädikate sind, die sich ihren semantischen Bezug im Verwendungsumfeld frei suchen können. Anders als in der Sphäre des verbalen Prädikats, das den „Zentralknoten“ des Satzes bildet, sind die Argumentbeziehungen und Relativitäten bei Adjektiven vielfach nicht expliziert (und oft nicht mit verbindlich zu füllenden Argumentstellen verbunden; hierzu viele Details in Sommerfeldt & Schreiber 1977). Sie bleiben implizit in den nominativen Beziehbarkeiten der attributiven und prädikativen Syntagmen. Kategorial fixiert ist bei Adjektiven eben lediglich der modifikative *slot*. Und was diese Dinge betrifft, lehren uns die Adjektive etwas über den hochgradig „metasemantischen“ Charakter dessen, was wir für die lexikalische Bedeutung von Wörtern zu halten geneigt sind (und was in der Regel nicht viel mehr ist als eine sekundäre Verallgemeinerung, eine Art kleinster Nenner, Stellvertreter, Prototyp oder Attraktor für ihre diversen Verwendungsweisen – und keineswegs deren invariante Basis).

| Kapitel 9

Adjektiv und Evaluation

Inhalt: Adjektive und Evaluation; ein Seitenblick auf den kindlichen Spracherwerb; noch einmal: das single-property-Axiom und die kognitive Linguistik; Evaluation, Komparation, Graduierung; der Kognitivismus als Falle.

Dass Adjektive im Erstspracherwerb vergleichsweise spät sicher beherrscht werden, ist eine alte Beobachtung der Spracherwerbsforschung (Stern & Stern 1928). Häufig finden sich Beobachtungen, die besonders von schwer erklärlichen Erwerbproblemen mit den Farbadjektiven handeln, obwohl doch die Fähigkeit, Farben zu unterscheiden, zweifellos sehr früh entwickelt ist. Traut man der philosophischen Literatur sensualistischer Provenienz, so dürfte es eigentlich kognitiv nichts einfacheres geben als Farben, handelt es sich doch um „einfache“ Sinneseindrücke, während Objekte in aller Regel durch heterogene Merkmalsbündel oder komplex strukturierte Prototypen repräsentiert sind. Betroffen von dieser „Verspätung“ sind ebenfalls Gebrauch und Verständnis attributiver Adjektiv-Substantiv-Verbindungen (Ninio 2004). Tomasello (1992) berichtet, dass es in seinem Material praktisch keine adjektivisch modifizierten Substantive in der Dreiwortphase des Kindes gibt. Auch fällt es selbst in der Erwachsenensprache nicht ganz leicht, prädikativen und attributiven Gebrauch gegen einander abzugrenzen. Wenn ich sage: *Das war eine PHANTASTISCHE Party!*, dann handelt es sich grammatisch zwar um ein attributives Adjektiv, aber der rhematische Gebrauch nähert es dem Satz *Die Party war PHANTASTISCH.* an. Laut Ninio (2004: 6) tun sich Kinder selbst mit

4;0 noch extrem schwer, Adjektive, die sie in fester Kombination mit Substantiven erworben haben, auf neue, ähnliche Stimulus-substantive zu übertragen.

Die Standardbegründung für den „schwierigen“ Status der Adjektive im Erwerb lautet, dass Adjektive nicht referieren, dass sie keinen Außenhalt in rekurrenten Referenzobjekten und/oder sortalen Objektklassen haben. Auf der anderen Seite gibt es zahllose Untersuchungen, die belegen, dass Kinder mit sozial-pragmatischen Ausdrücken wie <noch, auch, mehr, genug> leicht zurechtkommen (zumal diese meist auf erfahrungsprägnante Fortführungen einer gemeinsamen Handlung gestellt sind) und es eigentlich wenig Anhaltspunkte für eine echte Privilegierung von Gegenstandsreferenz in den frühen Erwerbsphasen gibt. Im Gegenteil erweisen sich Ausdrücke, die in der Erwachsenensprache referenziell für sortale Objektklassen stehen, vielfach auch als pragmatisch bzw. performativ in der Kindersprache (*Arm, Hand*).

Viele Probleme und Unklarheiten im kindlichen Erwerb der Adjektive scheinen mit dem Umstand zu tun zu haben, dass wir, als Beobachter des Geschehens, zwei höchst widersprüchliche Kriterien verwenden, wenn wir über die „Beherrschung“ von Adjektiven urteilen. Einmal haben wir gelernt und verinnerlicht, dass Adjektive „Eigenschaften“ ihrer Bezugssubstantive (bzw. Eigenschaften der Referenten dieser Substantive) kodieren (*single-property*-Annahme, ich komme darauf zurück). Wenn Sie in diesem Sinne einem Kind von 2;0, das einen Haufen bunte Bauklötze vor sich hat, sagen: *Gib mir mal den blauen Klotz!*, und es gibt Ihnen einen grünen oder weißen, dann stellen Sie erstaunt fest, dass das Kind mit der Bedeutung von Farbadjektiven nicht zurechtkommt, wiewohl Ihnen jeder Wahrnehmungspsychologe sagen wird, dass die Fähigkeit zur Unterscheidung von Farben weitgehend „angeboren“ ist und ein Kind dieses Alters selbstverständlich Farben wahrnehmen und unterscheiden *kann*. Darwin, der ein wunderbarer Beobachter und an Fragen des kindlichen Spracherwerbs sehr interessiert war, äußert irgendwo den Verdacht, seine Kinder könnten farbenblind sein, weil er genau diese Beobachtung an ihnen machte. Farbadjektive sind prototy-

pische Beispiele für das, was wir von allen Adjektiven erwarten: Sie kodieren „einzelne“ sinnliche Merkmale, mit denen Objekte *einer* sortalen Klasse beschrieben und voneinander unterschieden werden können. Solche „einzelnen“ Merkmale können sich entweder mit der Intension des Bezugssubstantivs verbinden und sie hervorheben (*der große Elefant, der wilde Tiger...*) oder sie können sich von ihr abstoßen und sich mit der Extension, mit distinktiven Merkmalen des Referenten verbinden (*das leere Glas, der rote Bauklotz, der alte Baum...*). Diesen Blick auf den kindlichen Adjektiverwerb nennen wir einstweilen den „kognitiven“. Er kontrastiert heftig mit einer anderen Beobachtung bezüglich des Adjektiverwerbs, die ebenfalls eine große fachliche Tradition hat. Wir zitieren aus *dem* Klassiker der Kindersprachforschung:

Der erste Gebrauch der Adjektive ist ein klassisches Beispiel für die Ursprünglichkeit der affektiven Wortbedeutung und den langsamen Fortschritt zu ihrer Objektivierung hin. (Stern & Stern 1928: 254)

Gleich die weiteren Beobachtungen bei Stern & Stern (1928) zeigen, wie beide Gebiete, das des affektiven und evaluativen und das des „kognitiven“ Gebrauchs von Adjektiven, in einander greifen. Notiert wird nämlich, dass auch der Gebrauch von *groß/klein*, sehr früh und sehr häufig im Spracherwerb, zunächst überwiegend affektiv gesteuert wird. Nicht die dimensionalen Ausmaße eines Objekts, sondern dessen subjektiver Eindruck zählt, wenn *groß/klein* verwendet werden. Und stellen Sie sich kurz vor, wie die „Umgangserfahrungen“ eines Kleinkindes mit *groß/klein* aussehen: Mit Bezug auf dieses wird das Kind als *noch (zu) klein*, mit Bezug auf jenes als *schon groß (genug)* angesprochen.

Sie alle wissen, dass der Gebrauch von *heiß* ganz überwiegend dazu dient, ein Kind davon abzubringen, in den Kochtopf, in die Flamme oder auf den Herd zu fassen. *Heiß* ist in diesen Zusammenhängen pragmatisch und performativ eine affektiv aufgeladene Warnung und keineswegs eine „einzelne“ Objekteigenschaft. In der antonymischen Organisation vieler Adjektivpaare

(*heiß/kalt, groß/klein, hell/dunkel, dick/dünn...*), so die Sterns, organisiert sich zunächst die Opposition von Annahme und Ablehnung, von (affektiver) Bejahung oder Verneinung dessen, worüber gesprochen wird. Und – das wäre hinzuzufügen – eben nicht die „kognitive“ Opposition von einzelnen Gegenstandsmerkmalen.

Auch dezidiert „kognitive“ Adjektive verbinden sich im kindlichen Erfahrungsraum zunächst eher mit affektiven Werten. Die Sterns (1928: 256) berichten aus ihren Tagebüchern, dass *schon hell* anscheinend mit Tag und Aktivitätsbereitschaft verbunden war, und *nicht dunkel* ganz überwiegend die Unlust zum Schlafen kommunizierte, also so viel wie: „Nicht das Licht ausmachen, ich will noch nicht schlafen!“. Die Aneignungsgeschichte der Adjektive (so ließe sich die Position der Sterns zusammenfassen) führt von der affektiven und evaluativen Polarität von Bejahung und Verneinung ganz allmählich und schrittweise in das Feld der kognitiven Objekteigenschaften hinein.

Und wenn Sie bedenken, dass es auch in der Erwachsenensprache kaum ein antonymisches Adjektivpaar gibt, mit dem man nicht auch Bewertung und Evaluation kommunizieren kann, dann hat diese Theorie durchaus einiges für sich. Sie „passt“ freilich nicht zum Denkstil der Zeit (Ludwik Fleck), der nämlich kognitiv tickt. Wenn Sie sagen: *Das war ein großes Konzert*, dann bewerten Sie, und was Sie als *eng* bezeichnen, das bewerten Sie negativ, gleich ob es ein Schuh, eine Wohnung ein zeitliches Arrangement (*das könnte eng werden!*) ist. Die These lautet *nota bene* nicht, die per Adjektiv kommunizierten Wertungen seien lexikalisch fest und absolut, sie besagt nur: Es werden Wertungen kommuniziert durch Adjektive. Wenn Sie etwas als einen *großen Reinfeld* bezeichnen, dann werten Sie natürlich nicht positiv, und wenn Sie von einer *engen Beziehung* sprechen, dann werten Sie nicht unbedingt negativ. Neben der großen Zahl von Adjektiven, die gewissermaßen hauptberuflich werten (*schön/hässlich, gut/schlecht, gemein, feige, misslich, dürftig, angenehm...*), steht eine große Zahl von Adjektiven, die das nebenberuflich ebenfalls tun: *kalt/heiß, hoch/tief, schwarz/weiß, jung/alt, alt/neu* etc. (vgl. hierzu genauer Marschall 2011, 2018, ich komme darauf zurück).

Und wenn Sie etwa empirisch den Gebrauch von *hoch/niedrig* betrachten wollten, dann gäbe es, trotz der Tatsache, dass dieses Adjektivpaar semantisch ähnlich „verdünnt“ ist wie *groß/klein*, ein aufschlussreiches Bild: Einmal verbindet sich *hoch/niedrig* mit allen Bereichen der „normalistischen“ Verpunktung und Verdattung. Das sieht so aus, als ob das Adjektivpaar hier ganz nüchtern kognitiv für messbare Größen stünde. Eine *hohe/niedrige Arbeitslosenquote, Wahlbeteiligung, Geburtenrate* etc. ist ja durchaus messbar, aber witzigerweise wächst gerade durch diesen Umstand dem Adjektiv die Rolle der Bewertung noch sicherer zu. Mit Hilfe des Adjektivs wird uns dann nämlich die Bewertung der numerischen Größe überhaupt erst fasslich kommuniziert; die Zahl selbst ist ja für sich genommen völlig bewertungsfrei. 2% galt in den 70er Jahren als hohe Arbeitslosenquote, heute wäre es definitiv eine niedrige. Damals hätte *hoch* evaluativ gewarnt, heute beruhigt *niedrig*. Genau in diesem Feld „spielt“ *hoch/niedrig* in der öffentlichen Kommunikation, wie ein Blick in das DWDS belegt. Ich gebe die häufigsten Nuklei zum adjektivischen Attribut *hoch*:

*Alter Amt Anforderungen Ansehen Ansprüche Anteil
Arbeitslosigkeit Beamten Belastung Berg Ebene Einkommen
Erwartungen Geschwindigkeit Gewinne Investitionen Kosten
Löhne Maß Niveau Preise Qualität Renditen Risiko Stand
Stellenwert Steuern Temperaturen Umsatz Verluste Wert
Zahl Zeit Zinsen Ölpreis*

Deutlich ist in dieser Liste die Affinität zu Numerik und namentlich zur Ökonomie, aber eben auch die Affinität zur fallweisen Bewertung der Zahlen. Das, was vermutlich als Grundbedeutung gelten würde, ist lediglich durch das Substantiv *Berg* vertreten.

Aber zurück zum Erwerb! Die spezifische Schwierigkeit des Adjektiverwerbs besteht also darin, die Prinzipien zu finden, nach denen Adjektive mit Erfahrungsinvarianzen kovariieren. Diese Prinzipien sind in der Tat „prekärer“, weniger einheitlich als die der beiden Hauptwortarten Substantiv und Verb. Ich gehe davon aus, dass die kognitive „Aufgabe“ eines Kindes im Primär-

spracherwerb darin besteht, durch die *Kovarianz*muster des Zeichens in seiner Verwendung die Invarianz zu entdecken, für die das Zeichen, der Ausdruck, die Konstruktion steht. Entdeckung von *Invarianz* durch Kovarianz, so lautet die von Eckart Scheerer (1993) gebrauchte Formel. Dabei wissen wir spätestens seit den „corplum“-Experimenten von Werner & Kaplan (1963), dass es eine ganze Weile dauert, bis Kinder überhaupt die Erwartung entwickeln, dass der Beitrag, den ein ausdrucksseitig „identisches“ Wortzeichen zu einer Kommunikation leistet, ein halbwegs *konstanter* sein sollte. Zunächst gehen die Kinder davon aus, dass der Beitrag eines Ausdrucks zur aktuellen, lokalen Kommunikation „passen“ muss. Zudem gilt offenbar für attributives Adjektivverständnis im Spracherwerb besonders, was Warren (1984: 293) allgemein postuliert:

Once we are confident that we have found the correct referent for some expression, the relation between the constituents becomes irrelevant.

Sobald wir wissen, was typischerweise gemeint ist mit einem Ausdruck, benötigen wir keine Konstruktionshilfen aus dem Feld der Kompositionalität. Wenn Sie die Figuren *der kleine Bär* und *der kleine Tiger* einmal kennen, dann brauchen Sie die Bedeutung der Syntagmen nicht mehr aus ihren Konstituenten zu montieren. Wir wissen übrigens im Gegenzug auch seit langem, dass die Laienvorstellungen über die „Konstanz“ von lexikalischen Bedeutungen weitgehend schriftinduziert, bei weitem überzogen und ziemlich unrealistisch sind. Was die Adjektive betrifft, so involviert dieses fallweise „Passen“ eines Wortes stets den Bezug zu einer (keineswegs von vornherein gegebenen) kriterialen Sphäre des Referenten (bzw. des sortalen Konzepts, auf dem die Referenzialisierung beruht). In der Erwerbsliteratur wird manchmal (z. B. Blackwell 2005) unterschieden zwischen „kategorematisch modifizierenden“ Adjektiven, deren semantischer Beitrag autonom und stabil, nicht vom Bezugssubstantiv abhängig sei (prototypisch: Farbadjektive), und „synkategorematisch modifizierenden“ Adjektiven mit nukleusspezifisch variab-

ler Bedeutung (vgl. hierzu Kap. 3). Hier wären als Beispiel sicherlich die Dimensionsadjektive zu nennen, aber Blackwell (2005: 539) nennt auch Evaluativa wie *gut*, weil sich *gut* bei einem Auto auf andere Gegenstandsmerkmale beziehe als bei einem Schuh. Hierauf wird zurückzukommen sein, zumal man bei Evaluativa durchaus die Ansicht vertreten kann, dass sie sich in der Hauptsache auf subjektive Bewertungen und nur marginal und indirekt auf objektive Eigenschaften von Objekten beziehen (vgl. weiter unten den Absatz „Fallstricke des Kognitivismus“ sowie Marschall 2018).

Scheerers Formel hat einen großen Vorteil: Sie lässt *prima facie* völlig offen, worin die gesuchte Invarianz besteht. Wir können in die Invarianzposition referenzielle (sortale oder individuelle), *type*- oder *token*-Identität (wie bei Eigennamen) einsetzen und haben durchaus Raum für die Annahme, dass dieser Typ von Invariantisierung vielen Kindern eher leicht fällt. Sortale und individuelle Referenten machen einfach „gute“ Haltepunkte für Zeichen. Gestalt- und Schemakonstanzen erwerben Kinder früh, ebenso individuelle Komplexqualitäten (sobald bestimmte „Individuen“, personal wie sachlich, identifiziert und verlässlich wieder erkannt werden). Einen *whole-object-constraint* brauchen wir dann aber nicht mehr. Wir haben nämlich auch Platz für die Annahme, dass die gesuchte Invarianz, wie bei vielen Funktionswörtern, einfach in prototypischen konstruktionalen Beziehungen zu anderen Zeichen besteht. Kein Zweifel z. B., dass die gesuchte Invarianz in der frühen Kindersprache der späteren „grammatischen“ in keiner Weise entsprechen muss. *Heiß!* ist, wie erwähnt, zunächst ein Performativ ganz ebenso wie *Arm!*. Es bedeutet die dringende Aufforderung, den so markierten Gegenstand möglichst nicht anzufassen, bzw. den Wunsch, hochgenommen zu werden. Und ich kann mir kaum eine Erwerbskonstellation vorstellen, in der *alleine!* nicht zunächst den hochperformativen Sinn der Aufforderung hat: *Versuch bloß nicht, mir zu helfen!* Ausgelöst ist es aus der salienten Endposition in der besorgten Elternfrage: *Kannste das schon ALLEINE?* Oder ähnlich.

Die Formel von der „Entdeckung von Invarianz durch Kovarianz“ hat somit den Vorteil, das von Levinson (2001) beschriebene *mapping*-Problem zumindest vorläufig zu neutralisieren: Scheerer (1993) lässt offen, ob die jeweilige „Invarianz“ kognitiv bereits gegeben ist (und durch das Sprachzeichen nur entdeckt und fixiert werden muss, wie bei Schema- und Objektkonstanz), oder aus kognitiv universalen Merkmalen konstruiert werden kann, oder ob sie aus einzelsprachlich überhaupt erst umrissenen Elementen aus der Erwachsenensprache montiert werden muss (*mapping* ersten bis dritten Grades bei Levinson 2001)

Jede logisch „zweite“ Verwendung eines Ausdrucks durch ein Kind gibt uns idealiter einen Hinweis darauf, wie und wo das Kind eine Invarianz annimmt, setzt, hypostasiert. Bei <alleine!> ist diese erste Invarianz prägnant und kaum bezweifelbar. Manche dieser Hypostasierungen fallen uns auf, weil sie von der „grammatischen“ Invarianz erheblich abweichen, die das spätere Sprachzeichen im Symbolfeld charakterisiert, aber viele fallen uns nicht auf, weil wir mit unserer schriftgeprägten Sprach-Ideologie (Silverstein) gar nicht merken, dass wir im alltäglichen Sprechen ebenfalls ganz selbstverständlich von vor-schriftlichen, empraktischen etc. Invariantisierungen ausgehen. Zu den folgenreichen logisch-grammatischen Vor-Urteilen gehört die Unterstellung, zu Adjektiven gehöre typisch ein invariantes perceptives Merkmal, das in sortal unterschiedlichen Referenten identifiziert werden könne. Scheerers (1993) Formel von der zu entdeckenden Invarianz hat aber auch noch den Vorteil, dass sie sogar Platz lässt für die Annahme, dass Kinder (gerade bei Adjektiven!) mit einer zunächst bloß *konnotativen* Invariantisierung beginnen könnten (im Sinne von Maas 1985), wie z. B. die Warnung vor dem Ofen (*heiß*) sicher nicht ein kognitive Eigenschaft desselben kodiert, sondern eben die Aufforderung, die Finger davon zu lassen. Unter dem *konnotativen* Gesichtspunkt dominiert die reflexive Verbindung zwischen verschiedenen Verwendungen desselben Zeichens, das damit eben zum Zeichen für die mit seiner Hilfe artikulierte Praxis wird. *heiß* artikuliert eine Warnung.

Maas (1985: 86) erzählt in diesem Zusammenhang eine Anekdote aus dem Spracherwerb seines Sohnes, der mit 3;6 am Mit-

tagstisch einen vom Vater zubereiteten Salat mit dem Ausdruck *scharf!* und dem Verziehen des Gesichts kommentierte. Damit wurde, so Maas, eine frühere Situation reaktualisiert, in der der Vater tatsächlich den Salat überwürzt hatte und mit dem Ausdruck *viel zu scharf, den kann man nicht essen* dafür gesorgt hatte, dass niemand mehr von dem Salat aß. Der Sohn hatte die sprachliche Praxis des Vaters nachzuahmen versucht, sich gewissermaßen in dessen evaluative Autoritätsposition versetzt, und um perzeptive Merkmale des Salats, auf den sich der Referenzakt bezog, ging es dabei gar nicht. Erst die verständnislose Reaktion der anderen (*ist doch gar nicht scharf!*) lenkt die kindliche Invariantisierung auf die „kognitive“ Bahn. Gerade bei Adjektiven, die sich denotativ auf (kaum intersubjektivierbare) Sinneseindrücke beziehen (lassen), dürfte der Weg über die Konnotation der einzig mögliche Weg zu genuin denotativen Werten sein.

Ein zweites „Adjektivspiel“ kann uns schließlich noch einen Eindruck davon vermitteln, wie plastisch Adjektivbedeutungen sich an wechselnde Gegebenheiten ihrer Bezugssphäre anpassen vermögen. Beim Topfschlagen, das (jedenfalls früher) auf keinem Kindergeburtstag fehlte, geht es bekanntlich so zu: Kinder müssen mit verbundenen Augen einen von den anderen versteckten Gegenstand finden/treffen, indem sie mit einem Kochlöffel die Umgebung „abtasten“. Sie werden dabei von den Kommentaren der anderen Kinder indirekt gesteuert. Die rufen *kalt!*, wenn das suchende Kind vom Ziel weit entfernt ist, *wärmer!*, wenn es sich nähert, *heiß!*, wenn es sehr nahe am Ziel ist etc. Dass diese Kommentare bzw. Hinweise mit der „kognitiv“ lexikalischen Bedeutung des Dimensionsadjektivpaars *kalt-heiß*, mit *warm* als Zwischenstufe, wenig oder nichts zu tun haben, liegt auf der Hand. Im Gegensatz zur frühen performativen Warnbedeutung von *heiß* ermutigt dieses Adjektiv aber nun sogar weitere Annäherung! Ausgenutzt wird in diesem Spiel einzig und allein die vor allem mit skalierten Dimensionsadjektiven gegebene Möglichkeit der gradierten *Bewertung einer laufenden Handlung*. Mit *gut-schlecht* oder *kurz-lang* würde das Spiel ebenso gut funktionieren. Eine solche Verwendung wirkt eigentlich für kognitive Linguisten sehr abstrakt. „Eigentlich“ (wunder-

bares Wort!) müssten die Kinder die „eigentliche“ oder wörtliche Bedeutung von *heiß/kalt* metaphorisch in eine Sphäre übertragen, in der sie durchaus keinen Sinn hat. *Heiß* bedeutet „nahe am Ziel“, *kalt* bedeutet „weit vom Ziel“. Es ist aber nicht bekannt, dass kleine Kinder damit signifikante Schwierigkeiten hätten. Sie lernen einfach einen neuen Gebrauch, ein neues „Sprachspiel“ (Wittgenstein) mit dem Adjektivpaar *kalt/heiß*. Die Vorstellung von einer „primären“, wörtlichen und „kognitiven“ Bedeutung solcher Dimensionsadjektive (im Sinne des ominösen *single-property*-Axioms; s. o.) wirkt jedenfalls vor dem Hintergrund solcher Tatsachen ein bisschen weltfremd. Denn ganz offensichtlich gehen Kinder im Erwerb von vornherein davon aus, dass Bedeutungen hoch flexibel sind und sich den Gegebenheiten der Gebrauchsumfelder (und nicht nur den Gegebenheiten des Symbolfeldes) flexibel anpassen.

Wenn man mit diesen Dingen einmal anfängt, dann fällt einem auf, dass es noch mehr Kinderspiele gibt, an denen Adjektive prominent beteiligt sind. Ich werde gar nicht versuchen, diese Beobachtung zu bewerten, sie deutet aber schon ein wenig darauf hin, dass Eltern zu allen Zeiten die Erfahrung gemacht haben, dass ansonsten aufgeweckte Kinder sich mit der praktischen Verarbeitung und Verwendung von Adjektivbedeutungen einigermaßen schwer tun. Spiele haben fast immer einen pädagogischen Hintergrund. Da gibt es noch das Spiel „Alle Vögel fliegen hoch!“. Als Linguist müsste man sagen: In diesem Spiel geht es um Selektion und semantische Kompatibilität zwischen Substantiven/Referenten, Prädikaten/Verben und Adjektiven/Adverbien. Die Aufgabe der Kinder besteht darin, einen (propositionalen) Konstruktionsrahmen so zu variieren, dass ungefähr gilt:

Alle X (für X = sortales Substantiv) fliegen hoch/niedrig

Dabei gilt: Der Initiator wählt ein Substantiv X und die anderen Kinder müssen in die Äußerung einfallen und die Position des prädikativen Adjektivs *hoch/niedrig* spezifizieren. Das prädikative Verb *fliegen* ist konstant. Das nominale Subjekt ist die offene

Variable. Das adverbiale Adjektiv *hoch/niedrig* ist binär zu spezifizieren: entweder oder. Exemplarisch: Wenn der Initiator sagt:

Alle Bienen, Spatzen, Flugzeuge, Bälle... fliegen... (?)

dann müssen die anderen Kinder mit *hoch* einsetzen, wenn der Initiator beginnt mit:

Alle Elefanten, Häuser, Schlangen, Schildkröten... fliegen (?)

dann müssen die anderen Kinder mit *niedrig* einsetzen. Der Witz des Spiels besteht bekanntlich darin, für X Substantive einzusetzen, die referenziell und situativ, intensional und extensional, beide syntagmatischen Kombinatoriken zulassen, was dann zur Spaltung des Publikums und zu allgemeinem Gelächter führt:

Alle Spinner, Mütter, Hüte, Frösche, Kinder, Schuhe fliegen (?)

Dabei geht es „linguistisch“ (und konstruktionsgrammatisch) um die Frage, mit welchen substantivischen X das „Fliegenkönnen“ intensional fest verbunden ist (*Vögel, Bienen, Flugzeuge, Wolken...*), und mit welchen anderen X das „Fliegenkönnen“ extensional verbunden werden kann (*Hüte, Schuhe, Kinder, Taschen, Handys, Zwerge, Äpfel...*). Ontologisch heißt das in der Regel: Diese Objekte können in die Luft „geworfen“ werden, und dann „fliegen“ sie auch, obwohl sie „von sich aus“ nicht fliegen können. Daneben kommt ins Spiel, was wir müden und hilflosen Linguisten wohl *faute de mieux* als Metaphern in unsere Restetonne werfen müssten. Schließlich gibt es ja auch *fliegende Händler*, und ich erinnere mich sehr gut daran, mit welcher Belustigung meine Kinder den ersten *fliegenden Händler* zur Kenntnis genommen haben, der in ihrem Umfeld auftauchte (*Der fliegt doch gar nicht!*). Kurz: Es ist völlig ungeklärt, ob unsere kindlichen Konstruktionen mit „festen“ lexikalischen Bedeutungen beginnen, oder ob Kinder einfach davon ausgehen, dass ein Sprachzeichen zum Sprachspiel und zu der Konstruktion, in der es auftaucht, einen einigermaßen berechenbaren Beitrag leisten muss.

Beobachtungen zum Gebrauch der Farbadjektive

In allen gesichteten Transkripten aus CHILDES ist ein besonderer Umgang mit Farbadjektiven zu beobachten. In der CAROLINE-Datei gibt es (3;3,22) eine Episode, in der Mutter und Kind zusammen mit Farbstiften (und einem – nicht funktionierenden – Zauberstab, der Farben wieder entfernen soll) malen. Gemeinsame Aktivität mit Farbstiften dürfte ein perfektes Lernfeld für Farbwörter sein, weil die Objektklasse „Stifte“ in der koordinierten Aktivität dauerhaft aktualisiert ist und Farbstifte nur per Farbwert unterschieden werden können, perfekte Voraussetzungen also, um die Aufmerksamkeit auf die fragliche Dimension zu lenken und sie dort zu halten. Und auffallenderweise verwendet Caroline im fraglichen Kontext die Farbadjektive ständig wie artikellose Substantive bzw. flexionslose Verben:

blau rot (.) brauch rot // brauch jetzt schwarz (.) jetzt brauch ich schwarz (.) brauch schwarz // aber wart (.) ich (.) lila // da muss man hier erstmal rot (.)? So (.) und dann weiß dann // will ach mit rot machen // ah guck ich (1.) ich mach da blau (5.)? // gib mir ma blau // weg (4.) den orange geht nit darf ich (1.) // das hier geht nich mit (.) orange // ne (1.) nur mit blau // da ha ma mit orange gemacht.

Das überrascht insofern nicht, als der Gebrauch ja rein identifizierend-referenziell ist mit Bezug auf die Stifte und „verbal“ mit Bezug auf das gemeinsame Malen organisiert ist. Die Farbwörter stehen kontextuell gewissermaßen für Aktionsdinge. Der Orientierungsrahmen macht die Farbadjektive zu echten Individuativa. Das belegt, dass die kontextpragmatische Bezugsindividuierung funktioniert, lange bevor die darstellungstechnische (per Artikel, Det.) etabliert ist und erweist letztere als in diesem Sinne „metapragmatisch“ – im Sinne von Silverstein (=explizite Kodierung einer pragmatisch implizit etablierten Kategorie der Bezugnahme).

Im Kern konstellativ ganz ähnlich ist die Episode in COSIMA (3;9,20), in der Mutter und Kind ein Farbenspiel auf die Bühne

bringen, das ungefähr so funktioniert: Mit Bildkarten wird ein Objekt eingeführt, dessen Farbe explizit prädiert wird: *das Feuerwehrauto ist rot*. Das Kind erhält dann die Aufgabe (*was ist noch rot?*), andere rote Objektkarten zu nennen, indem es den Standardnamen der dort abgebildeten Gegenstände spricht. In diesem setting wird die Farbe fokussiert und die sortale Objektklasse dann gewissermaßen vom kognitiven Standbein zum Spielbein erklärt, was die spontane kategoriale Aufmerksamkeit des Kindes umkehrt, weil Farbe normalerweise (oder doch oft) sortal eigentlich irrelevant ist¹ und die Aufmerksamkeit auf die identifizierenden sortalen Kategorien konzentriert ist.

Die uralte Annahme aus der kulturhistorischen Wygotski/Lurija-Tradition, wonach der kognitive Hauptgewinn mühelos verfügbarer sprachlicher Kategorisierungszeichen in der willkürlichen Fokussierbarkeit der Aufmerksamkeit auch in „sekundären“ Sphären besteht, wird somit wenigstens noch einmal in die fachliche Erinnerung gehoben. Saussures Arbitraritätsprinzip gewinnt so eine völlig neue Dimension. Die sprachliche Invariantisierung eines Merkmals erlaubt unter bestimmten Bedingungen dessen kognitive Fokussierung, auch wenn es an sich peripher sein sollte oder ist. Das könnte eine Hauptquelle für den evolutionären Gewinn sprachlicher Kategorisierungen sein.

Die polarisierten Dimensionsadjektive, allen voran *groß/kein, lang/kurz, dick/dünn* etc., sind von jeher das Flaggschiff des Kognitivismus. Alles, was Dimensionalität auszeichnet (Bezug auf die Normaldimension des Nukleus, Dimensionsname, Gradierungsphänomene etc.), lässt sich wunderbar an ihnen demonstrieren, wenn man die Beispiele aus gebildeter Erwachsenenprosa nimmt. Dennoch sprechen alle erkennbaren Fakten des kindlichen Spracherwerbs eine völlig andere Sprache. Seit Stern & Stern (1928) zirkuliert die dissidente Hypothese, gerade die Dimensionsadjektive seien zuerst und in der Hauptsache affektive Sprecherstellungen, und die unbezweifelbare Polarität sei vor allem eine der affektiven Stellungnahme. Es ist nicht

1 Ein *gelber, grüner, roter* Apfel bleibt immer noch ein Apfel, während *weiß* bei Schnee, Schwänen etc. zu den intensionalen Merkmalen gehört.

verwunderlich, dass die seriöse Erwerbsforschung ihre einschlägigen Daten stets mit einiger Reserve präsentiert, wollen sie doch nie so richtig zur akzeptierten Axiomatik passen. Ich beginne mit einer vertrackten Episode aus dem COSIMA-Korpus:

SCHIFAHREN (COSIMA 4;0,10)

RIG: du bist die schwarze Piste gefahren?

CHI: die is(t) so groß!

RIG: war die denn ganz schwarz oder wie?

CHI: ja

CHI: so groß is(t) die.

RIG: ach ja!

CHI: nee, so groß!

RIG: ja?

RIG: und war es denn sehr steil?

CHI: jo [: ja]

RIG: toll!

Der „Beobachter“ dieser Sequenz kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass das Kind weder wirklich den konnotativen Wert von *schwarz* als „schwierig“ dekodiert noch auch *groß* im Sinne kognitiver Dimensionalität verwendet. Stattdessen sieht dieser Passus durchaus so aus, als ob *groß* im kindlichen Gebrauch für den Inbegriff dessen stünde, was normalerweise den Erwachsenen vorbehalten bleibt.

Im Sprachvergleich wird schnell offenbar, dass *schwarz* und seine Äquivalente überdurchschnittlich oft neben dem Farbwert (der einfach „dunkel“ sein kann oder aber objektives „schwarz“) auch evaluativ negative Vorbedeutungen wie „böse, verflucht, von übler Vorbedeutung“ etc. transportiert (*ein schwarzer Tag, schwarze Aussichten* etc., *black spot* für unfallgefährliche Orte, analog im Türkischen etc.). Vor diesem Hintergrund ist es gar nicht mehr so überraschend, dass *schwarz* im Erwachsenengebrauch im kindlichen Echo zu *groß* wird. *groß* ist alles, was eigentlich für das Kind viel zu gefährlich ist! Es wäre womöglich lohnend, einmal den Gebrauch von *groß* in einer umfassenden Serie von Episoden zu untersuchen. Schon auf den ersten Blick

zeigt sich da, dass eine halbwegs verlässliche kognitive Konstante für das Kind da nicht zu haben ist. Wie gesagt: Einmal ist das Kind im Sprachgebrauch der Erwachsenen für irgendeine Handlung *schon zu groß*, im nächsten Moment ist es für eine andere Handlung *noch zu klein*. Offenbar prozessiert die Opposition *groß/klein*, bevor sie zum kognitiven Dimensionsadjektiv wird, in der Hauptsache die Zugänglichkeit oder Unzugänglichkeit von Handlungsoptionen für das Kind. Das heißt aber auch: Die Bezugsstelle für die Opposition ist gar nicht primär das Kind selbst, wenn es als *groß* oder *klein* bezeichnet wird, sondern vielmehr die pragmatische und evaluative Kompetenz des Sprechers. Es scheint durchaus so, als ob man nicht schlecht beraten sei, wenn man den kognitiven Bezug von Dimensionsadjektiven auf den Normalwert des substantivischen Nukleus nicht an den Anfang, sondern erst an das Ende der Erwerbsdynamik stellen würde. Was jedoch von Anfang an als strukturierende Kraft der Dimension präsent ist, das ist die Polarität, aber es handelt sich offenbar auch um eine evaluative Polarität.

Was die grammatische Beschreibung von Adjektiven betrifft, so passt es zu diesem Erwerbsbefund, dass viele Dimensionsadjektive einen affektiv-kognitiven Doppelgebrauch aufweisen. Mit *die armen Bewohner Kölns* kann ich entweder (nach mehr oder minder objektiven Merkmalen aus dem Referenzbereich) eine Untergruppe der Kölner Einwohner bilden oder aber mein Bedauern über alle Bewohner Kölns ausdrücken. Vor allem die „kognitive“ Variante kann mit Bezug auf den Nukleus restriktiv gebraucht werden. In diesem Sinne schreibt Lefèvre (2011) generalisierend: Adjektive in attributiver Funktion „können über die Nominalgruppe hinweg direkten Bezug auf außersprachliche Kontextelemente nehmen, insbesondere auf die subjektive Einstellung des Sprechers“ (Lefèvre 2011: 95). Das *traurige Ereignis* ist hier ebenso zu erinnern wie *die faulen Tage*.

Weder der Blick auf die früh produktiven Attribute der Kindersprache (verankert in einer etablierten *joint-attention*-Sphäre und über diese hinausweisend) noch auch der Blick auf die Evaluativa oder die „unlogischen“ Adjektivattribute bestätigt jedenfalls auch nur ansatzweise das kognitivistische Vor-Urteil,

wonach Adjektivbedeutungen in erster Linie in den Konzepten oder Referenten ihrer nominalen Nuklei verankert sein müssten. Stattdessen dominieren: Verankerung in der Sprecherorigo, im performativen Überschreiten gegebener Referenten, in polarisierbaren Wertungen.

Evaluativa und Bewertung

Die Affinität der Wortart Adjektiv zu evaluativen und bewertenden Kommunikationsakten ist häufig bemerkt, aber nie wirklich genauer beschrieben worden. Wir haben Stern & Stern (1928) einschlägig zitiert, auch Corrigan (2008: 164), die schreibt, *evaluation* sei „primary task“ für manche Adjektive, aber darüber hinaus an vielen weiteren als Komponente beteiligt. Bewerten, Vergleichen, Polarisieren werden stets im Zusammenhang mit Adjektiven als deren Operationen genannt. Brinkmann (1950/51) polarisiert stark zwischen Urteil, Bewertung, Charakteristik als prädikativ basierten Adjektivmerkmalen und den reinen Attributiva, die sich dem Prädikat verweigern (orientierende, deadverbale, Relationsadjektive, deonymische Herkunftsadjektive).²

Zunächst einmal sollte man darauf bestehen, dass Bewertung und Evaluation nicht einfach in die Sphäre des Affektausdrucks zu rechnen sind, es handelt sich definitiv um Operationen im sprachlichen Symbolfeld, die genuine Systemwerte (*valeur*) vertreten. In hohem Maße typisch für den erwachsenen Input sind ganze Kaskaden rhematischer evaluativer Adjektive, die sympraktisch und bewertend an der laufenden Aktion (oder Kooperation) andocken:

RIG: hm@o, (ei)n bisschen schwer?

RIG: das is(t) noch (ei)n bisschen groß, ganz blöde.

2 Brinkmann (1950/51) notiert, dass manche Unterklassen von Adjektiven beinahe von selbst evaluative Werte annehmen, wenn sie in die Prädikatssphäre übertreten, z. B. *eisern, hölzern*. Jugendsprachliche Evaluativa wie *cool, geil, heiß* etc. sind so gut wie immer Adjektive.

RIG: sehr schön dann da

MUT: un(d) hier , das is(t) auch gut für deine +...

Das ist eine Szene aus PAULINE (4;0,3) und auch in dieser Häufung keineswegs selten. *falsch, gut, schön, toll, blöd...* kommen auch bei den Kindern selbst überwiegend als selbständige Äußerungen (Monorheme) vor. Stern & Stern (1928: 254ff) binden auch die Antithetik und Antonymie der Dimensionsadjektive zurück auf den ursprünglich affektiven Gegensatz von Bejahung und Ablehnung, von positiver und negativer Stellungnahme zu Aspekten des laufenden Geschehens. Selbst die der Evaluation eher unverdächtigen quantifizierenden adjektivischen Elemente des einfachen Typs *viel, wenig* unterhalten klare, aber nicht immer eindeutige Beziehungen zur Sphäre der Evaluation. In manchen Zusammenhängen steht *viel* für den positiven und *wenig* für den negativen Pol, in anderen ist es genau umgekehrt. Marschall (2011) zweifelt in seiner Arbeit über „Judikative Adjektive“, ob es wirklich vollkommen „wertfreie“ Adjektive gibt, und er nennt als Kandidaten u. a. Kodierungen geometrischer und sonstiger „objektiver“ Objektmerkmale. Indessen ist es ein Leichtes,³ für seine Beispiele wie *rund, nass, eisern* evaluative Verwendungen zu sammeln: etwas *läuft rund* oder ist eine *runde Sache*, eine *runde Summe*, die *eiserne Lady* gibt sicher auch eine Bewertung, und *nass* mit Bezug auf das Wetter dürfte meist eine unübersehbare evaluative Komponente haben. Marschall (2011) resümiert seine Überlegungen folgendermaßen:

Die Semantik des Adjektivs liegt im Spannungsfeld zwischen den zwei Polen Wahrnehmungskonsens und Urteilsfreiheit. Ein judikatives Adjektiv kann mehr zur einen oder zur anderen Seite tendieren und weist damit ein jeweils spezifisches Verhältnis zwischen subjektivem (d.h. sprecherbezogenem) und objektivem (d.h. auf das Qualifikatum bezogenem) Anteil auf. (Marschall 2011: 113)

3 Auch <leicht, schwer> sind gewiss echte Evaluativa!

„Subjektiv“ heißt hier durchaus nicht ohne einzelsprachlichen Systemwert, sondern „in der Sprache als Sprecherurteil, nicht als Objekteigenschaft, kodiert“ (Marschall 2011: 104). Solche Versuche, die Wortart Adjektiv zu beschreiben, scheinen mir der tatsächlichen Dynamik der frühen Erwerbssituation viel näher zu stehen als die kognitive Fiktion der perzeptiven Objektmerkmale. Die Polarisierung der Adjektive zwischen „Wahrnehmungskonsens“ und „Urteilsfreiheit“ scheint mir darin besonders treffend zu sein, dass sie den Schwerpunkt auch der „objektiven“ Bedeutungskomponente weit eher in der konsensuellen Sphäre (also „zwischen“ den Sprechern) verankert. Wir haben oben zu zeigen versucht, dass es auch mit der vermeintlichen Objektivität etwa der Dimensionsadjektive nicht allzu weit her ist, wenn man ihren tatsächlichen Gebrauch ins Auge fasst. Man könnte eher von einem „gespaltenen Bezug“ der Adjektive sprechen: Mit Bezug auf die referentiell präsentierte Gegenstandswelt wird qua Adjektiv verglichen und mit Bezug auf die Sprecherwelt wird bewertet und eingeordnet. Einer Anregung von Werner & Kaplan (1961) folgend, werde ich annehmen, dass es (vor allem im Feld der attributiv gebrauchten Adjektive) ein dynamisches Kontinuum zwischen sprecherbezogenen „Verortungen“ des Nukleus/Referenten (possessiv, orientational, evaluativ) auf der einen und nukleusbezogenen konsensfähigen Merkmalen auf der anderen Seite gibt. Etwas pathetisch könnte man die Adjektive auch als „semantische Fähre“ zwischen diesen beiden Polen bezeichnen.

Es ist auch schon die kategorientypische *Graduierbarkeit* der adjektivischen Bedeutungen, die auf subjektbasierte und polarisierte Auswertungskontinua verweist. Mehr-oder-weniger-Gradierung ist relativ zu individueller Einschätzung, der es danach verlangt, von anderen Sprechern bestätigt zu werden. Echte Gegenstandsmerkmale wie *rund* (mit den o. g. Einschränkungen) oder *weiß* (dito) können wir uns, wenn wir probeweise „kognitiv“ denken, nur absolut vorstellen. Das Merkmal liegt entweder vor oder es liegt nicht vor. Nichts kann mehr oder weniger *rund* oder mehr oder weniger *weiß* sein. Und auch für die echten Dimensionsadjektive gilt, wie alle Grammatiker wissen, dass Vergleich nur innerhalb der gleichen Bezugssphäre

zulässig ist. *Maria ist schöner/größer als die Alpen* geht nicht, wie-wohl die zugrunde liegenden prädikativen Sätze beide gehen. In den Grammatiken steht dieser Befund dann für die Unterscheidung zwischen dimensional-relativen (*groß/klein*) und absoluten (*tot/lebendig, ledig/verheiratet*) Adjektiven. Dass *weich/hart* recht unterschiedlich veranschlagt werden will, je nachdem, ob wir von einer Matratze, einer Avocado, einer Formulierung oder einem Charakter sprechen, führt unmittelbar in die evaluative Sphäre. Allein die Beschränkung des gradierenden Vergleichs auf die nämliche Referenz- oder Konzeptosphäre heftet die adjektivischen Bedeutungen an die Gegenstandssphäre. Dass trans-sortaler Vergleich unzulässig ist, verbindet die primitiven Dimensionsadjektive provisorisch mit der kognitiven Sphäre der Gegenstandsmerkmale. Sortale Grenzen dürfen nicht überschritten werden. Operativ haften jedoch sowohl die Prozeduren des Unterscheidens als auch die Prozeduren des Bewertens zunächst in der Sprechersphäre und nicht in den Referenzobjekten.

Ich habe zur Veranschaulichung der evaluativen Funktion von Adjektiven in der sprachlichen Kommunikation in der Hauptsache Daten und Fakten aus dem kindlichen Spracherwerb verwendet, weil wertende Stellungnahmen dort kaum zu übersehen und vergleichsweise dominant sind. Aber auch in der Erwachsenenkommunikation ist die Dimension der Evaluation und Bewertung kaum zu überschätzen. Sprachtheoretisch kann man argumentieren, dass es so gut wie unmöglich ist, über irgendetwas zu sprechen (oder zu schreiben), ohne das Besprochene dabei auch zu bewerten und zu beurteilen. Bestimmte Textsorten werden eigens so formuliert, dass sie möglichst wenig explizite oder implizite Bewertung des Besprochenen beinhalten. Wissenschaftliche Abhandlungen stehen in diesem Rufe (allerdings keineswegs immer zu recht!). Dass jeweils eigene Vorkehrungen getroffen werden müssen, um Bewertung zu vermeiden, unterstreicht eigentlich, dass sie normalerweise „immer dabei“ ist. Vor diesem Hintergrund ist die besondere Affinität der Wortklasse Adjektiv zur Sphäre der Bewertung interessant. Was andere inhaltliche Hauptwortarten (Substantive und Verben) gewissermaßen nebenberuflich miterledigen, das wird bei den Adjektiven

vielfach manifester und expliziter Hauptberuf. Marschall (2018) hat ein „Korpus judikativer Adjektive“ erstellt und versucht, den Bewertungs- und Beschreibungsgehalt von Adjektiven numerisch zu erfassen. Außerdem will er die Frage beantworten, ob wir den vielfach bewertenden Charakter adjektivischer Bedeutungen diesen selbst, ihren lexikalischen Werten, zurechnen sollen, oder aber den mit ihrer Hilfe realisierten Sprechhandlungen und Sprecherintentionen. Beide Fragen scheinen mir nicht wirklich beantwortbar zu sein. Wenn „Modifikation“ oder „Spezifikation“ die kategoriale Bedeutung der Wortart Adjektiv ist, dann müssen wir damit rechnen, dass sich feste lexikalische Bedeutungen, die man von der fallweisen Modifikationsbeziehung streng abheben kann, kaum bilden können. Und Sprecherintentionen sind schon insofern luftige Gebilde (*luftig* ist hier ein evaluatives Adjektiv!), als wir sie weniger „haben“ als vielmehr von anderen zugerechnet bekommen.

Der Kognitivismus als Falle

Es gibt bei den avancierten Untersuchungen zum Gebrauch und Erwerb von Adjektiven eine Art kognitiven Goldstandard. Nicht nur (wie bereits erwähnt) in der experimentellen Praxis, sondern auch in der theoretischen Modellierung geht man allgemein davon aus, dass

- [a] Adjektive Eigenschaften und Merkmale ihrer Bezugssubstantive (bzw. von deren Referenten) kodieren;
- [b] prototypische Adjektive sich (in der Tradition von Dixon 1977) bevorzugt auf die Merkmalsbereiche Dimension (*groß/klein, lang/kurz, dick/dünn* etc.), physikalische Eigenschaft (*hart/weich, schwer/leicht, glatt/rau* etc.) und Farbe (*weiß/schwarz, rot, grün, blau* etc.) beziehen, während in Sprachen mit großer offener Wortklasse Adjektiv auch noch menschliche Eigenschaften (*froh/traurig, schlau/dumm, glücklich/unglücklich, sauer* etc.), Alter (*alt/jung, alt/neu*), Evaluativa (*gut/böse, schön/hässlich, toll, prima, doof* etc.) und gebebe-

nenfalls eher „adverbiale“ wie *schnell/langsam, heftig* etc. hinzukommen.

- [c] Adjektive hinsichtlich der kodierten Merkmale zwischen den eher zeitstabilen Substantiven und den eher zeitinstabilen Verben anzusiedeln sind (in der Tradition von Givon) und dass ihr nominativ-attributiver Gebrauch eher stärker zeitstabile, ihr prädikativer Gebrauch eher weniger zeitstabile Merkmale kodiert. In diesem Sinne sei ein *kranker Mann* eher dispositionell krank, während *der Mann ist krank* eher punktuell und augenblicklich bezogen sei (Saylor 2000).

In den vorangegangenen Abschnitten ist bereits einiges zusammengetragen worden, was diese kognitivistischen Annahmen relativiert. Terminologisch kann man diese Annahmen bündeln und zusammenfassen als *single-property-Axiom*. Das besagt ungefähr: Im Unterschied zu Substantiven, die kognitiv (intensional) als Merkmalsbündel operieren (und daher typischerweise hoch identifikatorisch sind), stehen Adjektive für einzelne, isolierbare kognitive Merkmale. Zum Beispiel: Das Substantiv *Vogel* steht für ein Merkmalsbündel, zu dem eine bestimmte Gestalt, Flügel/Flugfähigkeit, Federkleid, Schnabel etc. (jedenfalls eine Fülle von im Ensemble identifizierenden Merkmalen) gehören. Ein Farbadjektiv wie *weiß* dagegen steht für ein einzelnes Merkmal, das an vollkommen verschiedenen Objekten (Schnee, Schwäne, Wände, Wolken, Laken, Kleidungsstücke...) gefunden werden kann, aber keines davon identifiziert.

Im Blick auf die skizzierten Befunde der Spracherwerbsforschung versuche ich die Dinge jetzt zu bündeln:

- [ad a] Dieses Axiom verdankt sich einer spezifischen, „restriktiven“ Verwendung attributiver Adjektive in referenziellen Unterscheidungshandlungen vom Typus *ich nehme das WEIßE (Hemd)!*, bei denen zugleich auch die prädikative Relation über den gewählten Referenten gilt (*das Hemd ist weiß*). In solchen „guten“ Zusammenhängen sondert das attributive Adjektiv aus der Menge möglicher Referenten des Nukleus ein (durch ein inhärentes Merkmal bestimmtes) Exemplar aus.

In einem ersten Schritt wäre zu spezifizieren: Das kognitivistische Axiom [a] gilt in der skizzierten Form (wenn es gilt!) für den topologisch mittleren Bereich der prototypischen Adjektivlexeme (Dimension, physische Eigenschaften, Farbe). Für den referenzspezifizierenden linken Rand der „Formadjektive“ und der „orientierenden“ Attribute gilt es *prima facie* nicht, ebenso wenig für den rechten, einordnenden und konzeptmodifizierenden Rand – schon darum nicht, weil die dort lokalisierten Attribute in aller Regel nicht vom Nukleus prädiziert werden können. Aber auch darum, weil „orientierende“ und Formadjektive eben *nicht* auf kognitive Bezüge zum Nukleus abheben, sondern auf Origobezüge zum Sprecher.

Für die attributiven „Formadjektive“ des Typs *ander-, neu-, viel-, ganz-, gleich-* etc. gilt in der Regel, dass sie sich auf eine in der geteilten Aufmerksamkeit bereits aktivierte Bezugssphäre orientieren und die Aufmerksamkeit gewissermaßen pragmatisch über den gegebenen Referenten hinaus lenken. An kognitiven Eigenschaften des Referenten docken sie nicht an, sie sind eigentlich pragmatische Operatoren. Zwischen 2;5 und 4;0 tauchen diese „formalen“ Attributiva sowohl mit als auch ohne expliziten Nukleus auf:

nich(t) alle // das ganze // die an(d)er(e)n wollen das nich(t) // der an(d)ern macht da hin // aber nur wenige // nur nich(t) die viele

All das sind nukleuslose einschlägige Belege von COSIMA aus dem fraglichen Zeitraum. Es folgen Belege mit Nukleus:

neue Puppe habe(n) // neue (Ka)ssette // (ei)n bisschen Aua // alle Kinder // noch (ei)n andres Bild // mit ganz s(ch)ön vielen Fischen...

Wenn der Nukleus nicht realisiert ist, dann kann das Adjektivattribut automatisch als rhematisch gelten, ist er realisiert, sind die rhematischen Verhältnisse offen. Eine besondere Rolle spielt bei COSIMA das Possessivpronomen, das schon mit 2;6,10 mit 15 verschiedenen Nuklei gebraucht wird (neben einigen nukleus-

losen Verwendungen), und zwar durchweg mit den „richtigen“ Genusformen *mein* und *meine* (nicht jedoch mit Kasusformen). Wie angesichts des hoch affektiven Charakters der Zuordnung zur eigenen Person zu erwarten, sind die frühen Verwendungen von *mein* vielfach rhematisch, sie sind aber auch die ersten, in denen die Zuordnungsoperation derhematisiert, gewissermaßen in den Hintergrund gerückt werden kann. Der bereits bei Stern & Stern (1928) und Werner & Kaplan (1963) angedeutete Zusammenhang zwischen Affektivitätsverlust, Derhematisierung und Einbindung in eine syntaktische Konstruktion wird zuerst bei den Possessivpronomina greifbar.

Die Punkte [b] und [c] nehme ich dann im nächsten Kapitel (Nr. 10) erneut auf. Wir haben in diesem Kapitel den evaluativen Gehalt der Adjektive hauptsächlich im Blick auf den kindlichen Spracherwerb betrachtet. Zum sprachtheoretischen Gesamtbild gehört indessen mehr. Vor allem müssen wir der Tatsache Rechnung tragen, dass evaluative Gehalte zu beinahe allen sprachlichen Ausdrücken gehören, und zwar nicht als subjektive Zutat, als Affektausdruck etc., sondern als Teil ihres harten semantischen Kerns. Eine Sprache verwenden heißt immer auch: ein kulturell etabliertes Bewertungssystem für (noetische) Erfahrungen, Ereignisse, Gegenstände zu betätigen. Auch das wird vom durchweg kognitiven Zeitgeist in der Regel nicht zur Kenntnis genommen. Ich beginne mit einem ausführlichen Zitat des US-Sprachphilosophen Kenneth Burke:

Speech takes its shape from the fact that it is used by people acting together. It is an adjunct of action – and thus naturally contains the elements of exhortation and threat which guide and stimulate action. It thus tends naturally toward the use of implicit moral weightings, as the names for things and operations smuggle in connotations of *good* and *bad*, a noun tending to carry with it a kind of invisible adjective, and a verb an invisible adverb. Our attempts at impersonality, as Bentham noted, are generally made by the use of question-begging words, which are impersonal only insofar as speaker and auditor share the same interests. (Burke 1965: 191f)

Mit anderen Worten: Bewertung ist nicht die exklusive Funktion der Wortart Adjektiv. Vielmehr sind implizite evaluative Gehalte die Regel auch für andere Wortarten, und Adjektive dienen dazu, diese impliziten Gehalte zu explizieren, zu verändern, zu modifizieren, teilweise auch: sie aufzuheben oder zu relativieren. Damit eine sprachliche Äußerung „wertfrei“ erscheint, muss sie auf Ausdrücke zurückgreifen, die in der eigenen *community* als neutral, als allgemein akzeptiert gelten. Konnotative Neutralisierung sprachlicher Ausdrücke ist ein gradueller Prozess. Und von dieser Warte besehen ist der *drift* adjektivischer Bedeutungen von der Sprecherevaluation hin zu einfachen Merkmalen des bezeichneten Objekts so etwas wie eine institutionalisierte Objektivierung und Neutralisierung. Im Ergebnis changieren Adjektive semantisch zwischen der Grundierung im bewertenden Sprecherurteil und der Fundierung in Gegenstandsmerkmalen. Das ist sicherlich auch ein Fazit aus den Überlegungen von Marschall (2011, 2018). Zu dieser Diagnose passen auch die sekundären, aus anderen Wortklassen abgeleiteten Adjektive, die oftmals zwischen „kognitivem“ Sachbezug und „evaluativem“ Sprecherbezug schwanken. Relationsadjektive beispielsweise bewegen sich gewissermaßen in Gegenrichtung zu den primären Adjektiven von der relationalen Zuordnung zum fundierenden (substantivischen) Konzept hin zur (meist durch den prädikativen Gebrauch vermittelten) evaluativ fundierten sekundären Lesart als reguläre, charakterisierende Adjektive.

| Kapitel 10

Das attributive Adjektiv im Spracherwerb

Inhalt: Der Kognitivismus als Falle (Fortsetzung); das attributive Adjektiv im Spracherwerb und in der distinktiven Referenzialisierung; ich nehme den roten vs. dieses schöne Grundstück bieten wir Ihnen an.

Exkurs: Der Kognitivismus als Falle (Fortsetzung)

Wir nehmen die Diskussion aus Kapitel 9 hier wieder auf:

[Ad b] Betrachten wir nun die prototypisch lexikalischen Adjektive in attributiver Position. Ein guter Kandidat ist hier *klein*, weil es in der Kinderstube nicht allein hochfrequent vorkommt, sondern auch schon früh in sehr unterschiedlichen konstruktionalen Zusammenhängen. Zu erinnern ist, dass schon die Sterns (Stern & Stern 1928) auf den evaluativen Nebensinn der Antonymie von *klein* und *groß* hingewiesen haben (wie in Kap. 9 ausführlich besprochen). Zu den hochfrequenten Fallgruppen gehört einmal die namensähnliche Kombination mit festem Nukleus (*die kleine Mickey Maus, der kleine Bär, der kleine Tiger, das kleine Löwenbaby*). In dieser Konstruktion trifft man das Adjektiv nie ohne Nukleus und es wird auch nicht allein als Nennform verwendet. Wie das hingegen in der zweiten Fallgruppe die Regel ist, bei der das meist nukleuslose Attributiv (*die kleinen* vs. *die großen*) zwei Gruppen einer in der geteilten Aufmerksamkeit/Aktion aktiven Referentengruppe unterscheidet:

[10] PAULINE (4;0,3)

CHI: *darf ich die ganzen nehmen?*

CHI: *ich hab nur kleine*

ROB: *du hast noch größere*

Hier ordnet sich das lexikalische Adjektiv ohne weiteres in die Logik der „orientierenden“ und formalen Adjektive ein, die gegebene Referentenbezüge erweitern und ordnen. Wollten wir hier von kommunikativen Operationen sprechen, dann ginge es um die Operation des Unterscheidens. Das nukleuslose attributive Adjektiv orientiert die Aufmerksamkeit gewissermaßen nach der Determinationsseite der Substantivgruppe. Ebenso wie man (mit begleitender Zeigehandlung) sagen kann: *Wollen Sie DIE oder DIE?* Kann man auch sagen: *Wollen Sie die kleinen oder die größeren?* Von hier aus entwickelt sich dann die Kombination von *klein* mit diesbezüglich kollokativ neutralen Nuklei (*hier wär so (ei)n kleines Törchen, das kleine Unterhemd*, PAULINE 5;0,1).

[Ad c] Es versteht sich, dass die Unterscheidung von „mehr oder weniger zeitstabil“ erst auf der Grundlage halbwegs sortenreiner syntaktisch-konstruktionaler Feldlogiken sinnvoll getroffen werden kann. Es versteht sich ebenfalls, dass die überwiegend origobezogenen „formalen“ Adjektive, wiewohl überwiegend auf den attributiven Gebrauch beschränkt, gerade *keine* zeitstabilen Merkmale ihrer Bezugsubstantive kodieren, sondern deren höchst unbeständigen (und origo-differenten) Status im dynamischen System der geteilten Aufmerksamkeit. *der eine, andere, neue, untere...* kodieren weder Objekt- noch Konzeptmerkmale. Das dürfte unstrittig sein. Bei den Evaluativa wie *schön, gut* haben wir zwar im Erwachsenengebrauch eine Art kognitiver Rechtfertigungspflicht (*was findest du denn daran schön?*), die aber von Kindern kaum eingefordert werden kann. Zudem dürfte es sich eher um eine konversationelle Pflicht handeln, eine Art *account*-Pflicht, die uns für unsere Wert- und Geschmacksurteile Rationalisierungen abverlangt. Dass sie zwischen wahrgenommenen Objekteigenschaften und wertenden Stellungnahmen *vermitteln*, wäre vielleicht eine konsensfähige Formulierung. Aber jeder

Geschmacksstreit belegt, dass von mehr oder weniger zeitstabilen Eigenschaften auch hier kaum die Rede sein kann.

Und was schließlich die für (kognitiv und lexikalisch) prototypisch geltenden Dimensionsadjektive betrifft (markiert durch Antonymie und Skalarität), so spricht auch deren multiple „Relativität“¹ eigentlich dafür, dass sie im Kern von „Stellungnahmen“ des Sprechers geprägt bleiben, auch wenn sie sich semantisch auf mehr oder minder zeitstabile Objektmerkmale zu bewegen. Ob ein Weg als *lang* oder *kurz* bezeichnet wird, dürfte stärker von der Erwartungsnorm der Sprecher beeinflusst sein als von der realen Kilometerzahl, und jedes Kind macht wohl – wie gesagt – täglich Erfahrungen des Typs, dass es Wege, die von den Erwachsenen als *kurz* angekündigt werden, ziemlich *lang* findet. Auch bei anderen Objekten dürfte es anfänglich eher um Kollokationen und Emotionen gehen als um objektive Merkmale, wie der folgende Austausch zeigt:

[11] *Hunde* (PAULINE 2;9,18)

RIG: *da vorn sind kleine Hundchen, hast du die schon gesehen?*

CHI: *nee, das sin(d) trosse [: große}*

RIG: *und da sind auch kleine jetzt*

CHI: *hm@o*

RIG: *ja, hab ich gesehen, so kleine*

Was den argumentativen Status der Zeitstabilität betrifft, kommt noch die folgende Komplikation hinzu: In aller Regel bleibt unklar, ob mit dem Verweis auf die mehr oder minder ausgeprägte Zeitstabilität im Gebrauch von Adjektiven auf ein Konzept- oder auf ein Referentenmerkmal Bezug genommen wird. Bei Saylor (2000) z. B. wird deutlich, dass „zeitstabil“ einerseits gebraucht wird, wenn von einem Adjektiv die Rede ist, das ein zur Intension des sortalen Substantivkonzepts gehöriges Merkmal bezeichnet (also z. B. *rund* für die Substantivlexeme *Ball*, *Kreis*), aber auch bei empirisch dauerhaften Referentenmerkmalen. Was zum Ausdruck kommt in der These, bei Farbadjektiven

1 Wie man in der Tradition von Erdmann (1924) und Leisi (1975) sagt.

kodiere die prädikative Verwendungsweise (ausnahmsweise) zeitstabilere Merkmale als die attributive (Saylor 2000: 106). Ob diese Generalisierung hält, ist angesichts der buntscheckigen Verhältnisse im Gebrauch von Farbadjektiven allerdings fraglich. Weiterhin ist die kollokative Verbindung zwischen Adjektiven und sortalen Nuklei, die deren Bedeutung intensional enthalten, natürlich möglich, aber prädikativ womöglich noch „markierter“ als attributiv: *der Ball ist rund* vs. *weißer Schnee*.

Betrachten wir eine kanonische Formulierung des Deutungsmusters „Zeitstabilität“ für Adjektive:

The least time-stable percepts, events, and actions, which involve rapid change in the universe, are lexicalized as verbs, which by and large characterize changes from one steady state to another. While percepts of intermediate time-stability, that is, those which depict states of varying degree of intermediate duration, lexicalize as adjectives. (Givon 1979: 322)

Hier ist das Merkmal „Zeitstabilität“ klar und eindeutig ontologisch verankert. Und anders geht es wohl auch nicht. Denn Konzepte stehen aus kognitiver Sicht immer für irgendeinen Typus von Invarianz (oder genauer: für eine Invariantisierungsoperation). Das heißt, recht eigentlich kann bei den (sprachlichen und sonstigen) Konzepten von mehr oder weniger zeitstabil nicht (oder nur in übertragenem Sinne) die Rede sein. Konzepte sind qua Zeichen notwendig zeitstabil, d.h. den von Saussure her bekannten Paradoxien von Konstanz und Wandel unterworfen. Jedenfalls wenn man sie auf ihren Systemwert in der *langue* (im Sprachsystem) befragt. Befragt man sie freilich auf ihren praktischen Funktionswert in der Kommunikation und in der Redekette, so „vertragen“ sie viel mehr Varianz.

Noch einen weiteren Gesichtspunkt gibt es, unter dem die zeittypische Beschränkung auf kognitive Gesichtspunkte im Erwerb und Gebrauch von Adjektiven nicht ganz unproblematisch ist. Wie oben (Kap. 9) bereits angedeutet, zieht sich die Dimension der Evaluation und Bewertung durch den gesamten „inhaltlichen“ Wortschatz. Besonders an der Wortart Adjektiv ist ledig-

lich der Umstand, dass sehr viele Adjektive in ihrer Verwendung Bewertung explizit machen, was, kommunikativ betrachtet, stets bedeutet, dass sie Evaluation nicht bloß kodieren, sondern darauf angelegt sind, sie zu teilen, sie bestätigt zu bekommen (oder eben nicht). Evaluative Adjektive stehen, so gesehen, nicht primär für individuelle Kognitionen, sie sind vielmehr direkt verbunden mit der sozial-konversationellen Dimension der *geteilten* Bewertung. Für einen solchermaßen interaktiv-konversationellen Blick auf Verwendung und Erwerb von Adjektiven gibt es allerdings kaum Beispiele, weshalb ich mich hier weitgehend auf das kognitive Feld beschränke.

So lange wir uns freilich im Umkreis des kindlichen Erstspracherwerbs bewegen, dürfen wir niemals vergessen, dass *unsere* Vorstellungen vom Funktionieren der Sprache entscheidend geprägt sind durch Schrift und Literalität. Alles, was durch ein und dieselbe Abfolge von Buchstaben/Graphemen repräsentiert wird, suggeriert eben dadurch, dass es so etwas wie eine einheitliche lexikalische Bedeutung hat. Das Kind, das sprechen lernt, hat hingegen nicht die geringste Vorstellung von solchen schriftinduzierten Denkmodellen. Wie in primär oralen Kulturen bearbeitet es die Beziehbarkeiten zwischen dem Gesprochenen und der Wahrnehmungssituation. Was ein „Wort“ ist, das man aus der Redekette herauslösen und für sich betrachten (und auf seine lexikalische „Bedeutung“ befragen) kann, lernt es erst, wenn es schreiben lernt. Es lebt durchaus nicht in der gleichen Welt wie die schriftsozialisierten Psychologen und Linguisten, von denen es beobachtet wird. Was wir hier als „Missverständnisse“ im Adjektiverwerb beschreiben (und beschrieben haben), das hängt auch zusammen mit den ausgeprägten kognitiven Differenzen zwischen der primär oralen Welt des Kleinkindes und der primär literalen Welt des beobachtenden Wissenschaftlers zusammen. Scheerer (1993), der die psychologischen Differenzen zwischen primär oralen und literalen Perspektiven systematisch expliziert, fasst die orale und interaktive Perspektive der Kinder zusammen in der Formel: Die Semantik des Sprechens sei durchweg vom situativen und pragmatischen Kontext bestimmt: „Die Verifikation sucht man nicht in der Übereinstimmung mit den Dingen,

sondern in der konsensuellen Ratifikation“ (Scheerer 1993: 21). Der „Weg“ der Adjektivbedeutungen von der affektiven Ko-Evaluation zum kognitiven Gegenstandsmerkmal ist zugleich auch der Weg von einer oralen zu einer literalen Kultur.

Distinktive Referenzialisierung im Spracherwerb

Aber noch einmal zurück zu den (attributiven) Adjektiven im Spracherwerb. Wenden wir uns der Nominalphrase und ihrer Erwerbsarchitektur zu (im Folgenden stütze ich mich auf Knobloch & Krüger 2015). Sozial-pragmatisch dient sie der Versprachlichung von Referenz in aufmerksamkeitskoordinierten Szenen. Gleich, ob sie Bezüge pronominal oder sortal versprachlicht, durch die empirisch-synattentionale (= Aufmerksamkeit koordinierende) Architektur der frühen Kommunikation mit Kindern ist sie in den frühen Erwerbsphasen dominant deiktisch organisiert (was *zunächst* nur bedeutet, dass die Konnektivität der Sprachzeichen in die konkrete Verwendungsszene führt und nicht primär in die Ebene der syntaktischen Verkettung). Kognitiv werden durch Nominalphrasen Referenten aus den komplex dynamischen Bezügen der aktionalen Szene ausgegliedert. Referenten in diesem Sinne sind lokal verfügbare Bezugsgrößen, die sich über verschiedene Szenen gleich bleiben, sie können rein deiktisch, durch zeigende Prozeduren ausgegliedert werden oder sortal oder durch eine Kombination beider Prozeduren, die ihrerseits szenisch bündig werden kann oder nicht, letzteres dann, wenn auf „Abwesendes“ referiert wird, das ein Sprecher so in die Szene einführt. Da Referenten sowohl indexikalisch adressiert als auch durch ihre relativ zeitstabilen Merkmale konzeptualisiert werden können, begegnen sich in der Ebene der referierenden Sprachmittel Indizes (z. B. Artikelwörter, Demonstrativa, Possessivpronomina), Eigennamen und sortale Konzepte. Da die kognitiven Wege und Verbindungen sowohl von den Sprachzeichen zu ihren Referenten als auch umgekehrt von den Referenten zu deren Repräsentation laufen müssen, tut man gut daran, zwei komplementäre Prozesse anzusetzen:

- [a] die sprachliche Identifikation und Konzeptualisierung außersprachlicher Referenten und
- [b] die Referenzialisierung einzelsprachlicher sortaler (und sonstiger) Konzepte.

Situationsbündige Indizes (*das, da* etc.) sind wohl die einfachsten Versprachlichungen von Referenz und bilden eine Art Untergrenze der Nominalphrase (wenn man von implikativer Referenzialisierung etwa „Zeigegeste + *haben*“ absieht: wenn ein Kind *Haben!* plus Zeigegeste äußert, muss der Angesprochene entscheiden, worauf sich der Wunsch richtet). Am anderen Ende des Kontinuums finden wir dagegen die späten und sehr komplexen Formate der ausgebauten Nominalphrase mit „linken“ und „rechten“ Attributen. Ausgebaute Nominalphrasen sind typisch schriftlich, „literat“ und sozial-pragmatisch wie kognitiv darum voraussetzungsreich, weil sie (neben der Beherrschung der syntaktischen Konstruktionen) reflektierte Perspektivität beim Sprecher voraussetzen: Der muss fallweise kalkulieren, was der Hörer schon weiß und welche Informationen er noch benötigt, um das jeweils Gemeinte identifizieren und konzeptualisieren zu können. Anders gesagt: Der Sprecher benötigt das, was die Psychologen als eine *theory of mind* bezeichnen. Er muss wissen, was der andere wissen kann (und was nicht).

Zwei Einschränkungen gibt es gegenüber diesem sehr „kognitiven“ Verständnis von Referenz:

- [a] Der Ausdruck Referenz steht einmal für den Inbegriff des singular-identifizierenden Sach- und Weltbezugs der sprachlichen Kommunikation, gleichzeitig meint Referenz aber immer auch die bloß textuelle Identität eines wiederholten bzw. wiederholbaren Bezugs. Mittels Referenz wird alles adressierbar, was in der aktuellen Aufmerksamkeitsspanne liegt. Und der laufenden Aufmerksamkeit liegen Bezüge besonders nahe, die sie gerade erst selbst symbolisch erzeugt hat. All das verwandelt den (vermeintlichen) Welt- und Wirklichkeitsbezug des Sprechens in Referenzakten kleinschrittig in Selbstbezug und Reflexivität sprachlicher Praktiken.

[b] Was wir betrachten, ist bisher nur die dem Symbolfeld abgewandte und kognitive Seite der Nominalphrase, und zum Erwerb und Aufbau der einschlägigen Konstruktionsoptionen gehört zwingend der Umstand, dass Nominalphrasen als „Partizipanten“ von Szenen bzw. versprachlichten Prädikaten auch eine dem Symbolfeld zugewandte Seite aufweisen. Zu dieser letzteren Seite gehören syntaktische Relatoren (Kasus, Adposition, Konstituentenfolge), durch welche ein Referent als Partizipant einer sprachlich geordneten Szene oder Konstellation eingeordnet wird. Dem Symbolfeld zugewandt sind in diesem Sinne also die syntaktischen Relatoren, die aus dem prototypisch asyntaktischen und nicht-relationalen substantivischen Ausdruck Partizipanten von Sätzen machen, dann aber auch die binnensyntaktischen Schemata der Nominalphrase, die aus einem bloßen Referenzindex ein geordnetes Ensemble von Anweisungen zur Konstruktion komplexer Referenzeinheiten machen, also pränukeare *slots* für Determinatoren, Quantoren, attributive Adjektive, Bestimmungswörter, Possessorphrasen und postnukeare für Genitivattribute, präpositionale Attribute, Relativ- und andere Attributsätze.

Auf den ersten Blick hat es durchaus den Anschein, dass die Binnenstrukturen der Nominalphrase (im Vergleich zur VP) strikt kategorial und ergo auf sehr abstraktem syntaktischem Niveau geordnet seien: Fast alle Optionen stehen für fast alle Unterklassen von substantivischen Nuklei zur Verfügung, wenn man von funktional bedingten Einschränkungen wie der begrenzten attributiven Valenz von pronominalen Kernen und Eigennamen absieht (hierzu Kaznelson 1974: 201ff), die für per se situationsbündige Referenten stehen und daher nur begrenzt attributiv „aktualisiert“ werden können bzw. müssen. Nach ihrer Außensyntax (als Partizipanten also) sind Nominalphrasen erkennbar vielgestaltig und stärker kombinatorisch beschränkt: Ereignisnomina wie *Krieg*, *Unwetter*, *Konzert* verbinden sich gerne mit Prädikaten, die ihre zeitliche und räumliche Erstreckung angeben (wie *beginnen*, *dauern*, *enden*), mit anderen ungerne. Zähl- und

Messnomina zeigen Wahlverwandtschaft mit Stoffsubstantiven, deprädikative Nuklei ziehen Attribute an, die auf Argumente ihres prädikativen Kerns verweisen etc.

Was wiederum die Erwerbsdynamik betrifft, so scheint einfache deiktische Referenz für Kinder sowohl sehr einfach und quasi gegeben mit der Fähigkeit, einen gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus festzuhalten, als auch relativ kompliziert, was ihre Perspektivität und die Verrechnung von Origoverschiebungen qua Versprachlichung betrifft (Überblick bei Tomasello 2003: 199–213). Die Befunde zum frühen Gebrauch von Artikelwörtern und anderen determinierenden Elementen sind unübersichtlich. Sie legen den Schluss nahe, dass mehr als nur ein Weg in die Beherrschung dieses Systems hineinführt, dass Kinder recht lange nicht zwischen vorerwähnten und anderweitig „verfügbaren“ Bezügen unterscheiden etc. (vorbildlich nach wie vor Karmiloff-Smith 1979). Die Opposition zwischen bestimmtem und unbestimmtem Artikel steht anfänglich für Nomination vs. deiktische Referenz (für eine andere Position vgl. Bittner 1998). Zudem sind viele allgemein-kognitive Details zu berücksichtigen. Z. B. unterscheiden Kinder in bestimmten Domänen (Personen) sprachlich zuerst zwischen Individuen, in anderen Domänen (Dinge) unterscheiden sie sprachlich gar nicht zwischen Individuen und lernen nur die (grundierungsbedürftigen; s. u.) sortalen Bezeichnungen. In situ beruht die Referenzialisierung von Indizes sehr stark auf der aktiven „Mitarbeit“ der Rezipienten, so dass die unvollkommene Beherrschung (bzw. Verwendung) der einschlägigen Symbolfeldmechanismen weder bei Kindern noch auch bei Erwachsenen sonderlich auffällt, zumal sich die gesprochene Sprache diesbezüglich stark von der geschriebenen unterscheidet, auf der die meisten Beschreibungen des Systems bis heute beruhen. Ohne ausgeklügelte Experimente lässt sich über die allmähliche Funktionsdifferenzierung von Artikel- und DET-Funktionen wenig Bestimmtes sagen. Karmiloff-Smith (1979: 47) dürfte mit der folgenden Reihung, die das Ergebnis ihrer langjährigen Beobachtungen und Experimente bildet, immer noch weitgehend richtig liegen: deiktisch-referenziell > exophorisch-referenziell > nichtspezifisch-referenziell > anapho-

risch-referenziell > generisch-referenziell. Wobei gilt, dass bei weitem nicht alle Gebrauchskontexte die Unterscheidung dieser Funktionen verlangen oder auch nur ermöglichen.

Dennoch kann die Erwerboperspektive die fachliche Aufmerksamkeit auf diejenigen elementaren Prozeduren lenken, welche zugleich der Organisation und Sicherung geteilter Referenzbezüge dienen und (als binnensyntaktische) das Symbolfeld der Nominalphrase aufbauen. Was Langacker (2008: 272ff) als „grounding strategies“ bezeichnet, das steht zweifellos auch in der Tradition früherer Modellgedanken (etwa bei Charles Bally), in denen die Notwendigkeit der „Aktualisierung“ abstrakter sprachlicher Systembedeutungen in der Rede unterstellt wurde. Hier fehlt der Raum, Einzelheiten zu diskutieren, darum bedienen wir uns einfach der Definition und der Terminologie Langackers (2008). Nach dieser sind Artikelwörter, Demonstrativa, Quantoren selbst formale und schematische Substantive, die im adjektivischen Gebrauch ihre Kernsubstantive bzw. deren Referenten in der lokal geteilten Diskurswelt „grundieren“ oder verankern. Dass sie substantivisch wie adjektivisch gebraucht werden können, ist durchaus systemisch und setzt sich im (extrem häufigen) nukleuslosen Gebrauch der vor allem formalen attributiven Adjektive (<mein-, ander-, neu-, ganz- etc.>) fort. Funktional unterstellt dieser nukleuslose Gebrauch nur, dass die jeweilige Bezugssphäre sortal oder referenziell in der geteilten Aufmerksamkeit gegeben ist. Ein Dialog wie der bereits oben zitierte:

[1] PAULINE (4;0,3)

CHI: darf ich die ganzen nehmen?

CHI: ich hab nur kleine

ROB: du hast noch größere

zeigt die „Äquivalenz“ zwischen sortalem Nukleus und gegebenem Thema sowie den referenzialisierenden Charakter der Flexion attributiver Adjektive. Die Abfolge der drei syntaktischen slots für DET – ATTRIB – NUK wird offenbar so angeeignet, dass zunächst auch jede Position ohne die jeweils anderen Positionen

zum Referieren verwendet werden kann. Wenn alle drei Positionen besetzt sind (*der kleine Bär*) handelt es sich im Zweifelsfall um einen komplexen Namen und noch nicht um eine Konstruktion mit drei variablen *slots*. Der *slot* für das Bestimmungswort eines Determinativkompositums (*Grün-kohl, Gut-mensch, Spitzmaus...*) unterscheidet sich vom *slot* für attributive Adjektive durch Fehlen der Referenzflexion und dadurch, dass er nicht ohne Nukleus gebraucht werden kann (zu Adjektiv-N-Komposita vgl. Schlücker 2014). Mehrfachbesetzung der Attributposition und Adjektivreihung spielen im Erwerb von Nominalphrasen zunächst keine nennenswerte Rolle. Ihre eigentliche Domäne ist erst die Schriftsprache.

Eine wesentliche Rolle in der Syntax nominaler Konstruktionen spielt das, was Langacker (2008) als „reference point relations“ bezeichnet: Um einen nicht ohne weiteres zugänglichen (oder bestimmbaren) Referenten für den Hörer identifizierbar zu machen (oder zu charakterisieren), wird dessen mentale Beziehbarkeit auf einen anderen, zugänglicheren Referenten als „Weg“ zum Zielreferenten kodiert (Langacker 2008: 83ff). Lokalisierungskonstruktionen sind einschlägig (*der Hund da drüben...*), aber elementar ist auch der deskriptive oder restriktive Bezug auf ein Possessornamen. Pivotkonstruktionen mit zwei variablen *slots* vom legendären Typ *mommy sock* haben eine Lesart als Possessor-Possessum-Formate („die Socke von Mama, Mamas Socke“), die (im Deutschen wie im Englischen!) nur noch den Possessor-Eigennamen mit /-s/ markieren müssen, um in der Symbolfeldnorm anzukommen. Das gleiche Format kann aber auch dafür stehen, dass „Mama“ irgendetwas mit Socken macht. Possessivpronomina können als indexikalisierte reference point relations verstanden werden, bei denen der Bezug auf die Sprechrollen Referenten bestimmen und identifizieren hilft. In aller Regel gehört die (zunächst stark affektive!) Possessormarke der 1. Pers. Sing. *mein-* sowohl zu den ersten reference point-Ausdrücken, die ohne explizit kodierten Nukleus gebraucht werden, als auch zu den ersten produktiven Konstruktionsformaten der mehrteiligen Nominalphrase: *mein- X*. In einer Episode des COSIMA-Teilkorpus von CHILDES (COSIMA 2;6,10) taucht

mein- X bereits für 16 verschiedene Werte von X auf, während die nächst häufigeren attributiven Adjektivkonstruktionen (*schön-* X und *neu-* X) beide nur für 3 unterschiedliche X belegt sind.

Die Identifizierung eines Referenten für die Teilnehmer der Kommunikation kann nur entweder gelingen oder nicht gelingen. Sie ist eine Alles-oder-nichts-Operation – und daher zu unterscheiden von den in der Nominalphrase sprachlich geordneten Verfahren der Implikation, Indikation, Nomination, Konzeptualisierung, Unterscheidung von Referenten. Tendenziell ist es die gemeinsame Beteiligung an *einem* Referenzakt, was die Positionen in dem qua Kongruenz verbundenen prä nuklearen Feld der Nominalphrase zusammenhält. Dafür steht der Umstand, dass alle prä nuklearen Elemente der Nominalphrase nicht nur gemeinsam, sondern auch einzeln, je für sich, referieren können. Dabei gilt, dass ART/DET einen lokal identifizierbaren Referenten indizieren (anfänglich oft gestisch verstärkt). Für den frühen Status des attributiven MOD-slots (sehr häufig ohne expliziten Nukleus, aber schon früh mit Flexion) scheint es nicht untypisch, dass er mit formalen Attributiva des Typs *ander-*, *neu-*, *viel-* besetzt wird, bevor dort prototypische lexikalische Adjektive auftauchen. Der nukleuslose Gebrauch modifizierender Attributiva setzt voraus, dass die sortale bzw. referenzielle Sphäre für die Aufmerksamkeit der Teilnehmer verfügbar ist. Äußerungen ohne substantivischen Nukleus, wie *ganz viele* oder *neuen haben*, von denen es in den empirischen Konstellationen wimmelt, unterstellen eine solche Verfügbarkeit, die freilich nicht anaphorisch verstanden werden kann, weil sie keine Vorerwähnung voraussetzt, sondern lediglich lokale Adressierbarkeit. Mit Nukleus (*neue Puppe habe(n)*, *neue (Ka)ssette*; COSIMA 2;6,10) wird die Referenzklasse sortal expliziert. Die Variabilisierung der drei slots DET/MOD/N erzeugt dann nach und nach das abstrakte Symbolfeldschema der kongruenzintegrierten Nominalgruppe (Karmiloff-Smith 1979: 234). Es scheint dem zweifellos beträchtlichen Abstraktionsgrad dieser Konstruktion zu entsprechen, dass sie aus Positionen zusammenwächst, die zwar auf einander verweisen und auf einander bezogen sind, aber doch auch einzeln in bestimmten Kontexten „funktionie-

ren“ können. Das entspricht der strukturellen Architektur der Nominalphrase, für die gilt, dass *alle* ihre Elemente eine gemeinsame Argumentstelle für den Referenten aufweisen und dass alle Elemente mit Ausnahme des Nukleus selbst einen zentripetalen *modifier-slot* aufweisen, der am modifizierten Nukleus andockt *und* mit der gemeinsamen semantischen Argumentstelle für den Referenten koinzidiert (Lehmann 1985: 79f).

In aller Regel wird bei der Beschreibung dieser Konstruktion übersehen, dass auch die für deiktisch geltende Artikelposition zugleich ein Scharnier zwischen Handlungs- und Symbolfeld ist, weil nämlich der Artikel bei Eigennamen wie bei sortalen Ausdrücken die (vokativische) Anrede ausschließt und den fraglichen Ausdruck als 3. Person kategorisiert. *Chef, Maria, Holger* können Vokative sein, dazu dienen, mit dem jeweiligen Referenten Kontakt aufzunehmen. Diese Möglichkeit entfällt, wenn der bestimmte Artikel dazukommt. Ausdrücke wie *der Chef, die Maria, der Holger* können nicht vokativisch verwendet werden. Der Artikel markiert die Phrasen als Nenngrößen, die zum Symbolfeld gehören (während sie ohne Artikel auch zum Interaktionsfeld gerechnet werden können).

Wenn man allein das pränukleare Symbolfeld der Nominalphrase ins Auge fasst (und postnukleare Genitive, Präpositionalattribute, Relativsätze als im Wesentlichen „literat“ zunächst außer Acht lässt), dann erscheint der Raum zwischen Artikelwort und Substantiv als funktional geordnet durch zwei konträre Kraftlinien: Von der „rechten“, dem Nukleus benachbarten Randposition aus erstreckt sich nach „links“ das Feld der Modifikation, Spezifizierung, Charakterisierung des (sortalen) Konzepts, und vom „linken“, mit Artikelwörtern besetzten Rand des Feldes erstreckt sich nach „rechts“ die Linie der diskursiven Identifizierung des Referenten. Es ist wichtig festzuhalten, dass kraft dieser Tatsache jedes Vorfeldelement einer nominalen Konstruktion auf beiden Linien liegt und ergo unter beiden Gesichtspunkten betrachtet werden kann. Insbesondere sind die prototypischen lexikalischen Adjektive, die im Schnittfeld dieser beiden Linien in der Mitte liegen, janusköpfig. Sie können als Referenzfestleger und/oder als Konzeptspezifizierer dienen. Die notorischen lin-

guistischen Streitigkeiten über den „Kopf“ der Nominalphrase haben hier ihren rationalen Kern, insofern nämlich der referenzielle Kopf der Phrase links und der lexikalisch-sortale Kopf der Phrase rechts steht. Demnach kann man die ganze Phrase gewissermaßen „von links“ als schrittweise und geordnete Spezifizierung eines Referenzindex oder „von rechts“ als ebenso schrittweise geordnete Modifikation und Referenzialisierung eines sortalen (oder sonstigen nominalen) Konzeptes betrachten.

Der Konzeptmodifikation dient in der Hauptsache der (vielfach gar nicht zu den syntaktischen Konstruktionen gerechnete) nukleusadjazente *slot* des Bestimmungswortes in der Determinativkomposition. Das ist zugleich (neben dem beinahe spiegelsymmetrisch im DET-*slot* angesiedelten Possessor-Genitiv) die einzige pränukeare Position, die aus der Kongruenz herausfällt. Infolge dessen sprengt die Komposition, als Symbolfeld-Konstruktion betrachtet, die Logik des pränukearen Feldes: Das Bestimmungswort allein taugt nicht als Referenzmittel, sein *slot* wird zum Nukleus geschlagen und tangiert die genuin attributiven Positionen des pränukearen Feldes nicht.

Auch aus anderen Gründen empfiehlt es sich für das Deutsche, einen klaren Schnitt zu machen zwischen den prämodifizierenden Adjektiven und der Komposition, obwohl wir nicht davon ausgehen können, dass Kinder im Spracherwerb diesen Schritt von vornherein auch machen: Während alles, was adjektivisch-attributiv auf den substantivischen Nukleus bezogen ist, *kategorial eben ein Adjektiv* und *kongruent flektiert* sein muss, ist der *slot* des Bestimmungswortes für die Determinativkomposition völlig indifferent gegen die Kategorie des Elements, das diesen *slot* besetzt. Als Bestimmungswort kann beinahe jedes Element aus dem Lexemvorrat des Deutschen genommen werden. Während typische „syntaktische“ Konstruktionen ihre Elemente kategorial beschränken, ist für die Determinativkomposition gerade charakteristisch, dass es eine solche kategoriale Beschränkung gar nicht gibt, und eben auch keinerlei Flexion (bestenfalls gibt es „Kompositionsstämme“ von manchen Lexemen, wenn ein Fugenelement eingefügt werden muss: Sie sagen *Schönheit-skönigin* und *Freude-n-taumel* etc.). Zwischen dem adjazenten

Relationsadjektiv und dem Determinativkompositum steht im Deutschen die Grenze zwischen Wort und Syntagma. Ob ein Wort ein Simplex oder ein Kompositum ist, tangiert das syntaktische Feld überhaupt nicht. Und umgekehrt gibt es keinen „syntaktischen“ *slot*, in den man jedes sprachliche Element einsetzen kann (wie bei der Determinativkomposition). Bühler (1934) würde es so formulieren, dass es da einen „Feldbruch“ gibt. Das Kompositum spielt im Feld der lexikalischen Wörter, das Adjektiv im Feld der Syntagmen oder Wortgruppen. Während im Deutschen die Adjektivflexion diese Grenze strukturell eindeutig markiert (*Weißwein* vs. *weißer Wein*, *Grünspecht* vs. *grüner Specht* oder sogar *Gutmensch* vs. *guter Mensch* etc.), ist sie z. B. im Englischen durch den Umstand verdunkelt, dass es da keine Adjektivflexion gibt (und im Einzelfall die Prosodie zwischen *bláck bírd* mit zwei Starktönen und *bláck bírd* mit nur einem auf dem Bestimmungswort unterscheiden muss).

| Kapitel 11

Die Reihenfolge attributiver Adjektive

Inhalt: Adjektivreihenfolge: Zwischen Determination und Komposition / Konzeptmodifizierung: Zur Skalierung und Reihung der attributiven Adjektive vor dem nominalen Nukleus; Weinrichs Modell; zur Psychologie der Adjektivreihung; Schlussbemerkung.

Was die Adjektivreihenfolge betrifft, so können wir uns hier kurz fassen, weil wir alle wesentlichen Gesichtspunkte dieser Frage bereits an anderen Stellen, wenn auch unsystematisch, gestreift haben (hauptsächlich in Kap. 5). Hier geht es allein um die Vertiefung einiger bereits entwickelter Gedanken. Zunächst einmal gibt es ein paar einfache Regeln:

[1] Das Determinierende steht vor dem Determinierten, d.h. Adjektive, die selbst ein Syntagma aus Adjektiv(en) und Substantiv determinieren, stehen vor diesem:

Eine interessante (wissenschaftliche Erkenntnis);

[2] Grundsätzlich können attributive Adjektive sich entweder einzeln und jedes für sich auf den Nukleus beziehen, was in der gesprochenen Sprache prosodisch oder durch *und*-Verbindung und in der geschriebenen mit Kommata markiert wird:

Ein spannender, interessanter, aufregender Roman; ein spannender und interessanter und aufregender Roman...

In diesem Falle sprechen die Grammatiken oft von parataktischen oder koordinierten Adjektivattributen oder von „gebrochenen“ Adjektiven. Indikativ dafür sind in der Schreibung eben Kommata und/oder die Möglichkeit, die Attribute mit *und* zu koordinieren.

Oder sie können sich kumulativ auf die jeweils weiter „rechts“ stehenden Elemente der Nominalphrase beziehen:

Die zwei großen kosmischen Formen...

In diesem Falle sprechen die Grammatiken oft von hypotaktischen oder hierarchischen Attributen, manchmal auch von „ungebrochener“ Folge. Dass in diesem Fall die Reihenfolge relevant ist, belegt der Vergleich zwischen *der erste wichtige Tagesordnungspunkt* und *der wichtige erste Tagesordnungspunkt*. *Der erste wichtige TO-Punkt* kann insgesamt der 10. sein, *der wichtige erste* ist auf jeden Fall der erste. Bei parataktischen oder koordinierten attributiven Adjektiven kann man durchaus der Meinung sein, dass ihre Reihenfolge unwichtig, nicht normiert oder nicht verarbeitungsrelevant ist (Ich komme darauf zurück).

[3] Generell stehen „links“ in der unmittelbaren Nachbarschaft der Artikelwörter die eher referenzfestlegenden, den pragmatischen Status des Referenten anzeigenden Attributiva, in der Mitte des Feldes die prototypischen Adjektive und am nukleusadjazenten „rechten“ Rand des Vorfeldes Relations- und Stoffadjektive (gerne auch Adjektive, die durch Derivation aus Substantiven entstanden sind).

(Alle) diese meine bereits erwähnten // schönen und nutzlosen // linguistischen Theorien...

[4] Steht ein Adjektiv im Vorfeld unflektiert, so ist es immer eine „adverbiale“ Modifikation des nächstfolgenden flektierten Adjektivs:

Ein mächtig heißer Tag, eine verdammt unruhige Versammlung...

[5] Je weiter „links“ ein Element im Vorfeld der NP steht, desto unspezifischer ist seine semantische Selektivität: mit den Artikelwörtern (und den Possessivpronomina) als Extrempunkt, die sich ja buchstäblich mit allen Substantiven (und allen attributiven Adjektiven) kombinieren können, aber auch Zahlwörter und Phorika (wie die *obigen*, *erwähnten* etc.) sind diesbezüglich sehr unspezifisch. Je weiter „rechts“ ein Element im Vorfeld der NP steht, desto spezifischer und selektiver ist seine semantisch-kontextuelle Verbindung zum Nukleussubstantiv.

[6] Die Verhältnisse der Determination können durchaus verwickelt sein. Ein Ausdruck wie:

Der falsche neue Hundertmarkschein

kann koordinativ gelesen werden (= der sowohl falsche als auch neue Hundertmarkschein), er kann aber auch geklammert interpretiert werden, so dass sich das Attribut *falsch* auf das Syntagma *neuer Hundertmarkschein* bezieht und der Artikel auf die gesamte Phrase.

Der (falsche (neue Hundertmarkschein)) – im Gegensatz zum *(echten (neuen Hundertmarkschein))*

Vielfach mag es in der Kommunikation auch gar nicht so genau ankommen auf solche subtilen Unterscheidungen, aber man sollte sehen, dass es hier in weitem Umfang die sachlichen Beziehbarkeiten sind, welche die Interpretation flexibel regulieren.

Im Allgemeinen gilt, dass die „Ausrückung“ nach links (ebenso wie die starke Betonung) ein attributives Adjektiv zum Distinktor, zum Unterscheidungszeichen zwischen möglichen Referenten macht:

Meinst du den NEUen oder den ALTen falschen Hundertmark-schein?

Diese „Ausrückung“ ist so gut wie immer möglich, auch bei Adjektiven, die lexikalisch nicht in den „linken“, determinations-nahen Bereich gehören.

Wichtig ist (hierauf weist Eichinger 1982 und öfter hin), dass wir im attributiven Vorfeld der NP generell Reihenfolge in Hierarchie umzuwandeln haben. Lineare Abfolge kann für die einfache Wiederholung ein und derselben Operation im Hinblick auf den Nukleus stehen (koordinierte Adjektive), aber eben auch für die Instruktion zur Bildung hierarchischer modifizierender Klammerstrukturen.

Etwas widersprüchlich und schwer zu interpretieren sind daher überstrukturierte Vorfeld-Topologien, wie man sie z. B. in Harald Weinrichs Textgrammatik findet (Weinrich 1993: 524ff). Sie erwecken den Anschein, dass die Zuordnung zu einer bestimmten Feldposition in jedem Fall unproblematisch möglich sei. Weinrich nimmt zwischen Artikel und Nukleus fünf positionale Felder an, die er folgendermaßen umreißt:

A1 = Quantifizierende Adjektive wie *einige, zahlreiche, die meisten*

A2 = Situierende Adjektive wie *künftig, hiesig, obig, weiter, folgend, anschließend, übrig*

AN = Evaluierende, bewertende Adjektive wie *schön, klug, schlecht, gut, wunderbar*

N2 = Charakterisierende Adjektive wie *groß, rund, schlank, gelb, schwarz, müde, nervös*

N1 = Klassifizierende Adjektive wie *organisch, ärztlich, kommunal*, kurz: vor allem Relationsadjektive, die mit ihrem Nukleus enge semantische Beziehungen eingehen – bis zur Kolemikalisierung. Allerdings kommen in dieser Funktion durchaus nicht nur die desubstantivischen Relationsadjektive vor (*schulische*

Leistungen, dienstliche Anordnung etc.), sondern auch primäre Adjektive (*grüne Bohnen, schwarze Johannisbeeren, kurze Hosen* etc.).

Der mittlere Bereich (evaluierende und charakterisierende Adjektive) ist in erster Linie durch die primären und einfachen Adjektivlexeme besetzt, erhält aber natürlich auch Zuzug durch sekundäre und derivierte Adjektive. Die evaluierenden Adjektive (so die Beobachtungen Weinrichs) haben die größte Freiheit sowohl gegenüber dem grammatischen Pol (A1, A2) als auch gegenüber dem lexikalischen Pol der nukleusadjazenten Adjektive (N1, N2). Ihre konzeptuelle Selektivität gegenüber dem Nukleus ist gering (meist lediglich konventionell-kollokativ). Auch gehören Adjektivlexeme nicht unbedingt nur in eine topologische Gruppe. Wir haben weiter oben gezeigt, dass ein Großteil der Relationsadjektive auch evaluierende Lesarten entwickelt (*menschlich, wirtschaftlich, kindlich...*). Weinrich weist darauf hin, dass Standardadjektive wie *groß* sowohl in N2 charakterisierend als auch in AN evaluierend vorkommen können. Eine saubere Verteilung auf die einzelnen Feldpositionen gibt es eigentlich nur in konstruierten Abfolgen wie:

Zahlreiche sonstige neunmalkluger journalistische Kommentare...

Solche Konstruktionen findet man häufig in den Abhandlungen zur Adjektivreihenfolge, aber im „wirklichen Leben“ der Sprache sind sie eher selten. Sprachtheoretisch sollte man berücksichtigen, dass wir es bei den Ordnungen des „Vorfeldes“ der NP (die Bezeichnung ist nicht ganz analog dem Vorfeld in der Satztopologie, in der Nominalphrase bezieht sie sich auf alles, was „links“ vom substantivischen Nukleus steht, bis hin zur Artikelposition) mit einem hochgradig gemischten und aspektheterogenen System zu tun haben. Einmal kann man die Adjektive oder Attributiva selbst (gewissermaßen lexikalisch) ordnen nach ihrer Affinität zu bestimmten Positionen im Vorfeld. So gesehen gehören etwa phorische und orientierende Adjektive eher an den linken, Stoff- und Relationsadjektive eher an den rechten Rand

des Feldes. Es gibt aber auch die Möglichkeit, dass die Feldposition selbst einem beliebigen Adjektiv gewissermaßen „ihren“ Akzent verleiht: Was „rechts“ steht, erhält gerne einen konzeptmodifizierenden und was „links“ steht erhält gerne einen referenzspezifizierenden Akzent. Insbesondere die Verbindung mit prosodischer Hervorhebung erteilt so gut wie jedem attributiven Adjektiv eine restriktive, Referenz restringierende Lesart.

„Gemischt“ ist die Ordnung auch in solchen elementaren Details, dass etwa zwei mit *und* koordinierte attributive Adjektive grundsätzlich sowohl eine distributive als auch eine koordinative Lesart zulassen. Der Ausdruck:

Phorische und orientierende Adjektive

hat zwei Lesarten: (a) Adjektive, die sowohl phorisch als auch orientierend sind; (b) phorische Adjektive und orientierende Adjektive (= zwei Gruppen). Lediglich der Umstand, dass häufig zwei attribuierte „Eigenschaften“ nicht für die gleichen Referenten „zutreffen“ können, erzwingt eine distributive Lesart: *junge und alte Menschen*, während *jung gebliebene alte Menschen* (oder *junge und schöne Menschen*) eine koordinative Lesart nahelegt (= alte Menschen, die zugleich jung geblieben sind, Menschen, die jung und schön sind) etc. Alle diese Beobachtungen sprechen dafür, dass wir uns bei der Interpretation komplexer attributiver Gruppen weitgehend auf sachliche und thematische Beziehbarkeiten und Plausibilitäten stützen (und dass wir in den sprachstrukturellen *cues* der Adjektivreihenfolge im Vorfeld nur erste Anhaltspunkte für die Interpretation haben).

Rein experimentell und „operativ“ kann man sich also dem Thema der Adjektivreihenfolge nähern, indem man z. B. Adjektive ungeordnet listet und sie zu einem substantivischen Nukleus stellt, also z. B.:

- [a] *Film (schön, amerikanisch, einzig, sehenswert)*
- [b] *Arbeitnehmer (älter, qualifiziert, gesund)*
- [c] *Theorie (linguistisch, modern, funktional) etc.*

Erteilt man Versuchspersonen den Auftrag, solche „Bündel“ zu NPs zu ordnen, so ergeben sich die Serialisierungsprinzipien in groben Zügen von selbst. Aber eben nur in groben Zügen. In [a] wird wohl jeder die beiden Evaluativa zwischen die beiden anderen Adjektive setzen, aber in welcher Reihenfolge, ist weitgehend kontingent:

Der einzige schöne (und) sehenswerte amerikanische Film...

Das heißt aber nicht, dass eine andere Reihenfolge nicht „ginge“. Sie geht durchaus, und eben das liegt an der „gemischten“ Ordnung, die teils von den Adjektiven selbst, teils aber auch vom Akzent der Position abhängt. In [c] wird vielleicht *eine moderne funktionale linguistische Theorie* gewählt werden, was die Serialisierungsprinzipien von Weinrich (1993) in etwa bestätigt. In [b] dagegen gibt es von der lexikalischen Seite her kaum zu begründende Präferenzen: *ältere qualifizierte gesunde Arbeitnehmer* „geht“, aber *gesunde qualifizierte ältere Arbeitnehmer* geht auch. Es sind lediglich unterschiedliche Klammerungen, die dem Rezipienten nahegelegt werden. Eine komplett koordinative Lesart, bei der jedes Adjektiv gewissermaßen „einzeln“ auf den Nukleus bezogen wird, geht aber ebenfalls. Das zeigt an, dass die beteiligten Adjektive lexikalisch in etwa auf der gleichen Linie liegen. In diesem Falle ist allein die Reihenfolge für Klammerungseffekte zuständig: Nach links ausgerückt wird, was den rechts folgenden Komplex von Nukleus und Attribut(en) modifizieren soll.

Wahrscheinlich würden Zählungen in einem schriftsprachlichen Korpus ergeben, dass Gruppen mit mehr als drei Attributiva aus unterschiedlichen Feldsektionen eher selten sind. Natürlich findet man in literarischen Texten (bestimmter Epochen) oft größere und komplexere Adjektivhäufungen, aber die dürften in aller Regel mehr koordinierte als funktional differenzierte Segmente enthalten. Das ist freilich nicht mehr als eine Vermutung, die empirisch bestätigt werden müsste.

Die manifesten *cues* lassen sich ungefähr folgendermaßen sortieren:

- [a] die flexivische Koindizierung mit einem (realisierten oder nicht realisierten) substantivischen Nukleus; sie unterscheidet zwischen der Lesart „Merkmalsmerkmal“, bei der sich das Attributivum modifizierend auf das folgende Attributivum bezieht, und der Lesart „Attribut zum substantivischen Nukleus“ (*ein komplett blödsinniger Text* vs. *ein kompletter blödsinniger Text*);
- [b] die lexikalische oder funktional-grammatische Bedeutung des Adjektivs selbst;
- [c] die Beziehbarkeit auf Konzept oder Referent des substantivischen Nukleus sowie;
- [d] die Position in der Abfolge der Attributiva.

Rein strukturell betrachtet sorgt die flexivische Koindizierung attributiver Adjektive mit „ihrem“ Nukleus dafür, dass die Adjektive problemlos auch selbst als Kopf der Konstruktion interpretiert werden können, wenn der substantivische Kopf fehlt (Bhat & Pustet 2000: 762). Davon war weiter oben schon die Rede. Die Koindizierung erlaubt es eben auch, den substantivischen Nukleus zu einer bloßen „Apposition“ zum attributiven Adjektiv „herabzustufen“:

Armen wie reichen (Leuten) ist es verboten, unter Brücken zu schlafen.

Im Englischen muss *-one* als Platzhalter für den substantivischen Nukleus gebraucht werden, und wenn das nicht (mehr) nötig ist, spricht die grammatikographische Konvention von einer echten Substantivierung (*the rich, the poor* bzw. dann mit morphologisch explizitem Plural *the blacks, the whites*).

Was [b] betrifft, so „haben“ wir die kategoriale Bedeutung des Adjektivs (=Form der Inferenz, wie Sandmann 1940 formuliert) immer nur zusammen mit einem lexikalischen Wert. Wenn das Adjektiv zudem sekundär, das heißt aus einer anderen Lexemklasse durch Derivation abgeleitet ist, dann haben wir mit gleich drei Größen zu rechnen: der kategorialen Bedeutung des Adjektivs, der lexikalischen Bedeutung des Adjektivs und

der Ableitungs- oder Derivationsbedeutung, die ihrerseits gerne „Spuren“ der kategorialen Basis weiterträgt, aus der sie abgeleitet ist: Desubstantivische Adjektive kontinuierlich substantivische Bedeutungen, deverbale Adjektive kontinuierlich verbale Bedeutungen etc. Bhat & Pustet (2000) vertreten die These, dass sekundäre, abgeleitete Adjektive vielfach reine syntaktische Derivationen (im Sinne von Kurylowicz 1960) sind, d. h. sie erlauben es in erster Linie, die lexikalischen Bedeutungen ihrer Basislexeme attributiv zu verwenden, und zwar ohne dass dabei wirklich „neue“ lexikalische Bedeutungen entstünden (denn dann wären es per definitionem *lexikalische* Derivationen).

Gerade bei sekundären, aus anderen Wortklassen abgeleiteten Adjektiven ist die Grenze zwischen lexikalischer und syntaktischer Derivation nicht immer leicht zu bestimmen. Man wird gerne zugestehen, dass eine *polizeiliche Anordnung* eine „Anordnung der Polizei“ ist, dass also hier das Adjektiv auf *-lich* lediglich die Bedeutung des Basissubstantivs *Polizei* adjektivisch verwendbar macht. Ganz analog für Bildungen wie *briefliche Mitteilung*, *häusliche Gewalt* etc., die für „Mitteilung per Brief“, „Gewalt im (eigenen) Haus“ etc. stehen. Wir haben aber verschiedentlich notiert, dass solche Relationsadjektive sehr häufig im Deutschen vergleichende und evaluative Bedeutungen annehmen. *Häuslich* taugt auch zur Charakterisierung einer Person, die nicht dazu neigt, auszugehen, *menschlich* ist syntaktische Derivation in Buchtiteln wie *Menschliches Verhalten*, tritt aber ebenso häufig bewertend auf (*X verhält sich menschlich*), so dass man formulieren kann, bei weitem nicht alles „menschliche Verhalten“ sei „menschlich“ im bewertenden Sinne (ausführliche Diskussion bei Eichinger 1982). Man kann darüber streiten, ob mit der Vergleichs- und Bewertungsdimension aus der bloßen syntaktischen Derivation nicht Ableitungen mit „neuen“ lexikalischen Bedeutungen entstehen.

Unter [c] verstehen wir die Beziehbarkeiten zwischen dem jeweiligen Adjektiv und dem Konzept und/oder Referenten des Bezugssubstantivs. Hier könnte man auch von der noetischen „Bündigkeit“ der Kombination von attributivem Adjektiv und substantivischem Nukleus sprechen: *ein schwerer Stein*, *eine*

schwere Aufgabe, ein schwerer Fehler, eine schwere Krankheit, schwere Waffen, schwere Autos, ein schwerer Kopf etc. Im Zusammenhang mit dem Nukleus und *seinen* semantischen Merkmalen aktiviert das Adjektiv jeweils synsemantisch zum Nukleus „passende“ Komponenten seiner eigenen lexikalischen Bedeutung (wenn es denn eine hat!).

Für den substantivischen Nukleus gilt, dass er jeweils als „Konzeptualisierung eines Referenten“ und/oder als „Referenzialisierung eines sprachlichen Konzepts“ gelesen werden kann. Aufgerufen wird entweder der konzeptualisierte Referent (dabei dient das Konzept lediglich als „Mittel“ der Identifizierung des Referenten) oder das Konzept (dabei dient der Referent als Exemplifizierung oder Illustration des sprachlichen Konzepts). Bei einem gewöhnlichen Kopulasatz (*Maria ist eine gute Studentin*) steht das Subjekt dominant für die referenzielle Seite, das Prädikat für die konzeptuelle.

Betrachten wir noch ein paar „empirische“ Beispiele für die kombinierten Effekte von Adjektivart und Reihung:

Hier ist es, das höchste menschliche Glück.

Jede Vertauschung der Attributiva wäre hoch markiert und würde die (an Adjazenz gebundene) Lesart des Relationsadjektivs *menschlich* löschen. *höchst-* modifiziert den Komplex von Relationsadjektiv und Nukleus. Dass *hoch* im Zusammenhang mit dem Nukleus *Glück* keine räumlich-dimensionale Bedeutung aktivieren kann, versteht sich (auch *tiefes Glück* würde gehen, aber noetisch so etwas wie *tief empfunden* aktivieren!). Zusätzlich erzwingt der „aussondernde“ Superlativ *höchst-* eine Position am determinativen „linken“ Rand der Phrase. Wie wir in der sprachlichen Verständigung Linearität in Hierarchie zu verwandeln haben, ist also in diesem Beispiel klar strukturiert.

Zur Psychologie der Adjektivreihung

Offenbar sprechen wir gewohnheitsmäßig von *kleinen grünen Männchen* und von der *guten alten Zeit*, obwohl wir ebenso gut

auch die Reihenfolge der Adjektive umkehren könnten und von *der alten guten Zeit* und von *grünen kleinen Männchen* sprechen könnten. Oder? Manche Grammatiker würden freilich sagen, dass evaluative Adjektive wie *gut* in der Regel vor Adjektiven wie *alt* stehen, echte Dimensionsadjektive wie *klein* vor Farbadjektiven wie *grün*. Mit anderen Worten: Es ist nicht ganz einfach zu entmischen, was bei der Serialisierung von attributiven Adjektiven eine bloße Konvention, eine Gewohnheit, und was durch die Differenzen zwischen den Adjektiven selbst und ihren positionalen Werten motiviert (und womöglich funktional) ist. Unmittelbar einsichtig ist uns die Relevanz der Reihenfolge nur dann, wenn sie einen unmittelbaren noetischen Effekt (= Auswirkung auf das Gemeinte) hat, d. h. wenn sie mit Folgen für das Verständnis der Phrase *verändert* werden kann: *der erste vernünftige Satz* vs. *der vernünftige erste Satz* oder wo dezidiert zwischen einer parataktischen bzw. gebrochenen Lesart und einer hypotaktischen bzw. ungebrochenen Lesart entschieden werden muss:

Der einzige passende Schlüssel vs. *der einzige, passende Schlüssel*

Nur die parataktische Lesart lässt einen Positionswechsel der beiden Adjektive zu. Wenn der „Schlüssel“, um den es geht, sowohl der einzige als auch der passende ist, dann können die Adjektive den Platz tauschen. Wenn nicht, dann ist die Reihenfolge vorge-schrieben nach dem Prinzip, dass das Determinierende vor dem Determinierten steht: *der einzige (passende Schlüssel)* = der einzige von mehreren Schlüsseln, der passt.

Einen sehr gründlichen Forschungsbericht zur Reihung von Adjektiven nebst einigen psychologischen Experimenten zur rezeptiven Verarbeitung von gereihten Adjektiven bietet Sichel-schmidt (1989). Der Autor stellt verschiedene Modelle der Adjektivreihung vor: syntaktisch-transformationelle, bei denen mögliche Transformationen über den Ort eines Adjektivs in der Reihe bestimmen; semantische, bei denen die Bedeutung des Adjektivs die entscheidende Variable für dessen Position in der Reihe ist; pragmatisch-kommunikative, bei denen die Aufmerksamkeitslenkung und die Sprecherabsicht letztlich entscheiden,

wie gereiht wird. Naheliegenderweise kann man relativ leicht nachweisen, dass alle diese Faktorengruppen in der Realität des Sprechens eine Rolle spielen *können* für die Adjektivreihung, dass sie gewissermaßen konkurrierende Ordnungsprinzipien in einem insgesamt nur relativ schwach strukturierten Feld liefern. Aber gerade weil es sich um konkurrierende Prinzipien handelt, ist es unmöglich nachzuweisen, dass nur eines von ihnen das „richtige“ ist.

Dass z. B. „bemerkenswerte“ (so die einigermaßen zirkuläre Formulierung Otto Behaghels) Adjektive an den Anfang der nominativen Kette drängen, ist beinahe trivial, man hat ja als Indikator für den „bemerkenswerten“ Charakter auch nur die Anfangsposition. Oft dürften es tatsächlich Evaluativa sein, die sich wegen ihres affektiven Charakters „vordrängeln“ in der Adjektivreihung (freilich niemals vor die referenzspezifizierenden Determinativa etc.). In den verschiedenen Beschreibungen gibt es wohl auch darum widersprüchliche Angaben zur Position bewertender Adjektive. Dixon (1977, 1999) z. B. notiert den Drang der bewertenden Adjektive an den Anfang der Nominalgruppe. Allerdings treten im Deutschen auch deskriptive Adjektive sehr leicht in bewertende Verwendungen über (vgl. Marschall 2018), so dass man fallweise und in der einzelnen Verwendung entscheiden muss, ob die bewertende Komponente im Vordergrund steht oder die beschreibende bzw. distinktiv-identifizierende.

Dennoch sind auch die psychologisch-experimentellen Untersuchungen über die Adjektivreihung in vielen Hinsichten interessant, auch ihre Beschränkung lehrt uns manches, was uns die reinen Grammatiker nicht lehren können. Darum noch einige Bemerkungen dazu: Zusammenfassend referiert sind die experimentell-psychologischen Untersuchungen zur Objektbenennung (bzw. -identifizierung) bei Mangold-Allwin et al. (1995: 63ff). Die Anlage der Versuche ist immer ähnlich. Versuchspersonen bekommen ein (reales oder abgebildetes) Ensemble von Objekten präsentiert, von denen eines als Zielgröße markiert ist. Dieses eine sollen sie so verbalisieren, dass der Hörer das gemeinte Objekt vor dem Hintergrund der anderen im

Wahrnehmungsfeld befindlichen identifizieren kann. In diesem schlichten experimentellen Paradigma gibt es viele Variationsmöglichkeiten. Man kann sortal gleichartige Objekte präsentieren, z. B. nur Dreiecke, die sich allein in Größe, Farbe, Musterung etc. unterscheiden. Das „erzeugt“ bei den Vpn Phrasen des Typs *das kleine rote gemusterte (Dreieck)*. Sortal gleichartige Objekte mit Standardkonzeptualisierung benötigen dann nur eindeutige attributive Unterscheidungszeichen. Der Nukleus bleibt fakultativ (wie in dem praktischen Fall der Auswahl zwischen verschiedenen Pullovern, wenn Sie sagen: *ich nehme den roten*). Bietet man dagegen den Vpn eine Ausgangsmenge mit sortal differnten Objekten (z. B. Kreisen, Dreiecken, Quadraten, Rechtecken...), dann wird der Nukleus obligatorisch und man erhält Phrasen des Typs *das kleine rote Dreieck in der Mitte*. Es versteht sich freilich, dass in alltäglichen Situationen der Identifizierung eines gemeinten Referenten für gewöhnlich keine restlos geteilte Ausgangsmenge zwischen Sprecher und Hörer existiert, vor deren Hintergrund der Identifikationsakt stattfindet. Wenn ich sage: *Der komische Typ, der neulich angerufen hat, war heute hier*, dann verlasse ich mich auf mit dem Hörer geteilte Erinnerungen, und wir haben keine begrenzte Ausgangsmenge von *komischen Typen*. Zu den verlässlichen Ergebnissen der einschlägigen Experimente gehört es daher, dass einmal identifizierte Referenten in den Bestand des geteilten Wissens („common ground“) zwischen Teilnehmern eingehen. Die Neueinführung eines solchen geteilten Referenten ist sprachlich aufwendiger als die (phorische) Erhaltung des bereits etablierten Bezugs (und auch als die spätere Reaktualisierung eines solchen geteilten Bezugs). Wenn wir interaktionsgeschichtlich wissen, wer *der komische Typ* ist, der neulich angerufen hat, dann erübrigen sich weitere Unterscheidungsmerkmale. Alle diese experimentell-psychologischen Formate sind zwangsläufig begrenzt auf die attributive (entweder im pränuklearen Kontinuum „linke“ oder auf die „rechte“, von Genitivattributen, Präpositionalattributen und Relativsätzen besetzte) Seite der referentiellen Unterscheidung und Identifizierung von referentiellen Bezügen. Rein deskriptive, wertende, lexikalisch spezifizierende Adjektive geraten gar nicht ins Blick-

feld der (monomanen) Psychologen, die in einer Welt leben, in der es einzig um die distinktive Identifizierung von Referenten geht. Diese merkwürdige Sprachideologie wird bis heute von vielen Sprachpsychologen geteilt. Man sollte jedoch keinen Augenblick vergessen, dass referentielle Identifizierung nur eine von ziemlich zahlreichen Varianten und Funktionen des attributiven Adjektivs ist (und auch der anderen attributiven Konstruktionsformate). Das experimentelle Paradigma der Psychologen, die sich mit „Objektbenennung“ befassen (schon der Ausdruck ist mehr als missverständlich, es geht um die differentielle Identifizierung von Referenten!), isoliert einen Ausschnitt im Kontinuum der attributiven Funktionen und Positionen der Wortklasse Adjektiv. Peinlich für die kognitiven Linguisten ist der leicht zu erbringende Beweis, dass es keineswegs von den referentiellen Objekten selbst abhängt, wie sie sprachlich identifiziert werden, sondern viel stärker von der interpersonalen Dimension lokal geteilten Wissens zwischen Sprecher und Hörer. Und die „subjektive“ Dimension der Evaluation und Bewertung des Gemeinten, die im Sprechen und Verstehen immer mitschwingt, bleibt in solchen Identifikationsaufgaben völlig ausgeblendet.

Schlussbemerkung

Im Prinzip haben wir es bei der Reihung attributiver Adjektive mit einem theoretisch interessanten, aber empirisch schwierigen Problem zu tun. Zunächst gilt, wie gesagt, dass längere Adjektivreihen in der gesprochenen Sprache recht selten sind. Dass zwischen der Determiniererposition und dem Nukleus mehr als zwei (maximal drei) Adjektive gebrochen oder ungebrochen stehen, ist, wie gesagt, eher selten. Auch im geschriebenen kommt es nicht eben häufig vor. Schwierig ist die Sache darum, weil es keine eindeutigen Zuordnungen in diesem Feld gibt: Eine NP kann mehrere Determinierer haben (*das einzige echte Exemplar, diese meine erwähnten Bücher*), sie kann auch mehrere deskriptive Adjektive haben (*ihr langes dunkles Haar*), auch mehrere definitorisches oder konzeptmodifizierende Adjektive sind möglich (*Deutscher Akademischer Austauschdienst*). Und weiterhin

gilt, dass ein und dasselbe Adjektiv determinierend gebraucht werden kann (*ich nehme rote Tinte*), deskriptiv (*Paul trägt gerne rote Socken*) oder definitorisch (*er steckt tief in den roten Zahlen*). Vgl. Sichelschmidt (1989: 43).

Wir können uns das Feld zwischen Determinierer und Nukleus als eine Art „Kraftfeld“ vorstellen. Adjektive, die in es eintreten, können, je nach lexikalischer Bedeutung, pragmatischer Funktion und konzeptueller Verbindbarkeit, in beide Richtungen gezogen werden. Der Sog nach links zieht Adjektive weiter in die Determinations- und Unterscheidungssphäre, der Sog nach rechts zieht sie ins Feld der Konzeptmodifikation und der Definition komplexer Nennbegriffe (*rote Zahlen* etc.). Die klassischen, prototypischen, lexikalischen Adjektive tendieren zu mittleren Positionen, weil sie „von Hause aus“ in beide Richtungen gezogen werden können. Orientierende und phorische Adjektive tendieren zur Determiniererseite, desubstantivische Relationsadjektive tendieren (ähnlich wie Stoff- und Materialadjektive) zur Nukleuseite (und damit zur Definition bzw. Konzeptunterscheidung). So entsteht ein ziemlich bewegliches, aber strukturell nur schwach geordnetes Feld, in dem wir als Produzenten und Rezipienten „improvisieren“. Geleitet werden wir dabei sowohl von konnotativen Verbindbarkeiten und Wahlverwandtschaften als auch von kollokativen Gewohnheiten und (last not least) durch das mehrdimensionale Geflecht von Referenz und Sprecher, Konzept und Determinationsstatus, innerhalb dessen eine Beziehung zwischen Adjektiv und Nukleus aufgebaut werden muss.

Nehmen wir Dimensionsadjektive und Evaluativa als prototypisch für die lexikalische Kategorie Adjektiv, dann können wir vielleicht sagen, dass Adjektive ihre Benutzer grundsätzlich zu einer „Vergleichsoperation“ zwingen. Dixons (1977) semantische Domänen für Adjektive (Form, Größe, Beschaffenheit, Material, Farbe, Bewertung, menschliche Eigenschaften) sind, so gesehen, Bedeutungsfelder, in denen per Vergleich einzelne (deskriptive, diskriminative, definierende) Merkmale verortet werden. Das polar-antonymische, das für die Semantik der Adjektive charakteristisch ist, bildet ein Korrelat für Vergleichsoperationen. Das geht so weit, dass Ausdrücke, in denen das attributive Adjektiv

eine zur Intension des Nukleus gehörende „Eigenschaft“ negiert (*ein weißer Rabe, ein schwarzer Schwan*), geradezu als sinnbildliche Bezeichnung für Personen gebraucht werden, die so außerordentlich und singular sind, dass sie nur schwer mit anderen zu vergleichen sind. Dabei sollten wir freilich nicht vergessen, dass Dixons (1977) Ansichten nur dann die ganze Wahrheit verkörpern, wenn wir uns dem kognitiv-epistemischen Paradigma verschreiben, wonach Adjektive schlicht und einfach Merkmale der Referenten verkörpern, distinktive wie deskriptive.

Theoretisch gilt für die Adjektivreihenfolge, was Lehmann (1985) über grammatische Relationalität schreibt: Danach ist die syntaktische Feldbedeutung der Reihenfolge von Elementen in der Redekette zunächst einmal minimal, weil Zeichen in der Redekette einander *folgen müssen*, und sie müssen sich auch auf einander beziehen lassen, gleich, ob und wie sie syntaktisch explizit auf einander verweisen. Nur zusammen mit den grammatischen und semantischen Eigenschaften der verketteten Elemente wird die Reihenfolge relevant. Für den (hier vorliegenden) Fall, dass mehrere Elemente der gleichen grammatischen Kategorie (= attributive Adjektive) einander folgen, definiert nicht die Abfolge allein die syntaktischen Relationen, sie definiert aber die Rolle der Elemente in der Konstruktion:

Only if we know on independent grounds that X and Y do in fact form a construction can their relative order help pin down their syntactic relation. (Lehmann 1985: 70)

Die wechselseitige kategoriale Beziehung von Adjektiv und Substantiv muss also vorab gegeben sein. Sie „inhäriert“ im Deutschen formal dem kongruenzflektierten Adjektiv, das eine Leerstelle für die von ihm modifizierten Elemente (Substantive/NPs, Adjektive, Verben) aufweist. Die „Kongruenz“ innerhalb der NP ist Ausdruck der Tatsache, dass alle kongruierenden Elemente einen gemeinsamen Referenten als „Argument“ haben, und die Ordnung und Abfolge der attributiven Ausdrücke folgt der Logik der von links nach rechts zunehmenden Selektionsbeschränkungen. Ich erinnere noch einmal daran: „Kongruenz“ steht in

Anführungszeichen, weil ich, hierin dem verbreiteten grammatischen Gebrauch folgend, bei den Verhältnissen im attributiven Vorfeld von „Kongruenz“ spreche. Eisenberg (1999: 35ff) bemerkt aber zu recht, dass der substantivische Nukleus die Genusform des Adjektivs *regiert*. Im strengen Sinne sollte man nur da von „Kongruenz“ sprechen, wo beide beteiligten Größen hinsichtlich der nämlichen grammatischen Kategorie variabel sind, also etwa im Verhältnis zwischen pronominalen Satzsubjekten und der Form des finiten Verbs, die beide hinsichtlich „Person“ variabel sind. Da der substantivische Nukleus hingegen ein festes Genus hat (und nur das Adjektiv bezüglich Genus variabel ist), sollte man hier besser und genauer von „Rektion“ sprechen. In diesem Sinne ist die Formulierung von Böhm (1998: 52) genauer, der schreibt, die Form des attributiven Adjektivs werde regiert durch die Projektion von DET und substantivischem Nukleus.

| Kapitel 12

Ein Blick auf die Wortbildung des Adjektivs

Inhalt: Ein Blick auf die Wortbildung des Adjektivs; -bar-Adjektive; -ig, -lich, -isch; deonymische Adjektive auf -er: Berliner, Bonner, Siegener...; Adjektivkomposita vs. Adjektivsyntagmen.

In Anbetracht der Tatsache, dass die Adjektive des Deutschen in ihrer überwältigenden Mehrheit sekundäre, aus anderen Wortklassen abgeleitete Adjektive sind, ist der Blick in die Wortbildung auch für die Systematik der Wortart unentbehrlich. Die knapp 200 „primären“ Adjektive, so könnte man annehmen, haben einesteils eine hohe Vorkommenshäufigkeit (Tokenfrequenz), sie besetzen die semantisch (und sonstwie) prototypischen Konzeptpositionen der Wortart Adjektiv, von denen wir gesprochen haben (Form, Farbe, Dimension, Wertung; vgl. Dixon 1977). Die Frage ist nun aber: Was motiviert die ungeheuer große Zahl der sekundären, abgeleiteten Adjektive? Eine denkbare Antwort auf diese Frage wäre: Die Motivation für die Flut der sekundären Adjektive ist überwiegend syntaktisch. Derivierte Adjektive vor allem sorgen dafür, dass substantivische (und verbale) Bedeutungen in die syntaktische Form von modifizierenden Merkmalsbedeutungen gebracht werden können, damit sie zur Verfügung stehen für die Trias der adjektivischen Funktionen: Attribution, Prädikation und Koprädikation/Adverb (vgl. Bhat & Pustet 2000). Eine andere Vermutung wäre, dass den sekundären Adjektiven bei dieser Ableitung nicht bloß die syntaktischen, sondern zumindest partiell auch die semantischen Eigenheiten der Wortart Adjektiv zuwachsen (Neigung zu Bewertung/Eva-

luation, Deskription, Abbau von identifikatorischem Potenzial etc.). Jedenfalls partizipieren die sekundären Adjektive zwangsläufig nach ihren Möglichkeiten an den kategorialen Merkmalen der Wortart, und so taugen sie möglicherweise auch dazu, solche Merkmale zu konturieren und freizulegen.

Unterscheiden müssen wir zunächst zwischen der Rolle, die (primäre) Adjektive bei der Bildung komplexer Wörter anderer Kategorien spielen (etwa als Basis für deadjektivische Verben: *erblinden, ergrünen, erlahmen...* oder als Bestimmungswort in der Nominalkomposition: *Rotwein, Grünspecht, Dünnbier...*), und den Mustern und Modellen zur Bildung sekundärer, abgeleiteter Adjektive auf der Basis kategorial anderer Lexeme. Wir sprechen nur über einige „starke“ Modelle der Bildung sekundärer Adjektive und werfen einen raschen Blick auf die Besonderheiten von Adjektiven als Bestimmungswort in der Nominalkomposition.

Was die zusammengesetzten Adjektive betrifft, so sind die wesentlichen Dinge schnell gesagt. Anders als beim Substantiv haben wir nicht die enorme Vielfalt der möglichen semantischen Beziehungen zwischen Bestimmungswort und Grundwort. Im adjektivischen Basiswortschatz (Farbadjektive, Evaluativa, Dimensionsadjektive) sind Bestimmungselemente oft auf die Funktionen Vergleich und Graduierung beschränkt:

Himmelblau, grasgrün, fuchsteufelswild, bärenstark...

Stinkefaul, saugut, affengeil, bildschön...

Bei den Adjektiven, die neben ihrer kategorialen (zentripetalen) Relation noch ein zusätzliches Argument haben, tritt dieses oft in die Rolle des Bestimmungswortes ein:

Lebensnotwendig, lebenswürdig, sehenswert, katzenähnlich, geldgierig, drogensüchtig...

Es versteht sich, dass sich dieser Typ sogleich vervielfacht, wenn wir die deverbale Partizipien dazu nehmen, bei denen es ja die

Regel ist, dass sie über (zusätzliche) Argumentrelationen verfügen:

Kriegsbedroht, weltzugewandt, fleischfressend, kampferprobt...

Eine kleine Gruppe einschlägiger primärer Adjektive befindet sich auf dem Weg zum reihenbildenden „Suffixoid“. Fleischer & Barz (1995: 227ff) behandeln sie als Komposita und nennen u. a. die folgenden:

-fest: trinkfest, feuerfest, wasserfest, zugfest, winterfest, charakterfest...

-sicher: standsicher, schneesicher, stilsicher, zielsicher, rutschsicher, kugelsicher...

-kundig: wegkundig, sachkundig, heilkundig, sprachkundig, rechtskundig...

-fähig: denkfähig, schuldfähig, flugfähig, kampffähig, gehfähig...

-frei, -arm, -los (gelegentlich auch als „privative“ Suffixoide bezeichnet) ließen sich mühelos auch in diese Reihe stellen. Für *-los* gilt freilich, dass es keine „freie“ lexikalische Entsprechung hat (und somit das Etikett „Suffixoid“ eher verdient als die beiden anderen), sieht man davon ab, dass es in idiomatischen Konstruktionen wie *etwas los sein/werden* vorkommt sowie als deadverbiale Verbpartikel in Bildungen wie *loslaufen, losgehen* etc. Fleischer & Barz (1995: 264) erinnern auch an das Vorkommen in Formeln des Typs *Auf die Plätze – fertig – los!* Die Mehrzahl der Bildungen auf *-frei* und *-arm* kann man dagegen auch den Rektionskomposita zurechnen, weil sie lexikalische Verkürzungen einer zweiten Argumentstelle der beiden Adjektive sind: *alkoholfrei* steht für „frei von Alkohol“ und *fettarm* für „arm an Fett“. *Steuerfrei, abgasarm* etc. verhalten sich entsprechend.

Bei partizipialen Basen ist auch die Zahl der Bildungen ganz beträchtlich, bei denen adverbiale Relationen qua Komposition angebaut sind:

Naheliegend, weitreichend, schwerwiegend, hochbegabt, ferngesteuert, fremdbestimmt...

Ketzer werden hier freilich sagen, dass wir diese Bildungen nur wegen der (inzwischen etwas brüchigen) Konvention ihrer Zusammenschreibung auch zu den zusammengesetzten Wörtern (und nicht einfach zu den Syntagmen) rechnen.

Einigermaßen auffällig ist, dass die prototypischen Kernadjektive relativ spröde gegen die Komposition sind. Das rückläufige Wörterbuch von Muthmann listet für *gut* gerade einmal:

Mittelgut, seelengut, herzensgut, saugut

und sonst nichts. Die Elemente können alle als graduierende gewertet werden. Betrachten wir andere ganz zentrale Adjektive im rückläufigen Wörterbuch, wie z. B. *klein*, so stellt sich das Bild ganz ähnlich dar: Es gibt *handklein, klitzeklein, haarklein, klimperklein*, sonst nichts. Und *jemandem etwas haarklein auseinandersetzen* ist wahrscheinlich als idiomatisch zu werten, so dass eigentlich fast nur das nicht minder idiomatische *klitzeklein* bleibt (ebenfalls graduierend). Bei *dünn* finden wir *hauchdünn, fadendünn, haardünn*. Die kann man (auch das typisch) als Vergleichselemente oder eben auch als graduierend einordnen: dünn wie ein Haar, ein Faden, ein Hauch – oder eben: *sehr dünn*.

Werfen wir noch einen Blick auf das (nun wahrlich zentrale) Adjektiv *schön*. Da listet Muthmann die Komposita:

Bildschön, schaurig-schön, klangschön, engelschön, formschön, farbenschön, wunderschön

Formschön, klangschön, bildschön, farbenschön kann man als bereichsspezifisierende Komposita betrachten, *wunderschön* ist eine Steigerungsform, und das ist es schon wieder. Und zum Schluss nehmen wir noch ein Farbadjektiv als Basis. Wenn wir bei *schwarz* die Reihe der (ebenfalls für Farbadjektive sehr typischen) kopulativen Bildungen des Typs *grauschwarz* etc. weglassen, dann erhalten wir die folgende, praktisch nur aus Ver-

gleichs- bzw. Graduierungsformen bestehende Reihe:

Tiefschwarz, pechschwarz, lackschwarz, kohlschwarz, rabenschwarz, mohrenschwarz, tintenschwarz, rußschwarz, nachtschwarz, sattschwarz.

Kurz: Es ist immer wieder das gleiche Bild, das wir erhalten. Jetzt schauen wir im Vorbeigehen noch einen anderen Fall an, der (aber nur auf den ersten Blick) das Bild zu verändern scheint. *Lustig* ist zwar bereits ein abgeleitetes Adjektiv, aber (als Evaluativum) doch ziemlich elementar nach den semantischen Kriterien von Dixon (1977). Die Reihe der Komposita mit *-lustig* scheint ganz beträchtlich zu sein. Wir geben einen Auszug:

Raublustig, mordlustig, badelustig, redelustig, reiselustig, beutelustig, kampf lustig, kauflustig, rauf lustig, lach lustig, taten lustig...

Und so geht es noch eine ganze Weile weiter. Der tatsächliche Befund lautet allerdings, dass es (im rückläufigen Wörterbuch wenigstens) kein einziges Kompositum mit *-lustig* als Zweitelement gibt, weil alle aufgeführten Belege erkennbar Ableitungen aus substantivischen Komposita mit *-lust* als Grundwort sind. *Raublust, Mordlust* etc. Mit dem Adjektivlexem *lustig* haben sie nichts zu tun. Der Befund unterstreicht, dass die Ableitung von Adjektiven mit Hilfe des Suffixes *-ig* genauso gut bei Komposita vonstattengeht wie bei Simplizia. *Lustig* ist zwar selbst eine solche Ableitung auf *-ig*, aber semantisch längst lexikalisiert und wird nicht mehr als Ableitung von *Lust* empfunden.

Und bevor wir uns endgültig auf das Territorium der Ableitung von Adjektiven begeben, machen wir noch einen kleinen Ausflug zur Bildung von Komposita mit Adjektiven als Bestimmungswort. Auch hier gibt es einen ziemlich langen, immer mit den nämlichen Beispielen geführten grammatischen Disput (letzter – vorzüglicher – Beitrag: Schlücker 2014), und der handelt von den Unterschieden zwischen Adjektiven als Attributen von Substantiven und Adjektiven als Erstelement in der Nominalkomposition. Kurz: was unterscheidet darstellungstechnisch

und grammatisch-semantisch die Bildungen *schwarze Wurzel* und *Schwarzwurzel*, *roter Wein* und *Rotwein*, *grüner Sprech* und *Grünspecht* etc.? Eigentlich sollte und könnte man erwarten, dass Adjektive ihre Grundfunktion, substantivische Konzepte zu beschreiben, zu modifizieren, zu restringieren ganz ebenso gut in der attributiven Position wie in der des Bestimmungswortes der Komposition ausüben können. Aber es gibt erkennbar einen deutlichen Unterschied, über dessen Natur, Status und Funktion Grammatiker gerne streiten, um ihre jeweiligen Axiomaten zu bestätigen oder zu widerlegen. Betrachten wir zunächst eine Liste typischer Komposita:

Altmeister, Blaubeere, Dunkelkammer, Engpass, Festpreis, Hochhaus, Hochspannung, Kurzwelle, Langwelle, Kleinstaat, Großmacht, Schöngeist, Gutmensch, Magermilch, Rohmilch, Rotwein, Weißwein, Starkstrom, Schwachstrom, Vollmond, Halbmond, Schwarzarbeit, Schwarzbrot, Weißbrot, Graubrot, Wildente, Zartgefühl...

Halbwegs reihenbildend ist *groß-*:

Großmacht, Großhandel, Großstadt, Großbetrieb, Großbrand, Großkapital, Großbaustelle, Großverdiener, Großvater, Großonkel...

Von einigen Ausnahmen, vor allem bei den Fremdsuffixen, abgesehen gelten sekundäre, morphologisch komplexe, abgeleitete Adjektive als weitgehend blockiert für die Position des Bestimmungswortes. Es gibt Grenzfälle, etwa da, wo historische Ableitungen inzwischen als Simplizia empfunden werden (*Fertiggericht, Fertighaus, Fertigpizza*), aber im Allgemeinen gehen Bildungen wie **Trinkbarmilch, Häuslichpflege, Schadhaftröhr* nicht. Adjektive, die auf „Pseudosuffixe“ enden, sind dagegen ziemlich verbreitet in der Komposition:

Muntermacher, Sauerkraut, Bitterschokolade, Edelstahl, Trockendock, Eigentor (Eisenberg 1998 I: 219)

Die Gründe für diese Blockierung sind teils prosodischer, gewiss aber auch grammatisch-semantischer Natur. Zum einen gilt, dass reine substantivische Nennbedeutungen in der Komposition bevorzugt werden, wo sie existieren. Statt der adjektivischen Ableitung taucht dann einfach der substantivische Stamm in den Komposita auf:

Zeitvertrag – **Zeitlichvertrag*, *Salzwasser* – **Salzigwasser*, *Phantasiepreis* – **Phantastischpreis*

Wo wir ein Nebeneinander von Kompositum und attributivem Syntagma haben, wie vor allem im Bereich der primären Adjektive, da wirkt die Vergleichen zunächst unübersichtlich und zerklüftet. Es gibt durchaus Fälle, wo die Norm des Sprechens beide konkurrierenden Konstruktionen im Großen und Ganzen unterschiedslos zulässt. Ob Sie *großer Betrieb* oder *Großbetrieb*, *Rotwein* oder *roter Wein* sagen, das ist ziemlich egal. Dem gegenüber steht ein Feld, für welches gilt, dass das Kompositum klar eine nenntypisierende Lexikalisierung darstellt: *Schwarzwurzel*, *Fertighaus*, *Dunkelkammer*, *Hochhaus* etc. Hier ist der Kontrast zum attributiven Syntagma maximal. *Schwarze Wurzel*, *fertiges Haus*, *dunkle Kammer*, *hohes Haus* etc. sind einfach deskriptive/restruktive Fügungen ohne Nenntypisierung. Die Komposition hat einen deutlichen Hang (sagen wir vereinfachend) zur Begriffs- oder Konzeptbildung. Sie drückt das Bestimmungswort damit tendenziell in die Rolle eines typisierenden Distinktors. Ein *Hochhaus* ist ein Typ von Haus, der sich von anderen Typen unterscheidet. *Schwarzbrot*, *Weißbrot*, *Graubrot* sind Brotsorten und haben die Funktion der farblichen Beschreibung weitgehend abgestreift. Um diese Beschreibung wieder in Kraft zu setzen, müssen Sie das Kompositum auflösen und in ein Syntagma rückverwandeln. Belegen kann man das durch den Umstand, dass vor den Komposita „widersprechende“ adjektivische Deskriptoren möglich sind: *ein helles Schwarzbrot*, *ein dunkles Weißbrot*, *ein kleines Hochhaus*, *ein unfertiges Fertighaus* etc.

Theoretisch würde ich zu einem Modell neigen, das die Position des Bestimmungswortes in der Determinativkomposition

grundsätzlich als „dekategorisiert“ auffasst. Gleich ob wir in diesen *slot* einen Verbstamm, ein Adjektiv oder ein Substantiv (oder was auch immer) einsetzen, stets wirkt es sich in der Gesamtkonstruktion einzig und allein nach seinem elementaren Konzeptwert aus. Kategoriale Merkmale werden gelöscht. Sie „verschwinden“ auch ganz manifest, indem sie nicht mehr grammatisch „adressiert“ werden können. Ein *sehr weißes Brot* geht, aber nicht ein **Sehrweißbrot* oder ein **Blütenweißbrot*. Im Kompositum wäre also nur der reine lexikalische Wert vertreten, im attributiven Syntagma auch die grammatisch-kategorialen Merkmale des Adjektivs. In diesen Hintergrund lassen sich auch die Blockierungen einordnen, die weitgehend für abgeleitete Adjektive in der Komposition gelten: Derivationssuffixe sind *explizit* kategorisierend, und als solche widersprechen sie manifest der „entkategorisierenden“ Wirkung des *slots* für Bestimmungswörter. Verben gehen auch bekanntlich nur als Verbstämme in die Komposition ein, nicht mit explizit kategorisierenden Endungen (*Laufband* vs. **Laufenband*, *Trinkhalle* vs. **Trinkenhalle* etc., sekundäre Verbstämme, vor allem auf *-ier-*, gehen dagegen sehr wohl: *Studierstube* etc., sie sind nämlich nicht *explizit* kategorisierend). Das Ärgerliche an dieser These ist: Man sollte auch eine Erklärung dafür haben, dass sehr viele adjektivische Bildungen auf Fremdsuffixe durchaus gehen in der Komposition:

Modalverb, Realteilung, Nationalstaat, Spezialanfertigung, Relativsatz, Produktivkraft, Kollektivvertrag...

Am einfachsten könnte man sich aus der Affäre ziehen mit der Annahme, die deutschen Sprecher würden die Fremdsuffixe nicht als kategorisierend wahrnehmen, das wäre aber ziemlich billig, denn die Muttersprachler nehmen ja auch die nativen Suffixe nicht als kategorisierend wahr. Das tun allein die Linguisten! Ein markanter Unterschied ist freilich prosodisch: Die Fremdsuffixe sind, im Unterschied zu den nativen, alle betont, und schon darum ist es zumindest möglich, sie als Stämme zu interpretieren. Zudem gibt es allerdings aber auch (betonte) adjektivierende Fremdsuffixe, die sehr wohl blockiert sind. Eisenberg (1998 I:

219) nennt *-ant*, *-ent*, *-abel*. Nun kann man für *-ant*, *-ent* davon ausgehen, dass sie sowohl Adjektive als auch Substantive erzeugen, und die Substantive sind (freilich mit Kompositionsfuge) durchaus kompositionsfähig: *Studentenbewegung*, *Praktikantenbesoldung* etc. Auch das könnte verantwortlich sein für ihre Blockierung als Adjektive. Für *-abel* gilt (wie für das ziemlich genau entsprechende native *-bar*), dass es seiner komplexen grammatischen Bedeutung wegen blockiert ist – sie enthält explizit grammatisch kategorisierende Elemente wie „Passiv, Modal“, die schon aus diesem Grund innerhalb eines Kompositums nicht auftreten können. Schon gar nicht, wenn Entkategorisierung der Position des Bestimmungswortes inhärent ist.

Aber das lassen wir auf sich beruhen. Notorisch ist im Bereich der Wortbildung ohnehin nicht die Regelhaftigkeit – sondern die Ausnahme. Die meisten Partizipien begegnen *nicht* als Erstelement in der Komposition – aber was ist gebräuchlicher als ein *Gebrauchtwagen*? Und in einem Krankenhaus habe ich tatsächlich ein Schild gesehen, auf dem von *Liegendanfahrungen* die Rede war. Einem **Bestellbuch* oder einer **Geschlagenmannschaft* würden wir alle nicht zu begegnen wünschen. Und auch hier kann man damit argumentieren, dass Partizipien eben explizit grammatisch kategorisierend sind und darum ungeeignet für die Position des Bestimmungswortes. Die meisten Grammatiker machen es sich aber einfach in diesen Dingen. Sie sagen, *gebraucht* sei dann eben kein Partizip mehr, sondern adjektiviert, systemisch Antonym zu *neu*, und begründen das mit der Aufhebung der verbalen Selektionsbeschränkungen. Ein *gebrauchtes Handtuch* ist entweder eines, das *gebraucht wird* oder eines, das *gebraucht ist*, nicht nötig ein *Gebrauchthandtuch*. Die Verbindung eines Partizip II mit *werden* ist immer verbaler als die mit *sein*, hier kommen wir in wirklich schwieriges Gelände. Bei *brauchen* kommt ohnehin die schwierige Polysemie hinzu, der Doppelstatus als Voll- und als Quasihilfsverb. Aber diese Argumentation bleibt ein wenig zirkulär: Wenn ein Ausdruck sich nicht regelkonform verhält, dann gehört er eben nicht mehr zu seiner Formklasse. Und was gibt es dafür an Evidenz? Nun, die Tatsache, dass er sich nicht mehr regelkonform verhält! Im vorliegenden Falle freilich

gibt es reichlich andere Evidenz. Man kann ganz klar das partizipiale Vorgangspassiv (*der Wagen wird gebraucht*) semantisch von der *ist*-Konstruktion absetzen (*der Wagen ist gebraucht*), eine Zustandspassivlesart ist kaum möglich (**der Wagen ist gebraucht* – wenn Sie gleich mit ihm wegfahren wollen), ein weiterer Indikator für den Übergang vom Partizip zum Adjektiv. Allerdings kann man sich unschwer vorstellen, wie die eine Lesart historisch in die andere umschlägt, ähnlich wie in *der Wagen ist (viel) gefahren*. Und *Gebrauchtwagen* ist, ganz im Sinne unserer obigen Überlegungen, eine Nenntypisierung, opponiert zu *Neuwagen*. Und wiederum gilt als weiterer Indikator, dass das Partizip mit dem Kompositum durchaus kombiniert werden kann: *ein viel gebrauchter Gebrauchtwagen*. Was mit sich selbst kombiniert werden kann, das hat jedenfalls einen neuen systemgrammatischen Status erlangt. Wir lassen am besten die Finger von den Einzelheiten, die Vagheit und sekundäre Präzisierungsbedürftigkeit der sprachlichen Darstellungstechniken im Symbolfeld gibt hier nicht genügen Halt für klare Einteilungen.

Kommen wir nun endlich zu den derivierten Adjektiven und beginnen wir mit den deverbale auf *-bar*. Die haben in mancher Hinsicht eine Sonderstellung. Zum einen ist das Modell mit transitiven (d. i. passivierbaren) Verben hoch produktiv (Ausnahme: die Transitiva auf *-igen*. Die Gründe für diese Einschränkung sind theoretisch interessant, aber hier nicht zu vertiefen). Weiterhin gibt es für diese produktive Gruppe von Bildungen eine fast ausnahmslose begriffliche Formel, die ungefähr so lautet: *V – bar*, für *V* = transitives Verb, bedeutet so viel wie: „kann gevaut werden“. Also *bestimmbar* = kann bestimmt werden, *berechenbar* = kann berechnet werden, *schlagbar* = kann geschlagen werden etc. In die syntagmatische Paraphrase geht stets eine Komponente „Passiv“ ein und eine modale Komponente „Möglichkeit“. Eine solche eindeutige und klare semantische Formel ist bei Ableitungen, die zu vielfältigen und „zerstreuten“ begrifflichen Mustern tendieren, eher die Ausnahme. [*V – er*] kann z. B. *nomen agentis* sein (*Arbeiter, Fahrer, Verführer...*), es kann *nomen instrumenti* sein (*Drucker, Schraubenzieher, Staubsauger*) oder Ereignisnomen (*Lacher, Seufzer*).

Gewiss, auch bei den *-bar*-Adjektiven gibt es diverse semantische Schichten: eine alte mit substantivischen Basen, die aber keine Neubildungen erlaubt: *fruchtbar*, *schiffbar*, *ehrbar*. Isoliert sind *wunderbar*, *sonderbar*, *offenbar* und ein paar andere. Eine Handvoll intransitiver Verbbasen zirkuliert ebenfalls: *sinkbar*, *brennbar*, *streitbar* etc. Charakteristischerweise haben die einschlägigen Verben veraltete oder ungebräuchliche transitive Doppelgänger. Für die einzig offene und produktive Gruppe der transitiven Basen gilt aber, dass das Adjektiv einen modalpassiven Attributsatz verdichtet und verkürzt für die attributive und prädikative Funktion. Das Derivationsverfahren bringt hier eine Konstruktion in Wortform, die gleich drei kategoriale und verbasierte Merkmale zusammenfasst. *Essbar* hat:

- [a] eine grammatische Selektionsbeschränkung für substantivische Nuklei, die Zweitargument zum Verb *essen* sein können; das teilt die Form mit dem Partizip II;
- [b] einen modalen Möglichkeitswert, der mit dem Modalverb *können* kodiert werden müsste (!);
- [c] und schließlich die kategoriale Bedeutung „Passiv“, d. h. der Nukleus ist „Passivsubjekt“ zum transitiven Verbstamm. Dabei wird die Argumentstelle des aktiven Subjekts gelöscht, es kann im Umfeld der *-bar*-Adjektive nicht realisiert werden. Paraphrasieren kann man *machbar*, *essbar*, *brauchbar* etc. auch mit *es ist möglich*, *X zu machen*, *zu essen*, *zu brauchen*. Aber für wen es möglich ist, kann nicht realisiert werden, außer durch die immer zur Verfügung stehenden Präpositionalkonstruktionen: *für mich*, *ihn*, *dich*...

Semantisch haben wir es bei den *-bar*-Adjektiven mit Dispositionsbedeutungen zu tun. D. h. wenn ich ein Stück von Bach als *spielbar* bezeichne, dann kann man trefflich und mit philosophischen Argumenten darüber streiten, ob diese *Spielbarkeit* eine (womöglich einzelne!) Eigenschaft dieses Stücks ist. Sprachskeptiker werden wohl zu der Antwort neigen: Die *Spielbarkeit* scheint uns eine Eigenschaft des Stücks zu sein, weil sie durch ein attributives Adjektiv kodiert wird – und nur darum. Würde

ich sie mit dem Attributsatz kodieren, der durch die *-bar*-Konstruktion verdichtet und adjektiviert wird, ein Stück, *das gespielt werden kann*, dann kämen uns schon Zweifel, ob es sich um ein Merkmal des Stücks oder um eine Fähigkeit des Spielers handelt bzw. um das Verhältnis zwischen beiden. Diese Probleme überlassen wir jedoch getrost den Philosophen und halten für uns nur fest, dass *-bar*-Bildungen wegen ihrer hohen semantischen Einheitlichkeit zwar für die Wortbildung untypisch, aber insgesamt ein gutes Argument für die These sind, dass sekundäre Adjektive in der Hauptsache dazu taugen, Bedeutungen und Konzepte ganz anderen Typs für die attributive Modifikation zu verdichten und verfügbar zu machen. An der *Bewertung* partizipieren diese Adjektive schon wegen ihrer modalen Bedeutungskomponente. Und die hohe Gebräuchlichkeit der weiteren Derivation eines dann „tertiären“ Substantivs aus den *-bar*-Adjektiven mit *-keit* deutet darauf hin, dass hier die syntaktische Verdichtung und Verkürzung jedenfalls nicht unwichtig ist (*Brauchbarkeit, Essbarkeit, Verwendbarkeit...*). Diese tertiären Substantive kürzen (in Verbindung mit einem fast obligatorischen Genitivattribut oder einem Possessivpronomen) das Syntagma: „die Tatsache, dass etwas gebraucht, gegessen, verwendet werden kann“. Die *-bar*-Adjektive ähneln auch darin den Partizipien, dass sie gebraucht werden können, um propositionale Information in das attributive Vorfeld der Nominalphrase zu projizieren. Wenn ich sage: *der von allen guten Geistern verlassene XYZ, der seit Stunden die Kühe fütternde Y*, dann tue ich nichts anderes als eine Proposition (= Verb plus Mitspieler) in das attributive Feld einzufädeln. Zum Vergleich: Im Englischen können Sie die *-ing*-Formen nur ohne Mitspieler in das Vorfeld stellen, sobald ein Mitspieler realisiert werden soll, muss das „Partizip“ ins Nachfeld: **the a song singing man* geht nicht, nur *the man, singing a song...*

Randlich, aber theoretisch nicht uninteressant, ist die Tatsache, dass das (Adjektive bildende) Suffix *-lich* auch auf etliche Adjektive selbst angewandt werden kann:

Weißlich, grünlich, kränklich, dicklich, länglich...

Wo diese Bildungen nicht lexikalisiert sind (*kürzlich* = „vor kurzer Zeit“ z. B.), relativieren und schwächen sie die lexikalische Bedeutung ihrer Basis, gehören also im weiteren Sinne in das Umfeld der Gradierung (vgl. Fleischer & Barz 1995: 226).

Und jetzt schauen wir (bevor wir noch einmal ganz kurz einen zweiten Blick auf Relationsadjektive werfen) auf einen vollkommen anderen Typus sekundärer Adjektive, welcher der Nennerivation sehr viel näher steht. Es handelt sich um die deonymischen *-er*-Bildungen, welche aus Ortsnamen Herkunftsadjektive machen: *Bonner, Berliner, Siegener, Frankfurter* etc. Das Muster ist weitgehend produktiv mit Städte- und Landschaftsnamen, es wechselt streckenweise mit *-isch*-Ableitungen, aber das lassen wir außen vor. Sind denn die deonymischen *-er*-Adjektive eigentlich Adjektive? Die meisten von ihnen können auch substantivisch gebraucht werden und sind dann (Sach- oder) Personenbezeichnungen für (Sachen oder) Personen, die aus dem jeweiligen Basisort kommen oder stammen. Als Personenbezeichnungen können sie moviert werden: *Berliner-in, Siegener-in, Bonner-in, Frankfurter-in* etc. Dass sie auch in der attributiven Funktion großgeschrieben und nicht (wie die Mehrzahl der übrigen Adjektive) flektiert werden, ist ein weiterer Grund dafür, dass Sie wahrscheinlich zögern würden mit der Zuordnung dieser Bildungen zur Klasse der Adjektive. Aber gerade das macht sie theoretisch interessant. Es handelt sich um Formen, für die eben charakteristisch ist, dass sie gegenüber der grammatischen Opposition zwischen Substantiven und Adjektiven, zwischen Gegenstands- und Merkmalsbedeutung, weitgehend indifferent sind. Ein und dasselbe hoch grammatikalisierte Suffix (*-er*) markiert in der Verbindung mit Ortsnamen entweder ein Herkunftsadjektiv oder aber eine Personenbezeichnung mit Herkunftsmarke. Mit ein und derselben Form können Sie eine Person nennen oder ein Objekt, eine Person etc. mit einem „adjektivischen“ Herkunftsmerkmal modifizieren:

Berliner Weiße, Frankfurter Würstchen, Leipziger Messe, Baseler Zoo, Schweizer Freund...

Übergegangen ist dieses Muster auch auf die Bezeichnung von Jahrzehnten, und zwar dergestalt, dass die Nennbedeutung auch der „adjektivischen“ Form qua automatischer Selektion zuwächst:

Die zwanziger, dreißiger, achtziger (Jahre)..., ein Mann in den Vierzigern/vierziger Jahren

Sie sehen schon an diesem Beispiel: die substantivische Verwendung wird (im Dativ plural) flektiert, die adjektivische bleibt flexionslos. Die Basis der Ausdrücke (von den denumeralen abgesehen) besteht aus Toponymen/Ortsnamen. Für gewöhnlich gelten Ortsangaben als „adverbial“ und Toponyme als eine Untergruppe der Eigennamen. Um aus Toponymen adverbiale Ortsangaben zu machen, benötigt man eine lokale Präposition als Relator: *in Bonn, aus Siegen, nach Frankfurt* etc. Durch die *-er*-Ableitung werden Ortsnamen nicht weniger radikal umkategorisiert. Sie stehen dann zur Verfügung in der Sphäre des Nennens und Bezeichnens. Charakteristisch ist für diese janusköpfigen (teils nach der adjektivischen, teils nach der substantivischen Seite ausgerichteten) Bildungen, dass sie der formalen Linguistik Schwierigkeiten bereiten, was die Frage nach Kopf und Kern der Konstruktionen betrifft, in die sie eingehen. Stellt man neben einander die Ausdrücke: *der Bonner xyz* und *der Bonner Künstler xyz*, dann wandert die Flexion im zweiten Falle von der *-er*-Form zum „eigentlichen“ Substantiv *Künstler*. Aber eigentlich ist der syntaktische Status beider Ausdrücke darin ähnlich, dass sie beide weggelassen werden können, ohne dass die Grammatikalität leidet. Alle Varianten haben potenziell den Status des Phrasenkerns: *der Bonner, der Bonner Künstler, der Bonner Künstler xyz, der Künstler xyz, xyz* (für *xyz* = Personennamen).

Während wir in den *-bar*-Adjektiven Formen haben, die in vieler Hinsicht „Verb“ bleiben, haben wir den deonymischen *-er*-Ableitungen Formen, die in vieler Hinsicht „Substantiv“ bleiben.

Dass diese Bildungen auf der „substantivischen“ Seite der Adjektive nahe bei der Referenz- und Nennfunktion zu liegen kommen, kann man auch darin sehen, dass sie in der prädikativen Verwendung ein typisches Muster aufweisen. Die substan-

tivische Variante (Person + Herkunft) ist normal prädizierbar: *Er ist Berliner, sie ist Frankfurterin* etc. Die adjektivischen Formen dagegen verhalten sich spröde in der Prädikation. Bei namensähnlichen Konstruktionen wie *Berliner Weiße* verwundert das natürlich nicht. **Die Weiße ist Berliner* geht überhaupt nicht. Auch **Der Zoo ist Kölner* geht nicht. Ist der substantivische Kern dagegen eine Personenbezeichnung, dann scheint das Adjektiv in der Prädikation zum Herkunftssubstantiv zu wechseln: *Der Künstler ist Frankfurter, der Freund ist Berliner* (oder *aus Berlin*).

Alle diese Beobachtungen machen eine Analyse naheliegend, die in den deonymischen *-er*-Bildungen im Kern Nennformen sieht, die im systemischen Regelfall Personen nennen (ähnlich wie die deverbalen *-er*-Substantive im Regelfall *nomina actoris* sind). Dieser Regelfall kann im *slot* für substantivische Zusätze entweder bestätigt (*der Frankfurter Künstler, Maler, Psychologe...*) oder aber dementiert (*das Frankfurter Würstchen, der Frankfurter Zoo, die Frankfurter Oper*) werden. Als Substantiv ist es ein movierbares Maskulinum, in der adjektivischen Verwendung geht die Artikelselektion natürlich auf das folgende Nukleussubstantiv über. Anders als bei regulären Adjektiven verfügen diese Bildungen aber eben nicht über Kongruenzflexion in allen drei Genera, vielmehr bleibt der *-er*-Stamm für alle Genera, Kasus und Numeri unverändert.

Das größte Feld der sekundären Adjektive bilden zweifellos die Ableitungen auf *-ig, -lich, -isch*, auf die wir hier aber nicht im Detail eingehen können. Für die Adjektive auf *-isch* vergleiche man Eichinger (1982). Eine hochgradig homogene Untergruppe bilden die aus den deiktischen Adverbien abgeleiteten Adjektive auf *-ig*: *jetzig, heutig, hiesig, damalig, dortig, heurig, obig, vormalig, einstig...* Sie sind eindeutig reine syntaktische Transpositionen, die an sich unflektierbare Adverbien mit einem flektierbaren Zusatz versehen und somit für die Attribution verfügbar machen. Dazu passt auch, dass sie zumeist nicht prädikativ (und, da sie ja vom Stamm her Adverbien sind, auch nicht adverbial) gebraucht werden können. **Das Konzert ist heutig* geht nicht, weil Adverbien auch ohne morphologischen Zusatz per Kopu-

laverb prädiiziert werden können: *Das Konzert ist heute* (= findet heute statt).

Ein ähnliches Muster weisen die von „Zeitsubstantiven“ abgeleiteten *-lich*-Adjektive auf: *minütlich, stündlich, täglich, wöchentlich, monatlich, jährlich* (auffallend die Neigung zum Umlaut!). Auch sie bezeugen das Bedürfnis, die Bezeichnung für Zeiteinheiten als attributive Adjektive zur Verfügung zu haben. Auch sie können wir getrost als reine syntaktische Derivationen ansprechen, zumal es keinen konzeptuellen Grund dafür gibt, dass die Namen für solche Zeiteinheiten Substantive sein sollten oder müssten. Sie sind das im Deutschen nur qua default. Und konzeptuell „offene“ Bedeutungen lassen sich leicht syntaktisch transponieren.

Etwas komplexer werden die Verhältnisse für unsere Ausgangsfrage, wenn wir uns noch einmal kurz den Relationsadjektiven zuwenden, denen wir ja eine ganze Sitzung gewidmet haben (Kap. 7), in der die Dinge im Detail besprochen worden sind. Sie sind nämlich in ihrer großen Masse ein guter Beleg dafür, dass der kategoriale „Sog“ der Adjektivklasse über das bloße Bedürfnis nach syntaktischer Transposition und Derivation hinausgeht. Zur Erinnerung: Relationsadjektive sind:

- [a] von Substantiven abgeleitet;
- [b] auf die attributive Verwendung beschränkt;
- [c] in substantivische Attributkonstruktionen rückverwandelbar;
- [d] nicht steigerbar oder graduierbar;
- [e] sie stehen am rechten, nukleusnahen Rand des Vorfelds der Nominalgruppe.

Ausdrucksseitig rekrutieren sie sich aus den Suffixen *-lich, -isch, -weise, -mäßig*, aber auch aus einigen Fremdsuffixen, vor allem *-al, -ell*. Nehmen wir als Beispiel den Ausdruck *die ärztliche Schweigepflicht*. Das Adjektiv ist aus dem Substantiv *Arzt* abgeleitet, es kann (in der vorliegenden Bedeutung) nicht prädikativ gebraucht werden (**die Schweigepflicht ist ärztlich*), es kann in ein substantivisches Attribut (hier: Genitivattribut: *die Schweige-*

pflicht des Arztes) rückverwandelt werden, es ist nicht steigerbar oder graduierbar (**die sehr ärztliche, die ärztlichere Schweigepflicht*), und es bleibt als Attribut in unmittelbarer Nachbarschaft des Nukleus (*die traditionelle ärztliche Schweigepflicht* vs. **die ärztliche traditionelle Schweigepflicht*).

Die Bezeichnung „Relationsadjektiv“ (auch „Bezugsadjektiv“ bei Schäublin 1972) geht auf den vom französischen Linguisten Charles Bally geprägten Ausdruck „adjectif de relation“ zurück. In der Romanistik ist die Erscheinung vertraut, da in den romanischen Sprachen die Komposition nicht annähernd so produktiv ist und in ihrer Funktion weitgehend durch solche Konstruktionen mit Relationsadjektiven ersetzt wird. *Sonnenhitze* heißt im Französischen *chaleur solaire*. Im Deutschen galten Relationsadjektive noch vor etwa 100 Jahren als Fremdkörper, die das Adjektivsystem sehr schnell assimiliert, indem sie sie in ganz „gewöhnliche“, charakterisierende Adjektive umwandelt. Möglicherweise hat man aber damals einfach nicht genau genug geschaut. Jedenfalls breiten sich die Relationsadjektive rasant aus im Deutschen, und man kann sogar beobachten, wie gute alte charakterisierende Adjektive die umgekehrte Richtung einschlagen und mit einem Male auch relational gebraucht werden. Was die einschlägige Literatur betrifft, so vergleiche man vor allem Schäublin (1972), Eichinger (1982), Frevel (2002), Frevel & Knobloch (2005), zum Status der Relationsadjektive im Deutschen und zu ihrer allmählichen Einbürgerung vgl. Dornseiff 1921, Hotzenköcherle 1968, Lauffer 1977.

Nehmen wir typische Relationsadjektive wie *schulisch, unterrichtlich, menschlich* und betrachten kurz deren Gebrauch. Im Syntagma *menschliches Verhalten* wird man zunächst lediglich ein Äquivalent zu *Verhalten von Menschen* sehen wollen (= Resubstantivierbarkeit). Versehen wir dagegen das Adjektiv in dieser Fügung mit einem Graduierungselement (*echt, wirklich menschliches Verhalten*), so entsteht daneben sofort eine andere, nämlich charakterisierende und auch (positiv) bewertende Lesart. Wenn ein verhaltenswissenschaftliches Lehrbuch den Titel *Menschliches Verhalten* führt, dann werden Sie durchaus damit rechnen, auch evaluativ ziemlich „unmenschliche“ Verhaltens-

weisen dort beschrieben zu finden. Im reinen Relationsadjektiv erfährt der Nukleus lediglich eine „Zuordnung“ zu einer ebenfalls substantivischen Sphäre, zu der, aus welcher das Relationsadjektiv abgeleitet ist.

Wie Schäublin (1972) ausführlich beschreibt, bestehen aber sehr große Anteile des Vorrats an Relationsadjektiven aus Lexemen, die „ambivalent“ sind, d.h. sowohl als echte und eigentliche Relationsadjektive gebraucht werden als auch als „charakterisierende“ Adjektive. Der charakterisierende Gebrauch, die charakterisierende Bedeutung rasten dann ein, wenn der Ausdruck aus der attributiven Beschränkung in den prädikativen Gebrauch übergeht. Wenn ich sage:

Das ist (doch nur) menschlich, das ist unärztlich...

Außerdem wenn graduierende oder intensivierende oder negierende Elemente die Adjektivbedeutung modifizieren, dann wird aus dem Relationsadjektiv ein vollgültiges Adjektiv mit der kategorientypischen Mischung aus konzeptueller Beschreibung, Einordnung und Bewertung. Wenn Sie jemanden als *sehr menschlich* charakterisieren, dann bescheinigen Sie ihm nicht nur, dass er zur Gattung „Mensch“ gehört, sie charakterisieren und bewerten sein Verhalten. Ganz analog begegnet uns ein Relationsadjektiv wie *wirtschaftlich* ebenfalls in einer solchen weiteren Bedeutung: Wenn ich sage: *der Betrieb arbeitet wirtschaftlich*, dann will ich damit nicht bloß kommunizieren, dass es sich um einen *Wirtschaftsbetrieb* handelt (das wäre sprachtechnisch ein Determinativkompositum, und damit die ungefähre Entsprechung einer Fügung aus Relationsadjektiv und Substantiv). Vielmehr kommuniziere ich mit der charakterisierenden und bewertenden Bedeutung, dass der Betrieb Gewinn macht (= wirtschaftlich arbeitet). Dass hinter einer großen Zahl solcher desubstantivischen Adjektive zwei ziemlich distinkte Verwendungen stecken, macht man sich im Alltag gewöhnlich nicht bewusst. Es kommt hinzu, dass, wenn die charakterisierende Bedeutung einmal „in der Welt“ ist, sie naturgemäß auch in die attributive Sphäre vordringt. Lesen Sie etwa in einer Todesanzeige die Formel *sein (zutiefst) mensch-*

liches Verhalten wird uns..., dann setzen Sie unweigerlich die evaluative Bedeutung ein – und nicht die des Lehrbuchs über *Menschliches Verhalten*.

Mit Bezug auf die Ausgangsfrage dieses Kapitels können wir ungefähr resümieren: So lange desubstantivische Adjektive rein auf den attributiven Gebrauch begrenzte Relationsadjektive sind, haben wir es mit purer „syntaktischer Derivation“ zu tun, d.h. substantivische Bedeutungen werden so umgeformt, dass sie auch in attributive Adjektivslots „passen“, so lange sie nukleusadjazent stehen und keine Anzeichen von Graduierung etc. tragen. Wenn sie jedoch „charakterisierend“ werden, in den prädikativen Gebrauch (und in die Graduierbarkeit) übergehen, dann werden sie echte und vollgültige Adjektive und wir betreten das Feld der „lexikalischen Derivation“.

Da Relationsadjektive per definitionem desubstantivische Ableitungen sind (und somit explizit grammatisch kategorisiert), finden wir sie in der Regel nicht als Bestimmungswort in der Komposition. Und das gilt auch für den Fall, dass sie neben ihrer Verwendung als Relationsadjektive auch charakterisierend und bewertend gebraucht werden. Produktive Suffixe, die aus Substantiven Relationsadjektive ableiten, sind u.a. *-lich*, *-isch*, *-weise* und *-mäßig* als heimische und *-al* bzw. *-ell* als Fremdsuffixe.

Es versteht sich, dass hier nur ganz wenige Ausschnitte aus dem Spektrum der Wortbildung des Adjektivs berührt werden konnten.

| Kapitel 13

Zusammenfassung und Schlussbemerkung

Inhalt: *Schlussbemerkungen; das Adjektiv als syntaktisch modifizierende, zentripetale Wortklasse; die Widersprüche innerhalb der Lexemklasse und zwischen ihren syntaktischen Verwendungen.*

Erinnern wir uns kurz an ein paar wesentliche Eckdaten der Wortklasse Adjektiv im Deutschen: Wir haben es zu tun mit einer Wortklasse,

- [a] die aus ca. 200 primären und vielen tausenden sekundären, aus anderen Wortklassen abgeleiteten Elementen besteht;
- [b] die in der attributiven Verwendung im NP-Vorfeld mit Kongruenzflexion auftritt, ansonsten, in den anderen Funktionen (prädikativ, koprädikativ/adverbial), flexionslos: Die Kongruenzflexion des Adjektivs markiert dessen Teilhabe an der Nennfunktion, an Referenz;
- [c] die zunächst auf die grammatisch-semantische Funktion des *explicans* beschränkt ist und für sich genommen so gut wie keine identifizierende Wirkung hat (sonst könnten Sie das Spiel: „Ich sehe was, was Du nicht siehst, und das ist ADJ“ nicht spielen!);
- [d] die insofern „zwischen“ Substantiv und Verb steht, als sie typischerweise Konzepte von mittlerer Zeitstabilität kodiert (Verben hingegen sind auf „flüchtige“ Ereignisse und Handlungen spezialisiert, Substantive auf relativ stabile Klassenmerkmale des Bezeichneten);
- [e] die, wie andere Wortklassen auch, stärker grammatikalisierte formale Elemente enthält (vgl. Lehmann 2005). Das sind hier

die Determinierer und die adjektivischen Pronomina (Artikelwörter, Possessiv- und Demonstrativpronomina, aber auch Phorika wie *der vorige, nächste, letzte, erwähnte* etc., die sich auf den diskursiven Status und die „Einordnung“ des Referenten beziehen);

- [f] die im attributiven Gebrauch im Vorfeld der Nominalphrase aufgespannt ist zwischen der nach links tendierenden Referenzfestlegung, der nach rechts tendierenden Begriffsfestlegung und der nach der Mitte tendierenden prototypischen deskriptiven und restriktiven „typischen“ Adjektive.

So gesehen ist die Lexemklasse Adjektiv, spitz gesagt, eingeklemmt zwischen den grammatikalisierten Adjektiven auf der einen und den Relationsadjektiven auf der anderen Seite. Sie ist aber auch (im Sinne von Hansjakob Seilers Überlegungen) fokale Instanz und Wendepunkt auf einem funktionalen Kontinuum zwischen Referenzfestlegung (Indikation) und Konzept- oder Begriffsfestlegung (Prädikation). Die typischen lexikalischen Adjektive schauen gewissermaßen nach beiden Seiten, sie sind janusköpfig und verbinden sich entweder mit der konzeptuellen Intension des Nukleus oder mit den extensionalen Merkmalen von dessen Referenten. Das ist ihre kognitive, auf das Nennen und auf das Symbolfeld bezogene Dimension. Daneben haben sie aber ein zweite Dimension, die insofern feldambivalent ist, als die Wortklasse Adjektiv (in ihren primären wie in ihren sekundären, abgeleiteten Mitgliedern) eine ausgeprägte Affinität zur Evaluation, zur sprachlichen Bewertung von Gegenständen und Sachverhalten aufweist. Banalerweise ist die Bewertung eines Nominatums nicht in diesem selbst allein, sondern in dessen Verhältnis zum jeweils Sprechenden verankert. Man möge aber darum nicht den Fehler machen, den evaluativen Wert von Adjektiven als „subjektiv“ zu marginalisieren. Adjektive stellen den Sprechern vielmehr sprachsystemisch objektivierte (und sprechergruppen-relative) Bewertungsmuster zur Verfügung.

Das Adjektiv im Wortartensystem: Dass die antiken Grammatiker das Adjektiv nicht als selbständige Wortart geführt haben, sondern als Unterart der *nomina*, ist bekannt. Dass man vor dem

lateinisch-griechischen Hintergrund *nomen substantivum* und *nomen adjectivum* als Verwandte ansah, liegt auch daran, dass die Adjektive im Lateinischen durchaus nicht so scharf von den Substantiven geschieden sind wie in den „modernen“ Sprachen (hierzu Wackernagel 1924). Im Lateinischen kann man die „Substantive“ für „Heer“ und „Sieger“ einfach neben einander stellen: *exercitus victor*, und das heißt dann so viel wie „das siegreiche Heer“. Aus dem Substantiv wird ein Adjektiv in dem Maße, wie sich kongruente Formen für alle drei Genera etablieren. Moderne Linguisten wissen, dass es Sprachen gibt, in denen Adjektive eher wie eine Unterklasse der (stativen) Verben aussehen, während sie in anderen Sprachen kongruenzpassiven (bzw. von anderen Substantiven regierten) Substantiven gleichen. Sie wissen auch, dass es Sprachen gibt, in denen es schwer ist, von einer distinkten Klasse „Adjektiv“ überhaupt zu sprechen (Dixon 1977 und öfter). Wo es die Wortart Adjektiv nur als kleine und geschlossene Wortklasse gibt, da verfügt sie meist über Bedeutungen aus den Bereichen Dimension/Eigenschaft (groß/klein, lang/kurz), Bewertung (gut/schlecht, schön), Farbe (schwarz, weiß, rot), menschliche Eigenschaften (schlau/dumm, freundlich). Wo wir hingegen große offene Adjektivklassen mit reichem derivativem Zuzug aus anderen Wortarten haben (wie im Deutschen), da können beinahe alle lexikalischen Bedeutungen auch „adjektivisch“ verwendet werden, die der Verben regulär in den Partizipien etc.

Von den zahllosen Einordnungsversuchen, die seit den Tagen der antiken Grammatik an Adjektiven vorgenommen worden sind, will ich nur eine, ziemlich originelle nennen: die von Carl M. Mager im Jahre 1841 vorgenommene, nach welcher das gesamte Feld der (wasbestimmten) Nennwörter in drei Abteilungen zerfällt: die Substantive, die Verben und die Partizipialien, welche an beiden Eigenschaften, denen der Substantive und denen der Verben, teilhaben können. In diese letztere Klasse der Partizipialia tut Mager (1841, wiederabgedruckt in Schaeder & Knobloch 1992) sowohl die wirklichen Partizipien, die von Verben systemisch gebildet werden, die (nicht-deiktischen) Adverbien und schließlich die lexikalischen Adjektive im modernen Sinne.

Diese letzteren (so Mager) sind die syntaktisch am reichsten entwickelten Partizipialformen. Sie können attributiv Substantive modifizieren, adverbial Verben, sie können als Namen verwendet werden (*die Schöne, der Alte* etc.) und haben so an der Sphäre des Substantivs teil, und sie können schließlich prädiziert werden, was sie den Verben annähert. Für die echten Partizipien im heutigen Sinne gilt dagegen, dass sie in der Regel nicht prädiziert werden können, aber dafür einige verbale Eigenschaften in den Bereich einführen.

Ein anderes, aber durchaus vergleichbares Modell bezieht die (wasbestimmten, lexikalischen, offenen) Wortklassen auf die drei Grundfunktionen des Sprechens: **Nennen/Nomination**, **Prädizieren/Prädikation** und **Modifizieren/Attribution** (für eine interessante Version hiervon vgl. Böhm 1998). Dabei gilt die Hypothese, dass jede Hauptwortart in einer dieser Sprechfunktionen ihren Schwerpunkt hat und für die beiden anderen jeweils sekundäre Formen herausbildet. Das Substantiv ist grammatisch „Form des Nennens“, der Nomination, sekundär, in Verbindung mit Kopulaverben, kann es aber auch zum Prädizieren verwendet werden, als Bestimmungswort in der Determinativkomposition und als Genitivattribut kann es zum Modifizieren verwendet werden (per Genitivattribut, das ja eine komplette NP ist, eher als *reference-point relation* im Sinne von Langacker, per Bestimmungswort in der Determinativkomposition als dekategorierte Konzeptmodifikation). Kategorial können sekundäre attributive Adjektive an beiden Optionen des Substantivs partizipieren: Possessive Adjektive (wie in *das väterliche Haus, die bischöflichen Weingüter*, aber vor allem in den slawischen Sprachen) stehen für die *reference-point relation*, Relationsadjektive (z. B. in den romanischen Sprachen, aber zunehmend auch im Deutschen; vgl. Frevel 2005) besetzen die „Nische“ der Determinativkomposition. Das Verb ist dagegen ganz auf die Funktion der Prädikation zugeschnitten, die es in seiner finiten Form organisiert, es verfügt aber über sekundäre Formen des Nennens (den substantivierten Infinitiv, Stammnominalisierungen wie *Schlaf, Stich, Wurf, Schlag...* etc.) sowie über die Partizipien als Formen der Modifikation und der Attribuierung (*das schlagende Argu-*

ment, die geschlagene Mannschaft). Für die Adjektive gilt dann entsprechend: Sie sind spezialisiert auf Modifikation/Attribution, können (wie die Substantive) zusammen mit Kopulaverben präzisieren und über ihre Substantivierungsoptionen (und als Restriktiva etc.) haben sie Anteil am Nennen (*die Alten, die Grünen, die Reichen, die Schwangeren, der große, die mittlere...*).

Die attributive Beziehung ist neutral (oder gleichgültig) gegenüber der Opposition zwischen Referenzspezifizierung und „Referentenspezifisierung“ – in der Terminologie von Bolinger (1967) dient ein Relationsadjektiv wie in *polar bear* der *reference specification*, während ein gewöhnliches Adjektiv wie *kuscheliger Bär* der *referent modification* dient. Man sollte hinzufügen, dass es genügend Adjektiv-Substantiv-Syntagmen gibt, die nach beiden Richtungen interpretiert werden können (*die atemberaubende Sängerin* kann auf die Person oder auf ihren Gesang bezogen werden). Entscheidend ist, ob das Adjektiv als Information über einen spezifischen Referenten oder als Information über die Objektklasse möglicher Referenten gelesen wird. Man darf getrost vermuten, dass die fragliche „Doppeldeutigkeit“ bei den prototypischen primären Adjektiven (Dimensionsadjektive, Evaluativa, Farbadjektive) eher die Regel ist. *Grüne Bohnen* kann eine Sorte spezifizieren (in Opposition zu *weiße, schwarze, dicke Bohnen*), es kann aber auch einen spezifischen Referenten beschreiben.

Überhaupt ist die Terminologie hier wenig einheitlich. So übernehmen Bhat & Pustet (2000) Bolingers Opposition zwischen *reference modification* und *referent modification*, beziehen sie aber in der Hauptsache auf den Unterschied zwischen prädikativem und attributivem Gebrauch von Adjektiven. Prädikative Adjektive, so schreiben sie (Bhat & Pustet 2000: 766), modifizieren den *Referenten* der NP, die das (absolute) Subjekt bildet:

Das Haus ist groß und hell; die Wiese ist bunt; das Wasser ist warm...

Dagegen gilt für den attributiven Gebrauch, dass er die *Referenz* oder die *Bedeutung* des Nukleus modifiziert:

Das große, helle Haus; die bunte Wiese; das warme Wasser...

In der Sache sind beide Ansätze kompatibel und ergänzen sich sogar recht gut.

Während Substantive eine klare Präferenz für Argumentfunktionen im Satz haben und Verben eine klare Präferenz für die Funktion des Prädikats, ist für die Lexemklasse Adjektiv „fehlende Funktionspräferenzfixierung“ (Böhm 1998: 42) charakteristisch. Adjektive sind als Prädikate und Koprädikate im Gebrauch, aber selbst in Attributfunktion können sie selbst Argumente realisieren (*ich nehme den anderen, linken, großen (Salat)...*) oder aber bloße Koprädikate ihrer Argumente sein (*Glenn Gould war ein berühmter Pianist* = „berühmt und/als Pianist“). Diese Unklarheit spiegelt sich auch in widersprüchlichen Modellen und Beschreibungen der Linguisten, die nicht recht wissen, ob sie das attributive Adjektiv in der Nominalphrase als kongruent, als regiert oder gar als Kopf einer Konstruktion auffassen wollen, zu der dann der substantivische Nukleus lediglich eine Art Apposition bildet:

Ich trinke lieber den anderen (Wein).

Jeder strenge Morphosyntaktiker wird an dieser Stelle darauf beharren, dass der Akkusativ vom Verb, das Genus aber vom substantivischen Nukleus „stammt“, ganz gleich, ob der Nukleus realisiert wird oder nicht. Jeder Funktionalist hingegen, der das Pferd nicht von der Formseite aufzäumt, wird dagegenhalten, dass die Realisierung eines Arguments keineswegs am substantivischen Nukleus „hängt“:

Ich nehme das → *ich nehme das (gestreifte)* → *ich nehme das (gestreifte) ((Hemd))*

Adjektiv und Substantiv können hier wie sukzessive „Ausführungen“ oder Symbolfeldpräzisierungen des Index gelesen werden, der aber eben auch schon den Referenten (ko-)indiziert. Und wenn es (noch) keinen Nukleus gibt, an dem sich die

Genusprojektion orientieren könnte, dann tritt ein Neutrum-*das* gerne in die eröffnende Position. Zumindest in der gesprochenen Sprache kann man häufig Abfolgen hören wie: *Lass uns das nehmen, nein, die andere...*, bei denen mit Händen zu greifen ist, wie der Redemechanismus zwischen einfacher Deixis und „nuklearer“ Genusprojektion wechselt. Vielleicht wird der Funktionalist dann noch spöttisch daran erinnern, dass es weite Bereiche in der Verwendung attributiver Adjektive gibt, bei denen es keine Genusprojektion oder -reaktion geben kann, z.B. bei pluralischen Formen:

Wir hätten lieber die anderen, die schönen...

ist mit allen substantivischen Nuklei im Plural kompatibel und muss daher keineswegs „elliptisch“ gedeutet werden. Und bei der Opposition zwischen Singular und Plural darf man getrost argumentieren, dass sie zumindest auch durch den oder die Referenten gesteuert ist und den Mechanismus der Nukleusprojektion entbehren kann, da er die Referentensteuerung lediglich verdoppelt. Und „Plural“ gilt ja mit Recht als eine Kategorie, die natürlich kongruenzrelevant, aber eben auch referenzgesteuert ist.

Hier ist womöglich der Ort, auf eine Beobachtung zurückzukommen, die wir bisher (wie übrigens die meisten Grammatiken des Deutschen) einigermaßen vernachlässigt haben. Es geht um die Adjektive als (pragmatisch) „freie Prädikate“ einerseits und als (syntaktische) Koprädikate im Symbol- und Darstellungsfeld der Sprache. Über die Adjektive als (pragmatisch) freie Prädikate, die einfach außerhalb des syntaktischen Zusammenhangs (vorzüglich als evaluative Ausdrücke) gebraucht werden, gibt es so gut wie keine Untersuchungen. Wer aber mündliche Gesprächstranskripte und vor allem Transkripte von Gesprächen zwischen Kindern und Erwachsenen durchgesehen hat, der kennt die mitlaufenden freien Adjektive wie:

Gut, schön, prima, herrlich, geil, ausgezeichnet, super, phantastisch, nett, unangenehm, peinlich, (wie) aufregend...

Sie kommentieren und bewerten laufendes Gesprächs- oder Handlungsgeschehen, Bilder, Film- oder Fernsehdarbietungen, die von mehreren Beteiligten beobachtet werden. Feldtechnisch müssen sie mit „etwas“ in indexikalische Verbindung gebracht werden, was in der aktuellen Orientierung von Sprecher und Hörer verfügbar, erreichbar ist (und was sich erkennbar für die Bewertung eignet). Solche offene, sprachtechnisch ungerichtete Indexikalität funktioniert nur mit der unflektierten Grundform der Adjektive. Wenn man nun zum Vergleich diejenigen syntaktischen Verwendungen unflektierter Adjektive hinzuzieht, von denen die Grammatiken berichten, dann ergibt sich folgende Konstellation: Unflektiert sind alle *syntaktischen* Verwendungen von Adjektiven mit Ausnahme der prä nuklear-attributiven, nur die verbinden das Adjektiv morphologisch eindeutig mit einem substantivischen Nukleus (bzw. verweisen flexivisch auf die Nominalität, wenn der Nukleus entfällt: *ich nehme den roten*). Im einzelnen sind das:

- [a] die **prädikative** Verwendung mit einem Kopulaverb/Verbalisator (*sein, werden, bleiben*): *die Wiese ist grün, das Bild ist schön, es wird alles wieder gut...*
- [b] die **adverbiale Verwendung**: *Maria singt schön, der Stich juckt heftig...*
- [c] die Verwendung als **Subjekts- oder Objektsprädikativ**: *Er findet das blöd, ich halte ihn für dumm...*, bei der das Adjektiv eine sekundäre Prädikation über das Satzobjekt oder das Satzsubjekt bildet, die über die Valenz des Hauptverbs vermittelt ist;
- [d] die Verwendung als **prädikatives Attribut**, bei der es ebenfalls um eine Sekundärprädikation über Subjekt oder Objekt geht, die allerdings (im Unterschied zum Subjekts- und Objektsprädikativ) *nicht* über die Valenz des Verbs vermittelt wird: *Er kam gesund nach Hause, der Kellner stellt die Suppe heiß/fröhlich auf den Tisch...*
- [e] die Verwendung als **nachgestelltes Attribut**: *Whiskey pur, Scholle satt, Cola light, Röslein rot...* Hier haben wir eine Mischung aus Reliktkonstruktionen, die noch aus einer Zeit

stammen, in denen die Syntax des attributiven Adjektivs positional wie morphologisch anders „tickte“ (Vor- und Nachstellung wechselten ebenso wie [+/-Flexion]; *trocken Brot, ruhig Blut, sauer Bier, sich lieb Kind machen...*), und modischen Nachbauten vor allem aus der kulinarischen Fachsprache.

Aber (und hier kommen wir zurück auf das Adjektiv als „freies Prädikat“) es gibt vor allem in der gesprochenen Sprache auch die Einbindung der adjektivischen freien Prädikate in das Symbolfeld mittels einer Komplementsatzkonstruktion oder Ähnlichem. Ich denke an Formeln wie:

Schön, dass du da bist; schön, von dir zu hören; blöd gelaufen, die Sache; lächerlich, den Typ so abzuspeisen (vgl. Behr 2011)

Wahrscheinlich würde ein konventioneller Grammatiker hier von Ellipsen sprechen wollen und das Adjektiv zum Prädikat eines latenten Kopulasatzes machen: *Es ist schön, dass du da bist* etc. Wenn die Welt dann wieder in Ordnung ist für die Grammatik, soll es mir recht sein, aber natürlich verfehlen solche „Erklärungen“ just das, was an derartigen Konstruktionen spezifisch ist: Wer von Ellipsen spricht, der versucht, *eine* Konstruktion durch eine *andere* zu erklären, was nach den (durchaus beherzigenswerten) Prinzipien der Konstruktionsgrammatik jedenfalls nicht geht. Das evaluative/bewertende Adjektiv, das sich sonst seine Bezugsstelle im lokalen laufenden Geschehen suchen muss, schafft sich nunmehr „Ersatz“ in einem sprachlich ausformulierten Bezug. Ob solche Konstruktionen nur mit bewertenden Adjektiven „gehen“, wäre zu untersuchen, auf jeden Fall überwiegen Evaluativa in diesem Anwendungsbereich deutlich.

Allgemein gilt in der Gegenwartssprache, was bereits Brinkmann (1962: 115) notiert: Sobald ein Adjektiv aus der NP-Syntax und damit aus der Beschränkung auf den folgenden substantivischen Nukleus „ausgeklammert“ wird, gewinnt es grundsätzlich „Bedeutung für den ganzen Satz“. Das heißt: Es muss sich eine grammatisch-semantisch geeignete Bezugsstelle *suchen*. Nur in der flektierten attributiven Funktion ist sein Bezug morphosyn-

taktisch klar und eindeutig. Ansonsten importiert es seine Eigenschaften als „freies Prädikat“ umstandslos in das Symbol- und Darstellungsfeld der Syntax. Wirklich als Konstruktion grammatikalisiert ist in diesem Feld aber lediglich die Kopulakonstruktion [a]. Für sie gilt, dass Kopulaverben als zweistellige Relatoren einen „rechten“ *slot* für sekundär prädikative Ausdrücke (Adjektive, deskriptive Substantive, Adverbien) haben und einen „linken“ *slot* für ein absolutes Argument (Böhm 1998: 52ff). Ein prädikatives Adjektiv ist somit „gerichtet“ auf den absolutiven *slot* der Kopula. Alle anderen Relationen sind latent und müssen nach aktuellen Beziehbarkeiten im Symbolfeld improvisiert werden.

Man könnte also einigermaßen ökonomisch das Adjektiv in seiner unflektierten Grundform im Deutschen als eine Sekundärprädikation oder Koprädikation bezeichnen, die überall da angeschlossen werden kann, wo sie semantisch „passt“. Mit morphologischen Mitteln auf einen bestimmten (den attributiven) Bezug festgelegt wird das Adjektiv nur durch die adnominale Kongruenzflexion, die das Adjektiv gewissermaßen zu einem „Kosubstantiv“ macht, das bei fehlendem Nukleus durchaus den substantivischen Kern ersetzen kann.

Weiterhin spricht vieles dafür, eine klare Grenze zu ziehen zwischen der lexikalischen Kategorie „Adjektiv“ (wie sie definiert ist durch die prototypische Trias von attributiver, prädikativer und adverbialer Verwendung) und dem sehr viel weiteren Feld der syntaktischen Attributiva. Diese letzteren umfassen sowohl am linken (pronominalen, referenzfestlegenden) Rand als auch am rechten (konzeptmodifizierenden) Rand zahllose Ausdrücke, für die es gerade charakteristisch ist, dass sie *nicht* prädiert werden können ohne Funktions- oder Bedeutungswandel. Typisch sind „links“ die adjektivischen Pronomina und Artikelwörter des Typs *ein, mein, kein*, die in die prädikative Adkopulaposition nur eintreten können, wenn sie morphologisch substantiviert werden (*Das ist einer, meiner, keiner*, nicht **Das ist ein, mein, kein*) und dadurch die Kopulawörter umdefinieren in ein Instrument der referenziellen Gleichsetzung zweier Größen, aber auch die „orientierenden“ Attributiva (*erwähnt, angeblich, genannt, hiesig*,

heutig, dortig, ober-, unter-, letzt-, nächst- etc.). Dagegen entziehen sich Stoff- und Relationsadjektive der gleichsinnigen Transposition in die prädikative Sphäre aus offensichtlich anderen Gründen.

Insofern nun die attributive Sphäre auch der nennenden Verdichtung anderer grammatischer Beziehungen (Verb-Adverb, Subjekt-Verb, Verb-Objekt) dient, führt sie weit über das lexikalische oder primäre Adjektiv hinaus. Es mag sein, dass diese attributive Verdichtung auch dafür sorgt, dass die Abhängigkeit des Verstehenden von fallweisen Beziehbarkeiten der involvierten Ausdrücke in noch stärkerem Maße abhängt, als das bei anderen grammatischen Beziehungen der Fall ist. Jedenfalls liefert die Möglichkeit der attributiven Verdichtung ein Motiv dafür, dass es zu fast allen anderen Wortarten sekundäre Attributiva gibt. In diesem Sinne schreibt Sommer (1928):

Die Gestaltung als sprachliches Beiwort, wie sie das Attribut darbietet, hat für die Ökonomie der Äußerung (brutal ausgedrückt) so gewaltige Vorteile, dass der Sprechende bereitwilligst auf eine verstandesmäßig genaue oder genauere Fassung Verzicht leistet [...] (Sommer 1928: 8)

Das bezieht sich auf Beispiele wie *auf meine alten Tage, eine leckere Flasche Wein* etc. Während man für die nicht attributiv verwendbaren „Adjektive“ des Typs *pleite, quitt, leid, schuld, schade, baff* etc. längst eine eigene Schublade geschaffen und definiert hat („Adkopula“), tut man sich mit einer eigenen Abteilung für die reinen Attributiva nach wie vor schwer. Das hängt gewiss damit zusammen, dass es sehr unterschiedliche Gründe dafür gibt, dass sich adjektivähnliche Ausdrücke der Kopulapredikation entziehen. Das nämlich kann der Fall sein, weil entweder die Binnenlogik des lexikalischen Wortes gilt (wie bei Determinativkomposita oder Syntagmen aus Relationsadjektiv und Nukleus) oder aber weil die pragmatische Logik der Referenzfestlegung gilt. *Beide* Mechanismen ziehen die Kombinatorik aus dem eigentlichen Symbolfeld des Satzes heraus. Aber gewissermaßen nach entgegengesetzten Richtungen.

Auch wenn das natürlich eine reine Spekulation ist: Man kann sich die systemische Ausdifferenzierung von attributiven Adjektiv-Substantiv-Syntagmen etwa so vorstellen, dass die Entwicklung mit appositionsähnlichen Syntagmen beginnt, die unabhängig voneinander zweimal auf den gleichen Referenten zugreifen, ähnlich wie in echten Appositionen des Typs: *Der Polizist, unser Nachbar...* Dieses Appositive klingt noch an in den attributiven Verwendungen von Substantiven, die Wackernagel (1924) aus dem Lateinischen berichtet (*exercitus victor, homines magis asinos...*). Es klingt noch deutlicher an in Sprachen, die mit der Verwendung eines attributiven Adjektivs die Wiederholung des substantivischen Artikelwortes obligatorisch machen – wo man also nicht sagt: *die grüne Wiese*, sondern *die Wiese, die grüne* (Beispiele liefern semitische Sprachen, aber auch Kisuaheli und andere Bantusprachen). Und ist nicht die Zusammenstellung eines deiktischen Demonstrativums mit einem nennenden Substantiv im Grunde auch eine Apposition (im Sinne der Zusammenstellung zweier koreferenzieller Ausdrücke)? Dieser Grammatikalisierungspfad dürfte möglicherweise so modellierbar sein, dass sich eine Klasse von „Adjektiven“ aus der Spaltung der Substantivklasse in referenzielle und „koreferenzielle“ Ausdrücke entwickelt hat (Lehmann 2005). Die koreferenziellen Ausdrücke spezialisieren sich dann auf adnominale Kontexte und erwerben genuskongruente Formen. So gesehen nistet sich das eigentliche attributive Adjektiv in der Nische zwischen Referenzindex und Nennwort ein – als ein Ausdruck, der eben nur nennt zusammen mit einem Referenzindex und/oder einem identifizierenden Nennwort. Die lexikalische Kategorie „Adjektiv“ markiert (im Sinne von Seiler 1985) einen fokalen Punkt auf dem Kontinuum zwischen referenzieller Identifizierung und nennender Konzeptualisierung des Referenten. Von diesem Ausgangspunkt aus kann sich eine innere Differenzierung, eine funktionale Polarisierung in der Phrase etablieren, die identifizierende („substantivische“) und charakterisierende („adjektivische“) Information auf unterschiedliche Positionen verteilt. Dann ist das typische Adjektiv [-identifizierend] und das typische Substantiv [+identifizierend], oder besser gesagt: Es gehört zur typisch adjektivischen Bedeu-

tungsweise, dass sie an der Identifizierung von Referenten nur *vermittels* ihrer Beziehung auf ein identifizierendes Substantiv teilhat. Eine solche Optik hätte erhebliche Konsequenzen für die grammatische Behandlung der Adjektivkategorie. Es wäre beispielsweise wenig sinnvoll, von lexikalisch festen Merkmalsbedeutungen bei Adjektiven auszugehen. Das beinahe kanonische *single-property*-Axiom, wonach Adjektive typischerweise einzelne kognitive Merkmale vertreten, Substantive hingegen heterogene Merkmalsbündel, müsste womöglich neu durchdacht werden, weil sich feste semantische Merkmale vielleicht gar nicht ausmachen und fixieren ließen, wenn die kategoriale Bedeutung von Adjektiven auf den inferenziellen Bezug und auf Wechselwirkung mit Substantiven abgestellt ist.

Um das ein wenig zu illustrieren: Ein Adjektiv wie *blond* stünde dann tatsächlich für ein Einzelmerkmal (= Haarfarbe), aber eben nur, weil bei ihm der inferenzielle Bezug auf die Bezeichnungssphäre „Haare“ bereits fest zur Lexembedeutung gehört. Ein Adjektiv wie *nackt* hingegen, das sich mit Reihen semantisch heterogener Substantivsphären verbinden lässt:

Nackte Tatsachen, nackte Angst, nackte Felsen, nackte Menschen, nackte Gewalt...

hätte als Lexembedeutung eigentlich nur so etwas wie einen „privativen“ Kern (= irgend etwas fehlt!), eine fassliche Bedeutung und Lesart ergibt sich erst durch den Bezug auf die Sphäre des jeweiligen Substantivs. Es versteht sich, dass die etablierten Begriffe und Verfahren etwa der „Polysemie“ nicht mehr ohne weiteres eingesetzt werden können, wenn die kategorialen, grammatischen Eigenschaften von Adjektiven die unabhängige Identifizierung einer festen lexikalischen Bedeutung kaum gestatten. Wie man bereits aus den klassischen Arbeiten über die Dimensionsadjektive weiß (Bierwisch & Lang 1987), können wesentliche Komponenten der „Bedeutung“ von Adjektiven erst in Bezug auf die jeweils modifizierte Sphäre bestimmt werden. Natürlich gibt es für unseren reflexiven Blick zwischen den Bezügen typischer Adjektive „Familienähnlichkeiten“ (vgl. Bons 2009 über *hart*,

weich, grob, sanft), aber wir wissen nicht so recht, wohin wir die semantische Beweglichkeit der Adjektive zurechnen sollen: Gehört sie gewissermaßen „latent“ zu deren lexikalischer Bedeutung oder sollte sie in der jeweiligen substantivischen Bezugssphäre lokalisiert werden? Tatsächlich scheint die Bedeutung eines Adjektivs ein „kombinatorischer“ Effekt zu sein, der sich aus einer Art von „Verrechnung“ alter und typischer Verwendungen des Adjektivs mit dem jeweiligen Bezugsubstantiv ergibt. Was das Hauptverb eines Satzes als Träger der zentralen Argumentbeziehungen „von oben“ ist, das sind die modifizierenden und „zentripetalen“ Adjektive „von unten“.

Sandmann (1940) bezeichnet in diesem Sinne das Adjektiv als „Form der Inferenz“ und grenzt es formal ab vom Substantiv als „Form der Isolierung“ und vom Verb als „Form der Konnexion“. Die dazu gehörigen schematischen Darstellungen sind:

Form der Isolierung = Substantiv: [S]

Form der Inferenz = Adjektiv: $\leftarrow A$

Form der Konnexion = Verb: $\leftarrow - // V // - - \rightarrow$

Für ein attributives Adjektiv-Substantiv-Syntagma ergibt sich das formale Schema:

[S] $\leftarrow A$

Und für ein prädikatives Adjektiv-Substantiv-Syntagma ist diese Relation eingebettet in einen (ebenfalls nur formalen) verbalen Konnektor, der die Beziehung ausdrücklich assertiert oder behauptet:

$\leftarrow - [S] \leftarrow A - - \rightarrow$

Wobei //V// nicht (oder eben nur als Form) erscheint, weil die Kopula lediglich ein formaler „Verbalisator“ ohne eigene lexikalische Verbbedeutung ist. Für Adjektive und Adverbien ist es charakteristisch, dass sie zusammen mit ihren Bezugswörtern (Substantiven, Verben, Kopulawörtern, anderen Adjektiven und Adverbien) eine Wortgruppe bilden, die syntaktisch die Eigen-

schaffen dieser Bezugswörter erbt oder übernimmt (Sandmann 1940: 93f). Den Systemzusammenhang der drei Hauptwortarten formuliert Sandmann (1940) so, dass Verben als „Aktualisierung“ der Rede (und syntaktischer Zentralknoten des Satzes) von den beiden anderen Hauptwortarten abgesetzt sind. Innerhalb des Satzes stehen Substantive als „Formen der Isolierung“ den beiden übrigen Wortarten insofern gegenüber, als Verben und Adjektiv beide inhärent relational sind. Das Adjektiv (Adverb) schließlich steht dem Verb und dem Substantiv darin gegenüber, dass letztere an der Sphäre des Konkreten teilhaben, während Adjektive und Adverbien wesentlich *abstrakt* sind. – Womit auf jeden Fall die zahlreichen Lesarten der Bedeutung des Adjektivs „abstrakt“ um eine weitere vermehrt sind!

Nehmen wir noch einmal das Schema der Attribution, des attributiven Adjektivs, zum Ausgangspunkt: [S] ← A. Ganz abstrakt gelesen teilt es uns mit, dass das Adjektiv A seine Bedeutung erst zusammen mit dem jeweils modifizierten Substantiv (S) erhält. Das Schema enthält also eine implizite Kritik an der bei Semantikern beliebten Zweiteilung der Lexemklasse Adjektiv in:

- [a] katecorematische Adjektive
- [b] synkatecorematische Adjektive

Manche Grammatiker (z. B. Eisenberg 1999) nennen auch die erste Klasse „absolut“ und die zweite „relativ“. Von den „absoluten“ Adjektiven wird angenommen, dass sie eine feste Eigenschaft kodieren und eine echte Extension haben (wir haben weiter oben davon gesprochen). Typische Beispiele sind Farb- und Formadjektive sowie zahlreiche Partizip-II-Formen. Alle „runden“ Objekte bilden die Extension von *rund*, alle „schwarzen“ Objekte bilden die Extension von *schwarz*, alle „verheirateten“ Objekte die Extension von *verheiratet*. Eisenberg schreibt über diese Gruppe:

Im Prinzip steht fest, wann etwas rund, blau oder quadratisch ist, unabhängig davon, um was für ein Ding es sich handelt. Die

Extension des Adjektivs ist von der des Substantivs unabhängig.
(Eisenberg 1999: 235)

Als „relativ“ oder „synkategorematisch“ gelten hingegen diejenigen Adjektive, deren Extension mit der des jeweiligen Kernsubstantivs variiert, also vor allem Dimensionsadjektive, Evaluativa wie *gut* (ein *guter Wein* erfüllt ganz andere Kriterien als ein *gutes Auto!*). Wer allerdings eher à la Wittgenstein denkt und die „Bedeutung“ eines Wortes für dessen Gebrauch in den Sprachspielen der jeweiligen Sprache hält, der wird mit dieser Argumentation nicht wirklich zufrieden sein können. Müssen wir wirklich bei dem Adjektiv *blau* annehmen, dass es „im Grunde“ ein Farbadjektiv ist? Was machen wir mit dem *blauen Montag* der Arbeiterbewegung, den wir in der Formulierung *blau machen* haben? Was mit Robert Gernhardts Gedicht:

*Die Basis sprach zum Überbau:
Du bist ja heut' schon wieder blau...*

also mit dem Umstand, dass *blau*, von Personen (oder personalisierten Größen) gesagt, in der Regel „betrunken“ heißt? Und was machen wir mit dem *blauen Brief*, den jeder kennt, kurz: Was machen wir mit dem Umstand, dass selbst bei einem braven Farbadjektiv wie *blau* die kombinatorischen Effekte mit dem Nukleussubstantiv alles andere als irrelevant sind? Einiges spricht dafür, dass attributive Adjektive *immer* synkategorematisch sind. Allerdings lassen sie sich gleichermaßen gerne auf einen (im Symbolfeld realisierten) substantivischen Nukleus oder auf dessen Referenten oder überhaupt nur auf irgendeinen verfügbaren Bezug hin ausrichten. Sie sind recht eigentlich relational indifferent, aber eben immer auf einen Bezug *angewiesen*. Und was ein braver Grammatiker ist, der sieht nur die im Symbolfeld der sprachlichen Darstellung einigermaßen *geordneten* Beziehungen. Aber selbst da müsste er eigentlich sehen, dass es auch *runde Summen*, *runde Argumente* und *runde Abmachungen* gibt. Manfred Sandmann schreibt (im Jahr 1940!):

Das Adjektiv-Adverb wird vom Ich nicht direkt, sondern indirekt auf dem Umwege über andere Bedeutungen erfasst: In *der grüne Baum* wird *grün* am Objekt erlebt. (Sandmann 1962: 207 [1940])

Recht verstanden ist das eine Aussage über das darstellungstechnische Format der Attribution: Formangepasste Vorfeldattribute präsentieren ihre Bedeutungen als inferierbar auf den Nukleus und als diesem „inhärent“ (was nicht nur für den Nukleus, sondern eben auch für den Referenten der NP gilt). Das haben die Schulgrammatiker des 19. Jahrhunderts schon ungefähr so formuliert, es ist eine darstellungstechnische Fiktion, ein sprachliches „als-ob“, für das wir fallweise hoch variable semantische und referentielle Beziehbarkeiten einsetzen müssen. Wo die Sprachwissenschaft beginnt, die latenten Signale für diese fallweisen Beziehbarkeiten zu erkennen und zu explizieren, wo sie die Mischungen aus Konstruktions- und Schemasteuerung und lexikalischen Beziehbarkeiten erfolgreich „entmischt“, da betritt sie fruchtbares Neuland.

Adjektive sind als Redeteile „konnotativ“ im Sinne von mitbezeichnend oder mitbedeutend. Diese kategoriale Eigenschaft wird im Symbolfeld morphosyntaktisch „gerichtet“ durch die Flexion im attributiven Bereich und durch die Kopulakonstruktion im prädikativen Bereich. Die Vorstellung, Adjektive kodierten „single properties“, ist hingegen nicht aus der Wortart (qua Lexemklasse) abgezogen, sondern aus der konstruktionalen Verbindung mit Substantiven (und aus unserer „linguistic ideology“). Im Blick auf diese Substantive scheinen die Adjektive jeweils attributiv oder prädikativ eine (und genau eine) Eigenschaft zu explizieren:

Schönes Wetter bzw. *das Wetter ist schön.*

Betrachten wir dagegen Adjektive wie *blau, grün, hoch, warm...* für sich, dann können sie alle möglichen Eigenschaften heraus- oder hervorheben (aus dem Referenten oder aus dem Konzept). Welche? Das ergibt sich eben erst aus der konstruktionalen Ver-

bindung. Es ist diese (syntaktisch konnotative oder kategorial synsemantische) Eigenschaft der Wortart, die den attributiven Raum geeignet macht für die Projektion sehr vielfältiger (aber natürlich begrenzter!) Verhältnisse aus anderen darstellungstechnischen Sphären. Besonders in der Verwendung sekundärer (derivierter, abgeleiteter) Adjektive und/oder sekundärer (derivierter, abgeleiteter) Substantive entfaltet sich dieses darstellungstechnische Potenzial.

Dass wir den Einzelfall „aus dem Zusammenhang“ verstehen (*häusliche Pflege* vs. *häuslicher Mensch* etc.), ist vollkommen normal und gilt für alle noetischen Schemata, jedenfalls in dem Maße, wie die isolierte Symbolfeldkonstruktion selbst in der Lage ist, unser Verstehen zu steuern, wie bei den eben genannten Beispielen. Die linguistische Aufgabe beginnt da, wo wir zu ermitteln versuchen, welche *cues* unser Verstehen im Einzelfall steuern. Hält die Verallgemeinerung, dass das sekundäre Adjektiv *häuslich* in Verbindung mit einem *nomen actionis* wie *Pflege* als Projektion einer „lokalen“ Phrase wie *jemanden zu Hause pflegen* interpretiert werden muss? Generell gilt, dass morphosyntaktische Konstruktionsformate wie das attributive Schema gegenüber den Kategorien des „Gemeinten“ (Koschmieder 1965) in hohem Maße unterbestimmt sind. Wo immer ein Verstehen aus dem Symbolfeld-Zusammenhang heraus erfolgen kann, da wird es gesteuert durch übereinzelsprachliche Invarianzen des „Gemeinten“ im Sinne von Koschmieder (1965).

In diesem Sinne ist das attributive „Vorfeld“ ein allen muttersprachlichen Sprechern sehr gut *bekannter*, aber im Detail weitgehend *ungeedeuteter* Kalkül. Und es geht darum, die strukturellen manifesten und latenten *cues* zu finden, die wir bei der Deutung dieses Kalküls verwenden.

Und möglicherweise wäre hier ein weiterer Ansatzpunkt für die Modellierung des (bereits mehrfach erwähnten) Umstandes, dass die Zahl der sekundären, abgeleiteten Adjektive die der primären um das Vielfache überwiegt. Lehmann schreibt über das Verhältnis von referierenden Ausdrücken und grammatischer Substantivklasse:

Eine funktionale Klasse – hier die des referentiellen Ausdrucks – geht in eine grammatische Kategorie über – hier die Klasse der Substantive – in dem Maße, in dem es 1) Kontexte gibt, die eine solche Strukturklasse definieren, und es 2) Stämme gibt, die ausschließlich in solchen Kontexten auftreten. (Lehmann 2005: 15)

Analog können wir davon ausgehen, dass es so etwas wie eine primäre Klasse der Modifikativa gibt, die klassische Adjektive und Adverbien einschließt. Als klassische Adjektive gelten uns diejenigen Modifikativa, die sowohl in Nennausdrücken (attributiv) als auch in Verbalphrasen (adverbial) und in Kopulakonstruktionen (prädikativ) auftreten. Sobald es eine solche Zeichenklasse in einer Sprache gibt, entsteht aber auch das Bedürfnis, andere lexikalische Zeichen in den gleichen syntaktischen Funktionen zu verwenden. *Eine* Möglichkeit, dieses Bedürfnis zu bedienen, ist die explizite Derivation. Wir haben morphologische Ableitungsmuster für deverbale Adjektive (Partizipien, *-bar*-Adjektive, *-lich*-Adjektive), für desubstantivische Adjektive (Relationsadjektive etc.), für deadverbale Adjektive etc. Dieser „Weg“ der analogischen Ausweitung einer durchaus diskursiv (durch Modifikation) fundierten Adjektivkategorie kann so lange beschritten werden, wie die dabei entstehenden Syntagmen noetisch interpretierbar bleiben. In diesem Zusammenhang sind die Ableitungen von Interesse, die gegenüber den primären und typischen Adjektiven defizient oder sonstwie auffällig sind: Relationsadjektive, die nicht prädikativ gebraucht werden können, Stoffadjektive, die – prädikativ gebraucht – ihre Kernbedeutung nicht realisieren, sondern evaluative Werte annehmen, deadverbale Adjektive, die darum nicht prädiert werden können, weil ihre adverbialen Basen selbst (in Grenzen) prädikatsfähig in Kopulasätzen sind, Partizipien, die von DER prädikativen Wortklasse abgeleitet sind etc. Das Hauptmotiv der Ableitung sekundärer Adjektive scheint in dem Bedürfnis zu liegen, auch andere lexikalische Bedeutungen für die attributive Sphäre verfügbar zu haben. Es ist das „Modell“ der adjektivischen Attribution, das die Ableitungsmaschinerie treibt. In diesem Sinne schreibt Lehmann:

Die Hauptwortarten sind durch Diskursfunktionen wie Referenz, Prädikation und Modifikation motiviert (vgl. Croft 1991). Die Sprache hat folglich Bedarf an Zeichen, die diese Funktionen kraft ihrer Zugehörigkeit zu einer syntaktischen Kategorie erfüllen. (Lehmann 2005: 18)

Dass sich in der Sphäre des attributiven Adjektivs ganz verschiedene Linien kreuzen (von der pronominalen Determination über Deskription und Restriktion von Referent bzw. Konzept bis zur konzeptuellen Modifikation des Nukleus), erzeugt ein Netz von Beziehbarkeiten, in das neue und sekundäre Attributiva sich einfügen lassen müssen. Auch wenn das evolutionistische Bild von der „Nische“ ein wenig hinkt (so wie die Bildsphäre dieses Satzes!), können wir vielleicht sagen, dass alles, was entweder als Beitrag oder „Ausführung“ zum referenziellen Status des Nominatums oder zu dessen Konzeptualisierung interpretiert werden kann, in der attributiven Nische überleben kann.

Die zahlreichen „unlogischen“ und „wilden“ Attribute, mit denen sich die traditionelle Grammatik so gerne beschäftigt (Sommer 1928, Sandmann 1975), haben ihren Sinn darin, dass sie die Grenzen der Nische ausloten, in denen sich (sekundäre und andere) Attributiva einnisten können. Dass *über die kalte Progression heiß diskutiert werden* kann, ist ja mit Bezug auf die Semantik von Dimensionsadjektiven (*heiß/kalt*) nicht weniger verwunderlich als *der vierspurige Ausbau (der Bundesstraße)* oder *der langjährige Ehemann*. Wir müssen in der attributiven Sphäre so etwas annehmen wie ein Regiment der Beziehbarkeit im Blick auf komplexe Nenn- und Referenzierungsprozesse. So wie strenge Referenzsemantiker ihre Schwierigkeiten haben müssten mit Sätzen wie *Der halbe Kuchen war schon aufgegessen*, weil wir natürlich partitiv „die Hälfte des Kuchens“ verstehen (und wohl kaum „halb“ als eine *single property* von „Kuchen“!), so wäre es womöglich lohnend, andere Grenzgebiete auszuloten: Schon Sommer (1928) fragt mit Bezug auf die adverbialen Attributiva, warum Ausdrücke wie:

Ein großer Verehrer, ein enger Freund, ein zufälliger Mitwisser, ein guter Zuhörer, ein feiner Beobachter...

ohne weiteres gehen, aber Ausdrücke wie:

**ein langer Ehemann, ein langer Schläfer, ein langer Arbeiter...*

dagegen nicht (bzw. nur in referenzbezogener Lesart), obwohl wir z. B. das Verb *verehren* gar nicht mit *groß* adverbial modifizieren (sondern mit *sehr*). Von solchen Fragen aus müsste man dann auch den hoch beweglichen Status der *nomina actoris* auf *-er* thematisieren, die ja einen grammatischen Personenreferenzindex und einen verbalen Deskriptor so kombinieren, dass die Gewichtsverteilung zwischen beiden Seiten beweglich bleibt. Je mehr ein solcher Ausdruck zur Nenn- und Referenzseite neigt, desto eher „zwingt“ er auch Attribute in den referenziellen Bezug, und je mehr er zur verbalen Deskription neigt, desto eher duldet er auch die adverbiale Modifikation seiner deskriptiven Bedeutung. Im Gegenzug dürften sich die von Leisi (1965) bereits als semantisch „adverbial“ bezeichneten Adjektive (*leise, leicht, langsam...*) besonders für die Modifizierung des verbalen Deskriptors eignen. Die kompositorische Verbindung von Adjektiv und *nomen actoris* scheint dagegen immer nur auf die konzeptuelle Seite zu gehen:

Langschläfer, Kurzarbeiter, Großunternehmer, Schwarzarbeiter, Hochstapler, Leisetreter, Feinbäcker, Schnellfahrer, Schönschwätzer uvam.

Aus der sprachvergleichenden Perspektive machen Bhat & Pustet (2000) geltend, dass die prototypische Funktion des Adjektivs die des *noun-modifier* ist, was wir getrost als attributiv übersetzen können. Darüber hinaus gibt es sekundäre Funktionen als verbähnliches (auch: freies) Prädikat oder Koprädikat und als (substantivähnliches) Referenzmittel. Im deutschen finden wir Verhältnisse, die dem ungefähr entsprechen.

Sekundäre Adjektive, so könnte man zusammenfassen, verfügen über weniger prototypische Eigenschaften von Adjektiven, sie „importieren“ in erheblichem Ausmaß Eigenschaften und Merkmale anderer Wortarten für den attributiven Gebrauch innerhalb der Substantivgruppe (Bhat & Pustet 2000: 763). Namentlich für die nahe am Nukleus platzierten (und besonders die relationalen) Adjektive konnten wir bestätigen, was Bhat & Pustet generell annehmen: Dass nämlich der attributive Gebrauch *Referenz und Bedeutung* des Substantivs (bzw. der Substantivphrase) modifiziert, während der prädikative Gebrauch *den Referenten* der Subjekts-NP modifiziert. Wenn ein Relationsadjektiv in den prädikativen Gebrauch übergeht, dann muss es zur Charakterisierung (häufig zur Bewertung) eines Referenten taugen.

Was die *agreement-marker* (zu deutsch: Kongruenzflexion) der Adjektive im attributiven Gebrauch betrifft (wie sie das Deutsche hat – das Lateinische zusätzlich auch im prädikativen Gebrauch), so argumentieren Bhat & Pustet (2000: 762) sehr schlüssig, dass sie einesteils die Abhängigkeit der Adjektive von ihrem „Kopf“ unterstreichen, anderenteils aber auch die Adjektive syntaktisch unabhängig von ihren *heads* machen, sie tragen ja ebenfalls deren flexivische Merkmale! Das äußert sich im Lateinischen darin, dass sie sich topologisch von ihrem Bezugssubstantiven entfernen können, im Deutschen aber dadurch, dass sie selbst völlig problemlos zu *heads* der Phrase werden können, wenn das Substantiv fehlt oder entbehrlich ist. Dieser Argumentation kann ich mich nur anschließen.

| 14 Zitierte und verwendete Literatur

- Aarts, Jan & Calbert, Joseph P. (1979): *Metaphor and non-metaphor: the semantics of adjective-noun-combinations*. Tübingen: Niemeyer.
- Adam, Séverine & Schecker, Michael (2011): „Position und Funktion: Kognitive Aspekte der Abfolge attributiver Adjektive“. In: Schmale (2011: 157–172).
- Akhtar, Nameera & Montague, Lisa (1999): „Early lexical acquisition: the role of cross-situational learning“. In: *First Language* 39, S. 347–358.
- Ammann, Hermann (1930/31): „Adjektiv und Eigenschaftswort“. *Blätter für deutsche Philosophie* IV. 78–103.
- Baker, Mark C. (2003): *Lexical Categories: Verbs, Nouns, and Adjectives*. Cambridge, UK: CUP.
- Bally, Charles (1965): *Linguistique générale et linguistique Française*. 4. Aufl. Bern: Francke.
- Barz, Irmhild (1996): „Komposition und Kollokation“. Knobloch, Clemens & Schaefer, Burkhard (eds.): *Nomination – fachsprachlich und gemeinsprachlich*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Baumann, Carolin (2018): „Wir wollen ehrlich sein... Prädikative Adjektive und Modalverblesart oder: Zum Verhältnis von Modalität und Wertung“. In: Baumann et al. (2018: 212–251).
- Baumann, Carolin & Dabóczy, Viktória & Hartlmaier, Sarah, eds. (2018): *Adjektive. Grammatik, Pragmatik, Erwerb*. Berlin: De Gruyter (= RGL Nr. 313).
- Becker, Karl Ferdinand (1827): *Organism der Sprache als Einleitung zur deutschen Grammatik*. Frankfurt/M.: Reinherz.
- Becker, Karl Ferdinand (1870): *Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik*, zweiter Band, zweite neubearbeitete Ausgabe. Prag: Friedrich Tempsky.
- Behaghel, Otto (1923): *Deutsche Syntax*, Band 1. Heidelberg: Winter.

- Behr, Irmtraud (2011): „Adjektivische Äußerungen“. In: Schmale (2011: 71-82.).
- Behrens, Heike (2005): „Wortarten-Erwerb durch Induktion“. In: Knobloch, Clemens & Schaefer, Burkhard, Hg.: *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 177-198.
- Berlin, Brent & Kay, Paul (1969): *Basic color terms: Their universality and evolution*. Berkeley: University of California Press.
- Bhat, D.N. Shankara (1994): *The adjectival category: Criteria for differentiation and identification*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Bhat, D.N. Shankara & Pustet, Regina (2000): „Adjective“. In: Booij, Geert, Lehmann & Christian & Mugdan, Joachim (Hg.): *HSK Morphology/Morphologie, A Handbook on Inflection and Word Formation*. Berlin, N. Y.: Mouton de Gruyter. S. 757-769.
- Bickes, Gerhard (1984): *Das Adjektiv im Deutschen. Untersuchungen zur Syntax und Semantik einer Wortart*. Frankfurt/M.: Lang.
- Bierwisch, Manfred (1967): „Some semantic universals of German adjectives“. In: *Foundations of Language* III. 1-36.
- Bierwisch, Manfred & Lang, Ewald, Hg. (1987): *Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven*. Berlin: Akademie.
- Blackwell, Aleka Akoyungoglu (2005): „Acquiring the English adjective lexicon: relationships with input properties and adjectival semantic typology“. In: *Journal of Child Language* 38. S. 535-562.
- Blanke, Gustav H. (1973): *Einführung in die semantische Analyse*. München: Hueber.
- Blatz, Friedrich (1896 II): *Neuhochdeutsche Grammatik. Bd. II Satzlehre*. Karlsruhe: Langs Verlagsbuchhandlung.
- Böhm, Roger (1998): *Notional Grammar: Wortklassen und Dependenz*. Bremen (Institut für Allgemeine und Angewandte Sprachwissenschaft = Bremer Linguistisches Kolloquium, Bd. 7).
- Bolinger, Dwight L. (1967): „Adjectives in English: Attribution and Predication“. In: *Lingua* 18. 1-34.
- Bons, Iris (2009): *Polysemie und Distribution. Zur Theorie und Methode einer korpusbasierten Semantik deutscher Adjektive*. Diss. Phil. Gießen (= GEB, Linguistische Untersuchungen 1).
- Bowerman, Melissa & Levinson, Stephen C., eds. (2001): *Language Acquisition and Conceptual Development*. Cambridge: Cambridge UP.

- Brinkmann, Hennig (1950/51): „Die Wortarten im Deutschen. Zur Lehre von den einfachen Formen der Sprache“. In: *Wirkendes Wort* 1. S. 65–79.
- Brinkmann, Hennig (1962): *Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung*. Düsseldorf: Schwann.
- Brown, Keith & Miller, Jim, eds. (1999): *Concise Encyclopedia of Grammatical Categories*. Amsterdam: Elsevier.
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Bybee, Joan (2006): „From Usage to Grammar: The mind’s response to repetition“. In: *Language* 82,1. S. 711–733.
- Bybee, Joan (2007): *Frequency of Use and the Organization of Language*. Oxford: Oxford UP.
- Clark, Eve V. (2015): „Lexical meaning“. In: Bavin, Edith L. & Naigles, Letitia R. (eds.): *The Cambridge Handbook of Child Language*. 2nd ed. Cambridge: Cambridge UP. S. 351–368.
- Corrigan, Roberta (2008): „Conveying Information about Adjective Meanings in Spoken Discourse“. In: *Journal of Child Language* 35. S. 159–184.
- Coseriu, Eugenio (1967): „Lexikalische Solidaritäten“. In: *Poetica* 1.3. S. 293–303.
- Coseriu, Eugenio (1987): „Über die Wortkategorien (partes orationis)“. ders.: Formen und Funktionen. Studien zur Grammatik Tübingen: Niemeyer. 24–44 [wiederabgedruckt in Schaeder & Knobloch (eds.): *Wortarten. Beiträge zur Geschichte eines grammatischen Problems*. Tübingen: Niemeyer 1992: 365–386].
- Curme, George O. (1952): *A Grammar of the German Language*. 2nd ed. New York: Frederick Ungar.
- Dalmas, Martine & Dobrovolski, Dmitrij & Goldhahn, Dirk & Quasthoff, Uwe (2015): „Bewertung durch Adjektive. Ansätze einer korpusgestützten Untersuchung zur Synonymie“. In: *LiLi* 45, Heft 177, S. 12–29.
- Demonte, Violeta (2011): „Adjectives“. In: Maienborn, Claudia & Heusinger, Klaus von & Portner, Paul (eds.): *Semantics: an international handbook of language and meaning in natural language*, vol 2. Berlin: de Gruyter Mouton. S. 1314–1340.
- Deutscher, Guy (2010): *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*. München: Beck.
- Dixon, Robert M.W. (1977): „Where have all the adjectives gone?“. In: *Studies in Language*. 19–80.

- Dixon, Robert M.W. (1982): *Where have all the Adjectives gone? And other essays in semantics and syntax*. Berlin: Mouton (Janua Linguarum 107).
- Dixon, Robert M.W. (1999): Art. „Adjectives“. Brown & Miller (1999:1–8).
- Dornseiff, Franz (1964 [1921]): „Das Zugehörigkeitsadjektiv und das Fremdwort“. GRM 9. 193–200. Wiederabgedr. in ders.: *Kleine Schriften* Band 1. Leipzig: Koehler & Amelang, 221–234.
- Eichinger, Ludwig M. (1982): *Syntaktische Transposition und semantische Derivation. Die Adjektive auf -isch im heutigen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Eichinger, Ludwig M. (1987): „Die Adjektive auf -isch und die Serialisierungsregeln in deutschen Nominalgruppen“. In: Asbach-Schnittker, B. & Roggenhofer, J. (Hg.): *Neuere Forschungen zur Wortbildung und Historiographie der Linguistik. Festgabe für Herbert Ernst Brekle zum 50. Geburtstag*. Tübingen: Narr. S. 155–176.
- Eichinger, Ludwig M. (2007): „Adjektiv (und Adkopula)“. In: Hoffmann (2007: 143–188).
- Eisenberg, Peter (1976): *Oberflächenstruktur und logische Struktur. Untersuchungen zur Syntax und Semantik des deutschen Prädikatadjektivs*. Tübingen: Niemeyer.
- Eisenberg, Peter (1994): *Grundriss der deutschen Grammatik*. 3. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- Eisenberg, Peter (1998 I): *Grundriss der deutschen Grammatik I: Das Wort*. Stuttgart: Metzler.
- Eisenberg, Peter (1999 II): *Grundriss der deutschen Grammatik II: Der Satz*. Stuttgart: Metzler.
- Eisert, Tanja (2009): *Norm und Normerfüllung in der Adjektivserialisierung (Schularten im Vergleich)*. Diss. LMU München.
- Engelen, Bernhard (1990): „Adjektive in agentiver Funktion und in einigen weiteren ‚Sonder‘funktionen“. In: *Muttersprache* 100. 140–151.
- Erdmann, Karl Otto (1924): *Die Kunst recht zu behalten. Methoden und Kunstgriffe des Streitens und andere Aufsätze*. 3. Aufl. Leipzig. H. Haessel.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fleischer, Wolfgang & Barz, Irmhild (1995): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer.

- Frevel, Claudia (2002): *Nominationstechniken der spanischen Fachsprache. Die kommunikative und nominative Funktion des Relationsadjektivs*. Frankfurt/M.: Lang.
- Frevel, Claudia (2005): „Verwendungen und Funktionen des Relationsadjektivs im Spanischen und Deutschen. Einige kontrastive Betrachtungen“. In: Clemens Knobloch & Burkhard Schaefer, Hg.: *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 131–149.
- Frevel, Claudia & Knobloch, Clemens (2005): „Das Relationsadjektiv“. In: Clemens Knobloch & Burkhard Schaefer, Hg.: *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 151–176.
- Fritz, Gerd (2020): *Darstellungsformen in der historischen Semantik*. Gießen: GUP.
- Fuhrhop, Nanna & Thieroff, Rolf (2005): „Was ist ein Attribut?“ In: *ZGL* 33. S. 306–342.
- Gagné, Christina L. & Spalding, Thomas L. (2006): „Conceptual Combinations: Implications for the Mental Lexicon“. In : Gary Libben, ed. : *The Representation and Processing of Compound Words*. Oxford: Oxford UP. S. 145–168.
- Gardiner, Alan H. (1951): *The Theory of Speech and Language*. 2nd ed. Oxford: Clarendon Press. (1. Aufl 1932).
- Gersbach, Reinhard & Graf, Rainer (1985): *Wortbildung in gesprochener Sprache II: Die Substantiv-, Verb- und Adjektiv-Zusammensetzungen und -Ableitungen im „Häufigkeitwörterbuch gesprochener Sprache“*. Tübingen: Niemeyer (Idiomatologica 13).
- Givón, Talmy (1970): „Notes on the Semantic Structure of English Adjectives“. *Language* 46. 816–837.
- Givón, Talmy (1979): *On Understanding Grammar*. New York: Academic Press.
- Givón, Talmy (1984): *Syntax. A Functional-Typological Introduction*. Vol. I. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Graham, Susan A., San Juan, Valerie & Vukatana, Eva (2015): „The acquisition of words“. In: Bavin, Edith L. & Naigles, Letitia R. (eds.): *The Cambridge Handbook of Child Language*. 2nd ed. Cambridge: Cambridge UP. S. 369–387.

- Groba, Agnes (2014): *Der Erwerb von Adjektiven in der bilingualen und monolingualen Entwicklung aus psycho- und neurolinguistischer Perspektive*. Diss. Phil. Universität Erfurt.
- Günthner, Susanne (2009): „Adjektiv + dass-Satz – Konstruktionen als kommunikative Ressourcen der Positionierung“. In: Günthner, Susanne & Bücker, Jörg (Hg.): *Grammatik im Gespräch: Konstruktionen der Selbst- und Fremdpositionierung*. Berlin: de Gruyter. S. 149–184.
- Gunkel, Lutz et al. (2017): *Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Das Nominal*. Berlin/Boston: De Gruyter. (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 14).
- Hall, D.G. & Moore, C.E. (1997): „Red bluebirds and black greenflies: Children’s understanding of the semantics of adjectives and count nouns“. In: *Journal of Experimental Child Psychology* 67. S. 236–267.
- Halliday, Michael A.K. & Hasan, Ruqaiya (1976): *Cohesion in English*. London: Longman.
- Happ, Antonia (1996): *Komparierte Adjektive: Struktur, Bedeutung und Kombinationen mit noch*. Diss. München: Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung.
- Hartlmaier, Sarah (2018): „Richterlicher Beschluss, ?richterlicher Mord und *richterlicher Handschuh. Selektionsbeschränkungen von Adjektiven auf {lich} zu Personenbezeichnungen“. In: Baumann et al. (2018: 77–106).
- Harweg, Roland (1969): „Nachfolgeradjektive“. In: *Folia Linguistica* 3. 333–347.
- Helbig, Gerhard & Buscha, Joachim (1984): *Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht*. 8. Aufl. Leipzig: Verlag Enzyklopädie.
- Hempel, Heinrich (1962): „Wortklassen und Bedeutungsweisen“. In: Hugo Moser (Hg.): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik* (= Wege der Forschung 25). S. 217–254. [auch in: Hempel 1980: 74–104].
- Hempel, Heinrich (1980): *Bedeutungslehre und allgemeine Sprachwissenschaft*. Tübingen: Narr.
- Hengeveld, Kees (1992): *Non-verbal predication: Theory, typology, diachrony*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter.
- Himmelman, Nikolaus & Schultze-Berndt, Eva, Hg. (2005): *Secondary Predication and Adverbial Modification. The Typology of Depictives*. Oxford: Oxford UP.

- Himmelman, Nikolaus & Schultze-Berndt, Eva (2005a): „Issues in the syntax and semantics of participant-oriented adjuncts: an introduction“. In: Himmelman & Schultze-Berndt (2005: 1–68).
- Hoffmann, Ludger, Hg. (2007): *Deutsche Wortarten*. Berlin: de Gruyter.
- Hotzenköcherle, R. (1968): „Gegenwartsprobleme im deutschen Adjektivsystem“. In: *Neuphilologische Mitteilungen* 69. S. 1–28.
- Hundsnurscher, Franz & Splett, Jochen (1986): *Semantik der Adjektive des Deutschen*. Opladen: Westdeutscher Verlag (Forschungsberichte des Landes NRW).
- Iluk, J. (1987): „Sind privative Adjektive graduierbar?“. In: *Deutsche Sprache* 15. 97–109.
- Jespersen, Otto (1913): *English Grammar, Part II: Syntax*, first volume. Phototyped edition 1949 [zuerst 1913 Copenhagen: Munksgaard].
- Jespersen, Otto (1924): *The Philosophy of Grammar*. London: Allen & Unwin.
- Kaiser, G. (1979): „Hoch und gut – Überlegungen zur Semantik polarer Adjektive“. In: *Linguistische Berichte* 59. 2–21.
- Karmiloff-Smith, Annette (1979): *A Functional Approach to Child Language*. Cambridge: Cambridge UP.
- Karmiloff-Smith, Annette (1992): *Beyond Modularity. A Developmental Perspective on Cognitive Science*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Kaznelson, S.D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Hueber.
- Keller, Rudi & Kirschbaum, Ilja (2003): *Bedeutungswandel. Eine Einführung*. Berlin: de Gruyter.
- Knobloch, Clemens (1992): „Funktionalgrammatischer Aufbau der Nominalphrase im Deutschen“. In: Hoffmann, Ludger (ed.): *Deutsche Syntax. Ansichten und Aussichten*. Berlin: de Gruyter. 334–362.
- Knobloch, Clemens (1999): „Kategorisierung – grammatisch und mental“. In: Redder, Angelika & Rehbein, Jochen (Hrg.): *Grammatik und mentale Prozesse*. Tübingen: Stauffenburg. 31–50.
- Knobloch, Clemens (2000): *Spracherwerb und Grammatikalisierung* (SPAS, Heft 6). Siegen: Schriftenreihe der Uni GH Siegen.
- Knobloch, Clemens (2018a): „Morgen länger sonnig, meist trocken – Kriterien für ‚Adjektive‘ im Sprachvergleich“. In: Baumann et al. (2018: 129–151).

- Knobloch, Clemens (2018b): „I spy with my little eye something ADJ^f – Children’s acquisition of adjective meanings and adjective functions“. In: Baumann et al. (2018: 313-327).
- Knobloch, Clemens & Krüger, Josephine (2015): „Zum Erwerb syntaktischer Konstruktionen“. In: Dürscheid, Christa & Schneider, Hans Georg (Hg.): *Handbuch Satz, Äußerung, Schema*. Berlin, Boston: DeGruyter.
- Koschmieder, Erwin (1965): *Beiträge zur allgemeinen Syntax*. Heidelberg: Winter.
- Krüger, Josephine (2018): „Wo sind meine mehr Puppen?“ – Zum Erwerb pränominaler Adjektive. In: Baumann, Carolin et al., eds. (2018: 328–349).
- Kühnold, Ingeburg & Putzer, Oskar & Wellmann, Hans (1978): *Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache*. Band 3: Das Adjektiv. Düsseldorf: Schwann.
- Kurylowicz, Jerzy (1960): „Dérivation lexicale et dérivation syntaxique“. In: ders.: *Esquisses linguistiques*. Wrocław, Krakow. S. 41–50.
- Lahav, Ran (1989): „Against compositionality: the case of adjectives“. In: *Philosophical Studies* 57. S. 261–279.
- Langacker, Ronald W. (2008): *Cognitive Grammar. A Basic Introduction*. Oxford: Oxford UP.
- Lauffer, H. (1977): „Sprachwandel durch Interferenz beim Adjektiv“. In: *Sprachliche Interferenz. Festschrift für Werner Betz zum 65. Geburtstag*, hrsg. von H. Kolb und H. Lauffer. Tübingen: Niemeyer.
- Leßmöllmann, Annette (2002): *Form im Raum. Formadjektive und Formkonzepte*. Diss. Phil. Hamburg.
- Lefèvre, Michel (2011): „Qualifikation und subjektive Bewertung: attributive Adjektive in modalisierender und bewertender Funktion“. In: Schmale (2011: 83–96).
- Lefèvre, Michel (2015): „Bewertungspartikeln als kommunikative Funktionsklasse“. In: *LiLi* 45, Heft 177, S. 30–45.
- Lefèvre, Michel (2018): „Mutmaßlich, vermeintlich, vermutlich, wahrscheinlich in attributiver Stellung“. In Baumann et al. (2018: 193–211).
- Lehmann, Christian (1992): „Deutsche Prädikatsklassen in typologischer Sicht“. In: Hoffmann, Ludger (Hrg.): *Deutsche Syntax, Ansichten und Aussichten*. Berlin, N. Y.: de Gruyter. 155–185.
- Lehmann, Christian (2005): „Wortarten und Grammatikalisierung“. In: Knobloch, Clemens & Schaefer, Burkhard, Hg.: *Wortarten und Gram-*

- matikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb.* Berlin: de Gruyter. S. 1–20.
- Lehmann, Christian (2013): „The nature of parts of speech“. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 66,2. S. 53–92.
- Lehmann, Christian (2018): „Adjective and attribution. Category and operation“. In: Baumann, Carolin et al. (2018: 13–76).
- Leisi, Ernst (1975): *Der Wortinhalt.* Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Leitzke, Eva (1986): „Transpositionelle Adjektive: Argumente für eine erneute Auseinandersetzung mit dem Marchand'schen Begriff“. Burkhardt, A. & Körner, K.-H. (eds.): *Pragmantax. Akten des 20. Linguistischen Kolloquiums Braunschweig.* Tübingen: Niemeyer.
- Leitzke, Eva (1987): „Zur Bedeutungsbeschreibung ambivalenter (de)nominaler Adjektive im heutigen Englisch“. In: Abraham, Werner & Arhammar, Ritva (eds.): *Linguistik in Deutschland. Akten des 21. Linguistischen Kolloquiums.* Tübingen: Niemeyer. S. 67–75.
- Lenz, Barbara (1993): „Probleme der Kategorisierung deutscher Partizipien“. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 12,1. S. 39–76.
- Leßmöllmann, Annette (2002): *Form im Raum. Formadjektive und Formkonzepte.* Diss. phil. Hamburg.
- Levinson, Stephen C. (1997): „From outer to inner space: linguistic categories and non-linguistic thinking“. In: Nuyts & Pederson (1997: 13–45).
- Levinson, Stephen C. (2001): „Covariation between spatial language and cognition, and its implications for language learning“. In: Bowerman & Levinson (2001: 566–588).
- Löbner, Sebastian (2003): *Semantik. Eine Einführung.* Berlin, New York: De Gruyter.
- Maas, Utz (1985): „Konnotation“. In: Januschek, Franz (Hg.): *Politische Sprachwissenschaft. Zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis.* Opladen: Westdeutscher Verlag. S. 71–96.
- Maas, Utz (2010): „Literat und orat. Grundbegriffe der Analyse geschriebener und gesprochener Sprache“. In: *Grazer Linguistische Studien* 73. S. 21–150.
- Mager, Carl W.E. (1841): „Linguistische Studien. Die grammatischen Kategorien“. In: *Pädagogische Revue* 2, S. 321–371. [Wiederabgedruckt in Schaeder & Knobloch 1992].
- Mangold-Allwinn, Roland et al. (1995): *Wörter für Dinge. Von flexiblen Konzepten zu variablen Benennungen.* Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Marschall, Gottfried R. (2011): „Judikative Adjektive im Spiel von Qualifikation, Quantifikation und Prädikation“. In: Schmale (2011: 97–114).
- Marschall, Gottfried R. (2018): „Zum Verhältnis von Bewertung und Beschreibung beim Adjektiv“. In: Baumann et al. (2018: 252–287).
- Mater, Erich (1965): *Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- Mintz, Toben H. & Gleitman, Lila R. (2002): „Adjectives really do modify nouns: the incremental and restricted nature of early adjective acquisition“. In: *Cognition* 84, S. 267–293.
- Motsch, Wolfgang (1964): *Syntax des deutschen Adjektivs*. Berlin: Akademie (Studia Grammatica 3).
- Moulin, Claudine (2000): „Varianz innerhalb der Nominalgruppenflexion. Ausnahmen zur sog. Parallelflexion der Adjektive im Neuhochdeutschen“. In: *Germanistische Mitteilungen* 52. S. 73–97.
- Mravlag, Hedwig (2013): *Relationsadjektive im Deutschen, Französischen und Russischen*. Innsbruck: Innsbruck UP.
- Nehring, Alfons (1963): *Sprachzeichen und Sprechakte*. Heidelberg: Winter.
- Ninio, Anat (2004): „Young Children’s Difficulties with Adjectives Modifying Nouns“. In: *Journal of Child Language* 31. S. 1–31.
- Nuyts, Jan & Pederson, Eric, eds. (1997): *Language and Conceptualization*. Cambridge: CUP.
- Paul, Hermann (1919): *Deutsche Grammatik*, Band 3, Teil IV, Syntax (erste Hälfte). Halle a. S.: Niemeyer.
- Pavlov, Vladimir (2009): *Deutsche Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Lexikon und Syntax*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Peterson, Tommy (2009): *Freie Prädikative in der Satzanalyse im Deutschen. Eine syntaktisch-semantische Analyse*. Stockholm: Universitätsverlag (Magisteraufsatz).
- Pittet, Reiner (1974): *Adjectif de relation und Bezugsadjektiv in der französischen und deutschen Gegenwartssprache*. Zürich.
- Plank, Frans (1985): „Prädikativ und Koprädikativ“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*, 13, 154–185.
- Porzig, Walter (1924): „Aufgaben der indogermanischen Syntax“. In: *Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für Wilhelm Streitberg*. Heidelberg: Winter. S. 126–151.
- Pustet, Regina (1989): Die Morphosyntax des „Adjektivs“ im Sprachvergleich. Frankfurt/M., Bern, N. Y.: Lang (Continuum 7).

- Rachidi, Renate (1989): *Gegensatzrelationen im Bereich deutscher Adjektive*. Tübingen: Niemeyer (RGL 98).
- Rainer, Franz (2013): „Can relational adjectives really express any relation? An onomasiological perspective“. In: *SKASE Journal of Theoretical Linguistics* 10,1. S. 12–40.
- Raskin, Victor & Nirenburg, Sergei (1995): „Lexical Semantics of Adjectives: A microtheory of adjectival meaning“. Las Cruces, New Mexico: New Mexico State University. [<https://web.ics.purdue.edu/~vraskin/adjective.pdf>]
- Rohlfing, Katharina J. (2013): *Frühkindliche Semantik*. Tübingen: Narr.
- Ros, Gisela (1992): *Suffixale Wortbildungsmorpheme. Untersuchungen zu ihrer semantischen Leistung am Beiwort der deutschen Gegenwartssprache*. Stuttgart: Heinz.
- Ruoff, A. (1981): *Häufigkeitwörterbuch gesprochener Sprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Sandmann, Manfred (1940): „Substantiv, Adjektiv-Adverb und Verb als sprachliche Formen“. *Indogermanische Forschungen* 57. 81–112 (wiederabgedr. in Moser, Hugo (ed.): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1962. 186–216).
- Sandmann, Manfred (1973): „Remarques sur la genèse d’adjectifs en fonction d’adverbes“. In: Ders.: *Experiences et critiques*. Paris: Edition Klincksieck. S. 183–195.
- Sandmann, Manfred (1975): „Das ‚unlogische‘ Adjektivattribut im Rahmen einer transformativen Syntax“. *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 212. 1–29.
- Savereisen, Britta (2018): *Adjektive zwischen Syntax, Semantik und Kognition. Eine sprachvergleichende kognitive Analyse anhand des Deutschen und Türkischen*. Diss. Phil. Uni Stuttgart.
- Saylor, Megan M. (2000): „Time stability and adjective use by child and adult English speakers“. In: *First Language* 20. S. 91–120.
- Schaeder, Burkhard & Knobloch, Clemens, Hrg. (1992): *Wortarten. Beiträge zur Geschichte eines grammatischen Problems*. Tübingen: Niemeyer.
- Schäublin, Peter (1972): *Probleme des adnominalen Attributs in der deutschen Sprache der Gegenwart*. Berlin: de Gruyter.
- Scheerer, Eckart (1993): *Neue Wege in der Kognitionsforschung. Berichte aus dem Institut für Kognitionsforschung der Universität Oldenburg*, Nr. 11 vom 20.3.1993.

- Scheerer, Eckart (1993a): *Orality, literacy, and cognitive modelling. Berichte aus dem Institut für Kognitionsforschung der Universität Oldenburg*, Nr. 13 vom 11.5.1993.
- Schlücker, Barbara (2014): *Grammatik im Lexikon. Adjektiv-Nomen-Verbindungen im Deutschen und Niederländischen*. Berlin, Boston: De Gruyter (=Linguistische Arbeiten 553).
- Schmale, Günter, Hg. (2011): *Das Adjektiv im heutigen Deutsch. Syntax, Semantik, Pragmatik*. Tübingen: Stauffenburg.
- Scholz, Stefanie (2018): „Warum Rotkäppchen weder lieb noch gut ist – Adjektive und Adjektivgebrauch im Volksmärchen“. In: Baumann et al. (2018: 288–310).
- Schreiber, Herbert & Sommerfeldt, Karl-Ernst & Starke, Günter (1991): *Deutsche Adjektive. Wortfelder für den Sprachunterricht*. Berlin, München: Langenscheidt.
- Schwenk, Hans-Jörg (2015): *Sind Adjektiv und Adverb verschiedene Wortarten? Deutsche Wortarten im Visier*. Bern/Frankfurt a.M./New York: Lang (Lubliner Beiträge zur Germanistik und Angewandten Linguistik 4).
- Seiler, Hansjakob (1978): „Determination: A functional dimension for interlanguage comparison“. Ders. (ed.): *Language Universals. Papers from the conference held at Gummersbach/Cologne, Germany*. Tübingen: Narr.
- Seiler, Hansjakob (1985): „Kategorien als fokale Instanzen von Kontinua, gezeigt am Beispiel der nominalen Determination“. In: Schlerath, B. & Bittner, V. (Hrsg.): *Grammatische Kategorien, Funktion und Geschichte*. Wiesbaden: Reichert. S. 435–448.
- Serratrice, Ludovica & Allen, Shanley E.M., eds. (2015): *The Acquisition of Reference*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- Sichelschmidt, Lorenz (1989): *Adjektivfolgen. Eine Untersuchung zum Verstehen komplexer Nominalphrasen*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Sommer, Ferdinand (1928): *Zum attributiven Adjectivum*. München: Bayerische AdW.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst (1980): „Zur Semantik adjektivischer Wortgruppen“. *Zeitschrift für Germanistik* 1. S. 447–457.
- Sommerfeldt, Karl-Ernst & Schreiber, Herbert (1977): *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Adjektive*. Leipzig: Enzyklopädie.
- Splett, Jochen (1981): „Ansätze zu einer strukturellen Gliederung des deutschen Adjektivwortschatzes“. Hindelang, G. & Zillig, W. (eds.): *Sprache: Verstehen und Handeln* II. Tübingen: Niemeyer. S. 47–58.

- Stern, Clara & Stern, William (1928): *Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung*. 4. Aufl. Leipzig: Barth.
- Szabó, Rita Brdar (1990): *Die Wortbildung des Adjektivs in der deutschen Gegenwartssprache mit besonderer Berücksichtigung der Übergangszone zwischen Derivation und Komposition*. Budapest: Budapest Beiträge zur Germanistik Nr. 21.
- Tang, Wenping (2000): *Die semantische Klassifikation des Adjektivs im Hinblick auf seine Morphologie und Syntax*. Frankfurt/M. und Bern: Lang.
- Tao, K. (1991): *Syntaktische Untersuchungen zum Adjektivgebrauch in der deutschen Gegenwartssprache. Am Material von literarischen Texten Heinrich Bölls*. Tübingen.
- Taylor, John R. (1992): „Old problems: adjectives in cognitive grammar“. In: *Cognitive Linguistics* 3. S. 1–36. [NB zur Differenz zwischen prädikativen und attributiven Adj].
- Telschow, Claudia (2014): *Die Adjektiv-Adverb-Abgrenzung im Deutschen. Zu grundlegenden Problemen der Wortartenforschung*. Berlin: de Gruyter.
- Thompson, Sandra A. (1988): „A discourse approach to the cross-linguistic category ‚adjective‘“. Hawkins, John A. (ed.): *Explaining Language Universals*. Oxford: Blackwell. 167–185.
- Tomasello, Michael (2003): *Constructing a Language. A Usage-Based Theory of Language Acquisition*. Cambridge, Mass.: Harvard UP.
- Tripps, Felix (2019): „Die Bedeutung des Adjektivs „geschäftsmäßig“ im juristischen Fach- und massenmedialen Gemeinsprachegebrauch. Eine rechtslinguistische Korpusstudie als Beispiel für computergestützte Bedeutungsanalyse im Recht“. In: *LeGes* 30 (2019) 3. (gem. mit Friedemann Vogel, Benjamin Bäumer, Fabian Deus & Jan Oliver Rüdiger) [Online verfügbar, Stand 10.12.2019].
- Trost, Igor (2006): *Das deutsche Adjektiv. Untersuchungen zur Semantik, Wortbildung und Syntax*. Hamburg: Buske.
- Unbegaun, B. O. (1969): *Russische Grammatik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Varnhorn, B. (1993): *Adjektive und Komparation. Studien zur Syntax, Semantik und Pragmatik adjektivischer Vergleichskonstrukte*. Tübingen.
- Vogel, Petra Maria (1996): *Wortarten und Wortartenwechsel. Zu Konversion und verwandten Erscheinungen im Deutschen und in anderen Sprachen*. Berlin: de Gruyter.

- Vogel, Petra Maria (1997): „Unflektierte Adjektive im Deutschen: Zum Verhältnis von semantischer Struktur und syntaktischer Funktion und ein Vergleich mit flektierten Adjektiven“. In: *Sprachwissenschaft* 22. S. 403–433.
- Vogel, Petra Maria (2007): „Universalität von Wortarten“. In: Ludger Hoffmann (Hg.): *Deutsche Wortarten*, Berlin: de Gruyter, S. 95–116.
- Wackernagel, Jakob (1924): *Vorlesungen über Syntax mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch und Deutsch*. 2. Band. Basel: Birkhäuser.
- Warren, Beatrice (1984): *Classifying Adjectives*. Göteborg: Acta Univ. Gotheb.
- Waxman, Sandra R. & Markow, Dana B. (1995): Words as Invitations to Form Categories: Evidence from 12- to 13-Month-Old Infants. In: *Cognitive Psychology* 29, S. 257–302.
- Waxman, Sandra R. & Klibanoff, R. (2000): „The Role of Comparison in the Extension of Novel Adjectives“. In: *Developmental Psychology* 35. S. 571–581.
- Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- Werner, Heinz & Kaplan, Bernard (1963): *Symbol Formation*. New York, London: Wiley.
- Wetzer, Harrie (1992): „Nouny⁴ and verby⁴ adjectives: a typology of predicative adjectival constructions“. Kefer, M. & van der Auwera, J. (eds.): *Meaning and grammar: Cross-linguistic perspectives*. Berlin, N. Y.: Mouton, de Gruyter. 223–262.
- Wetzer, Harrie (1996): *The Typology of Adjectival Predication*. Berlin: de Gruyter.
- Wierzbicka, Anna (1986): „What’s in a noun? (Or: How do nouns differ in meaning from adjectives)“. *Studies in Language* 10,2. 353–389.
- Wilmanns, Wilhelm (1899): *Deutsche Grammatik, zweite Abteilung: Wortbildung*. 2. Aufl. Strassburg: Karl J. Trübner.
- Wilss, Wolfram (1981): „Semiotische und übersetzungsmethodische Aspekte deutscher Wortzusammensetzungen vom Typ Substantiv und Adjektiv“, *ZGL* 9,1. 77–93.
- Wilss, Wolfram (1985): „Zur Produktion und Rezeption von Wortbildungserscheinungen“. *ZGL* 13,3. 278–294.

- Wilss, Wolfram (1993): „Wortbildungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache, dargestellt an Syntagmen des Typs Substantiv + Partizip I (kostendeckend)“. *Muttersprache* 3/4. 230–241.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): *Vorlesungen 1930–1935*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Wustmann, Gustav (1908): *Allerhand Sprachdummheiten*. 4. Aufl. Leipzig: Grunow.
- Zifonun, Gisela (2011): „Relationale Adjektive – ein ‚klassisches‘ Muster im europäischen Vergleich“. In: *Deutsche Sprache* 39. S. 98–112.
- Zifonun, Gisela & Hoffmann, Ludger & Strecker, Bruno (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin, New York: De Gruyter.

TEIL II

[1] Exposition

Angelika Redder hat verschiedentlich argumentiert, dass eine Analyse von Ausdrucksklassen nach Feldern und Prozeduren, wie sie im Rahmen der Funktionalpragmatik (und im lockeren Anschluss an Bühler 1934) entwickelt worden ist, mehr Aufschluss über System- und Verwendungslogiken sprachlicher Ausdrücke gebe als die herkömmliche und widerspruchsbehaftete Analyse nach „Wortarten“ (Redder 2005, 2012 und öfter). Traditionell als Adjektive oder Adverbien geltende Ausdrücke wie *rund*, *grün*, *schnell*, so argumentiert sie (Redder 2005: 53), sind, ohne operatives Beiwerk, reine „Symbolfeldausdrücke“. Erst im Gebrauch lässt sich, je nach der modifikativen Beziehung, in die sie eingehen, entscheiden, ob sie eher als Adjektive oder eher als Adverbien zu klassifizieren wären. Als pure Wortstämme bleiben sie indifferent gegen diese Unterscheidung. Symbolfeldausdrücke werden (in der funktionalpragmatischen Tradition) mit „nennenden“ Prozeduren beschrieben, was möglicherweise zu Missverständnissen Anlass geben könnte, weil „Nennen“ mit Nomination, Referenz, Bezeichnung, kurz: mit der Sphäre der Argumentrealisierung in Verbindung gebracht wird – und Adjektive ja traditionell und mit einigem Recht gerade als [-identifizierend/ + modifizierend] gegen Substantive abgegrenzt werden. Bühler (1934) gebraucht hier gelegentlich den Ausdruck „wasbestimmt“, um diese Verwechslung zu vermeiden.

Im Folgenden geht es um den Versuch, die prozeduralen Grundlagen *attributiv* gebrauchter Adjektive genauer unter die Lupe zu nehmen. Insofern handelt es sich hier tatsächlich um eine Klasse von Ausdrücken, die als Konstituenten von Nomi-

nalphrasen (in einer gleich näher zu bestimmenden Weise) am Nennen, Konzeptualisieren, Unterscheiden, Referieren Anteil haben.

[2] Modifikation und Attribution

Den Kern dessen, was die sprachwissenschaftliche Tradition als „Adjektiv“ bezeichnet, bildet die Operation der Modifikation (Lehmann 2016). So gesehen mag es zwar angehen, wenn man davon spricht, dass bestimmte Klassen von Bedeutungen (Farbe, Bewertung, Objekteigenschaften, Personenmerkmale etc.) eine Affinität zur Lexemklasse Adjektiv haben, wo es eine solche gibt. Aber die Operation „Modifizieren“ ist nicht zu begrenzen auf diese Bedeutungsfelder. Nicht untypisch ist daher die bekannte Konstellation des Deutschen mit ungefähr 200 „primären“ lexikalischen Adjektiven und abertausenden von „sekundären“ (desubstantivische, deverbale, Partizipialia, deadverbale, adjektivische Pronominalia etc.). Fast alles kann *auch* mit flexivischen und derivationellen Mitteln so aufbereitet werden, dass es zur Modifikation taugt.

Im Gegenwartsdeutschen ist die attributive Verwendung adjektivischer Wörter ausdrucksseitig (flexivisch und syntaktisch) klar von allen anderen Verwendungen dieser Wörter abgegrenzt. Während der prädikative, koprädikative und adverbiale Gebrauch adjektivischer Ausdrücke mit den flexionslosen Stämmen operiert, ist der attributive Gebrauch auf den prä nuklearen Bereich der Nominalphrase beschränkt und flexivisch „doppelt regiert“ durch Genus, Kasus, Numerus des substantivischen Nukleus einerseits, durch weiter „links“ realisierte Determinantien (bzw. deren Flexion) andererseits.

Lehmann (2016) erklärt die „Ambivalenz“ der attributiven Kongruenzflexion folgendermaßen: einerseits sei sie ein Zeichen der Abhängigkeit des Attributs vom substantivischen Kopf der Konstruktion, der ihre Merkmale festlegt, andererseits sei sie historisch wie aktuell „pronomenhaltig“ und damit so etwas wie der funktionale Kopf des Adjektivs, das flektiert auch ohne

weiteres wie bzw. als ein Substantiv gebraucht und verstanden wird. Ausdrücke wie *die vielen, der große, die beiden anderen, das letzte...* sind also als Nominalphrasen zwar lexikalisch „kopflo“, aber funktional sind sie selbst vollgültige NPs. Die „doppelte Abhängigkeit“ der attributiven Flexionsformen im Deutschen passt gut zu dieser These. Im Englischen, wo es keine attributive Kongruenzflexion gibt, muss ein attributives Adjektiv, um als NP fungieren zu können, das entweder phorische oder deiktisch-identifikatorische Element *-one* zu sich nehmen.¹ Wenn es ohne dieses Element gebraucht werden kann, gilt es als lexikalisch „substantivert“: *The rich, the poor, the good, the bad, and the ugly*. Kongruenzflexion, so wäre zu resümieren, unterstreicht die Abhängigkeit *und* die Unabhängigkeit des attributiven Ausdrucks von seinem lexikalischen Kopf.

Andererseits muss man sich natürlich auch die Frage stellen: Was eigentlich „modifiziert“ ein attributives Adjektiv in Abwesenheit „seines“ substantivischen Kopfs? Aber auch auf diese Frage gibt es eine schlüssige Antwort. Das englische *dummy*-Element *-one* steht für ein indeterminiertes Referenzobjekt. Besser gesagt: für eine referentielle Bezugssphäre, die entweder bereits konzeptualisiert *ist* oder doch leicht konzeptualisiert *werden könnte*.

[3] Synsemantie, Polysemie, Feldbezug

Das Begriffspaar *autosemantisch* vs. *synsemantisch* ist selbst intensional wie extensional schillernd. Bei manchen Autoren gelten Konnektoren, Relatoren, Funktionswörter als „synsemantisch“ und die Mitglieder der Hauptwortarten als „autosemantisch“. Andere verstehen alle syntaktisch relationalen Lexeme als Synsemantika (alle Verben, alle Adjektive, inhärente Possessum-Substantive wie *Vater, Mutter, Chef, Nachbar...*). Wieder andere

1 Otto Jespersen nennt als Beleg für diesen phorisch-identifikatorischen Doppelsinn des Elements *-one* den hübschen und einschlägig ambigen Wunsch an Neuvermählte: *May all your future troubles be little-ones!*

orientieren sich an Marty und Brentano und wollen nur echte Namen und Sätze als autosemantisch gelten lassen. Wie dem auch sei, für alle Sprachzeichen gilt, was Christian Lehmann so formuliert:

Ein sprachliches Zeichen hat ein *Significatum*, d. h. eine Bedeutung, die innerhalb der betreffenden Sprache im Schnittpunkt seiner paradigmatischen und syntagmatischen semantischen Relationen liegt. (Lehmann 1995: 1251)

Wenn wir von einem definitorisch engen Zusammenhang zwischen der Operation des Modifizierens und der Wortart Adjektiv ausgehen, dann dürfte man beim Gegenstand „attributive Adjektive“ kaum um die Frage herumkommen, ob (und gegebenenfalls wie) sich die Bedeutung modifizierender Elemente in der Nominalphrase überhaupt ohne Rekurs auf die fallweise modifizierte Größe beantworten lässt. Anders gefragt: Ist Synsemantie im so spezifizierten Sinne nicht eine *kategoriale* Eigenschaft attributiv modifizierender Ausdrücke? Während man etwa für echte Namen (Eigennamen) argumentieren könnte, dass ihre Bedeutung (ihre Referenz) dominant paradigmatisch fixiert und von syntagmatischen Beziehungen relativ unabhängig sei (für eine gegebene Kommunikationsgemeinschaft gilt, dass der Name *Napoleon*, *Beethoven* etc. stets das nämliche Individuum identifiziert), hätten modifizierende Ausdrücke für sich betrachtet keinerlei *vis individuativa*, und ihre paradigmatische Bedeutungsdimension ließe sich nur entfalten bei Konstanthaltung des syntagmatischen Bezugs auf den/einen modifizierten Nominalausdruck.

Kaum etwas ist so kontrovers und widersprüchlich wie die Frage nach den Bedeutungsdomänen und Bedeutungsweisen von Adjektiven. Das kann man daran sehen, dass in einer neueren Adjektivdissertation (Bons 2009) für eine hochgradige und netzartig organisierte („Familienähnlichkeiten“) Polysemie von Adjektiven wie *hart*, *weich*, *grob*, *sanft* argumentiert wird, in einer anderen Adjektivdissertation (Leßmöllmann 2002) dagegen für Nullpolysemie bei absoluten Eigenschaftsadjektiven wie *rund*,

eckig. Alle einschlägigen Mehrdeutigkeiten, so heißt es da, seien auf die wechselnden Bezugsubstantive zurückzuführen. Was natürlich lehrt, dass Polysemie bei Adjektiven nicht eben wohldefiniert, sondern eher eine Sache der *Zurechnung* ist. Offenbar gibt es bei kategorial und grammatisch auf das „Modifizieren“ anderer Bedeutungen angelegten Wörtern (und das sind Adjektive) ein Grundsatzproblem: Sollen wir die semantische Vielfalt, die uns in den Kombinationen von modifizierenden und modifizierten Elementen begegnet, dem modifizierenden Element, dem modifizierten Element oder der Konstruktion aus beiden zurechnen? *Harte Matratzen, harte Tatsachen, harte Sportarten, harte Maßnahmen, harte Fächer, harte Herzen* – geht das mit *einer* Bedeutung von *hart*? Oder sollten wir vielleicht auf feste lexikalische Bedeutungen bei Adjektiven ganz verzichten?

Nun ist das attributive Vorfeld der Nominalphrase im Deutschen ganz ohne Zweifel eine Einrichtung des einzelsprachlichen Symbolfeldes. Die teils manifesten, teils latenten Form- und Abfolgeregeln, koordinative und subordinative Staffelung, die Spreizung des Feldes zwischen Identifikation/Referenzstatus/Determination und Konzeptmodifikation, wie sie Seiler (1978) erstmals schlüssig analysiert hat, sind zweifellos Tatsachen der „Symbolgrammatik“ der deutschen Gegenwartssprache. Leichtsinzig wäre es freilich, daraus zu folgern, dass bei der Interpretation dessen, was sich in diesem darstellungstechnischen Feld abspielt, nur echte (wasbestimmte) Symbolfeldmechanismen beteiligt wären.

Es gibt so etwas wie ein weitgehend kollektiv geteiltes Vorurteil über die Bedeutung von typischen Adjektiven. Dieses Vorurteil ist kognitivistisch, und es besagt, dass es typischerweise „einzelne“ und „einfache“ Objektmerkmale seien, was von Adjektiven kodiert wird. Dahinter steht das ganze Gewicht einer langen semantischen Tradition, die sich auf Intensions- und Extensionsmodelle stützt. Farbadjektive, Dimensionsadjektive (letztere sicher am gründlichsten untersucht in der Tradition von Bierwisch & Lang 1987) imponieren auf den ersten Blick als Deskriptoren, die an intensionalen Merkmalen ihres substantivischen Kernkonzepts (*der grüne Rasen, das weite Meer,*

der schwarze Rabe...) oder an extensionalen Merkmalen des fallweise Bezeichneten (*das rote Auto, das große Haus, das leere Blatt...*) andocken. Auch die gebräuchliche Unterscheidung zwischen *restriktiven* und *deskriptiven* Attributen lebt wenigstens partiell von dieser Optik. Während typische Substantive als (mehr oder minder geordnete) Bündel intensionaler Merkmale konzipiert werden, stehen Adjektive für *einzelne* Merkmale, die entweder assertiert oder attribuiert werden können. Als „relativ“ gelten der *communis opinio* zufolge in diesem Zusammenhang die Bedeutungen der Dimensionsadjektive, mit ihrem charakteristischen Schwanken zwischen dem Namen der Dimension und den Polen ihrer Ausprägung. Um ein Standardbeispiel zu nennen: eine *große Spinne* ist „groß“ im Verhältnis zur Speziesnorm von Spinnen, und ein *kleiner Elefant* ist „klein“ im Verhältnis zur Speziesnorm von Elefanten. „Absolute“ Adjektive stehen hingegen für Merkmale, die einer extensionalen Beschreibung zugänglich sind: *Tot, verheiratet, schwarz, rund...* gelten als Merkmalsbedeutungen, für die gilt: Entweder sie liegen vor oder sie liegen nicht vor. Die kanonische Formulierung lautet:

Im Prinzip steht fest, wann etwas rund, blau oder quadratisch ist, unabhängig davon, um was für ein Ding es sich handelt. Die Extension des Adjektivs ist von der des Substantivs unabhängig. (Eisenberg 1999: 235)

Das impliziert freilich, dass absolute Adjektive Merkmale von außersprachlichen Objekten, von Referenten, kodieren. Die Definition nimmt sie gewissermaßen aus der konzeptuellen Kombinatorik der Sprachsymbole heraus und bezieht sie direkt auf die „Dinge“. Es besteht kein Zweifel, dass manche Adjektive solchermaßen als Deskriptoren für Referenten benutzt werden können. Nur bei den relativen (oder Dimensionsadjektiven) – so die vorherrschende kognitive Meinung – findet ein Abgleich zwischen den konzeptuellen Merkmalen des Nukleus und der Adjektivbedeutung statt. Aber auch wenn ich einen Text *rund* oder eine Person *eckig* finde, muss ein solcher Abgleich stattfinden.

Ein Problem dieser kognitivistischen *communis opinio* ist, dass sie den „Doppelcharakter“ der Nominalphrase ignoriert, die ja gleichermaßen als „Referenzialisierung eines (komplexen) Konzeptes“ wie als „Konzeptualisierung eines Referenten“ verstanden werden kann. Die attributive Kopplung kann also über die konzeptuelle Seite, über die referenzielle Seite oder über beide laufen. Und ein anderes Problem ist, dass diese *communis opinio* mit den beobachtbaren Tatsachen der Verwendung attributiver Adjektive kaum in Einklang gebracht werden kann.

Beginnen wir mit ein paar alltäglichen Beobachtungen. Im kulinarischen Teil der Tageszeitung lese ich, Blumenkohl sei *ein behäbiges Gemüse*. *Geduldig* sei es überdies und ein bisschen *langweilig*. Weiterhin ist im nämlichen Text von *kläglichem Fleischersatz* die Rede und von einem *köstlichen Grundrezept*. *Behäbig* und *geduldig* würde man zweifellos semantisch als Merkmale von Personen (oder wenigstens Lebewesen) klassifizieren wollen. Irgendwie wissen wir trotzdem, was ungefähr gemeint ist, und bei dem *köstlichen Grundrezept* fühlt man sich als Sprachwissenschaftler zweifellos erinnert an eine sprachkritische Tradition, die gerne vom „unlogischen Adjektivattribut“ sprach und darunter solche Bildungen verstanden wissen wollte wie *faule Ferien*, *möblierte Herren*, *geborene Diplomaten* und *fromme Schleier*. Wer genauer hinschaute, hat jedenfalls immer schon gesehen, dass die Welt der adjektivischen Gegenstandsmerkmale nicht zu 100% in Ordnung ist.

Ganz offenbar stehen attributive Adjektive wie *behäbig*, *geduldig*, *langweilig* zum Nukleus *Blumenkohl* eher als Evaluationen, Bewertungen des vom Nukleus Bezeichneten durch den Sprecher. Die hohe Affinität von Adjektiv und Bewertung war zumindest in der Spracherwerbsforschung eigentlich immer bekannt (Stern & Stern 1928: 254ff), aber auch in der Linguistik selbst drängt sie von Zeit zu Zeit in den Vordergrund (vgl. jetzt die Beiträge in Schmale 2011). Dabei gibt es in der Hauptsache zwei Argumentationslinien, deren erste auf die ganz erhebliche Zahl (primärer wie abgeleiteter) Adjektive verweist, die rein evaluative, bewertende Bedeutungen haben, während die zweite Linie einen noch intensiveren kategorialen Zusammenhang zwischen

Adjektiv und Bewertung annimmt und behauptet, dass selbst vermeintlich untadelige *property concepts* ganz leicht in bewertende Bedeutungen überführt werden können: *rund, eckig, hölzern, eisern* wirken auf den ersten Blick wie absolute Objekteigenschaften, aber in den folgenden Beispielen werden sie evaluativ:

Jetzt ist der Text rund; Sein Benehmen wirkte etwas eckig und hölzern; Seinen Vorsatz hielt er eisern durch...

Eines zeigen diese Beispiele zweifellos: Wir verfügen als Sprachbenutzer über (latente) Routinen des semantischen „Abgleichs“ zwischen Adjektiven und ihren Bezugssubstantiven. Offensichtlich werden diese Routinen zumindest fallweise und manchmal anders implementiert, wenn die Beziehung zwischen Adjektiv und modifiziertem Ausdruck attributiv ist, und anders, wenn diese Beziehung prädikativ (oder koprädikativ bzw. adverbial) ist. Für desubstantivische Relationsadjektive (vgl. Frevel & Knobloch 2005) scheint es nicht untypisch zu sein, dass sie attributiv ihr Kernkonzept modifizieren: *menschliches Verhalten* ist so viel wie „Verhalten von Menschen“, aber in dem Satz:

Sein Verhalten in dieser Situation war (sehr) menschlich.

wird das gleiche Adjektiv vom gleichen Substantiv *prädiziert* und nimmt einen klar evaluativen Wert an. Ist die evaluative Bedeutung etabliert, kann sie im Zusammenhang auch attributiv implementiert werden, etwa über einen Graduierungsindex wie *sehr, ziemlich* etc., der für die Relationsadjektiv-Lesart abgeschlossen ist:

Das war ein (sehr) menschliches Verhalten!

Bei anderen Adjektiven variiert die „Abgleichsroutine“ weniger nach der Opposition attributiv vs. prädikativ/koprädikativ und stärker nach dem jeweiligen Bezugssubstantiv (vgl. die Beispiele zu *hart/weich* etc.).

Viel Variabilität kommt weiterhin in die attributiven Abgleichsroutinen zwischen attributivem Adjektiv und substantivischem Nukleus durch den Umstand, dass Substantivgruppen (NPs) oft eine referentielle und eine konzeptuell-prädizierende Komponente haben. Das Standardbeispiel sind die bekannten *nomina actoris*, die aus einer prädikativen Basis und einem referenzierenden Index bestehen. Ein attributives Adjektiv kann sich da entweder modifizierend auf die prädikative Basis beziehen oder eben auf den Referenzindex. Die Standardbeispiele (*ein starker Raucher, ein guter Tänzer, ein geduldiger Zuhörer...*) deuten an, dass wir die konzeptuelle Modifikation der prädikativen Basis bevorzugen (*raucht stark, tanzt gut, hört geduldig zu*), wo diese Interpretation möglich ist, dass wir die attributive Beziehung auf den Referenzindex „einrasten“ lassen, wo die konzeptuelle Modifikation *nicht* möglich ist:

ein übergewichtiger Raucher, ein blasser Tänzer, ein spitznasiger Zuhörer...

Hier modifizieren die Adjektive eben nicht das prädikative Konzept, sondern sie „beschreiben“ den Referenten, was sich in dem Umstand spiegelt, dass in diesen Fällen die „bedeutungsgleiche“ Transformation in die prädikative Sphäre problemlos gelingt:

Der Raucher ist übergewichtig, der Tänzer blass, der Zuhörer spitznasig.

Genauer wäre es freilich, in diesem Zusammenhang davon zu sprechen, dass sich das Adjektiv in diesen Fällen nicht modifizierend auf die prädikative Basis des Nukleus, sondern ausschließlich auf den referenzierenden Index bezieht. Denn einen wirklichen Referenten „haben“ wir ja nicht qua Ausdruck, sondern nur in der triadischen kommunikativen Beziehung: A referiert B auf R mittels des Ausdrucks Z. Die Modifikationsbeziehung wird umgelenkt aus der Sphäre der Prädikation in die Sphäre der Nomination und Bezeichnung.

Es gibt in dieser Sphäre auch Sondergruppen mit agentiven Adverbien wie *ärztlich untersuchen*, *polizeilich vernehmen*, *amtlich mitteilen* etc., die nominalisiert werden (*ärztliche Untersuchung*, *polizeiliche Vernehmung*, *amtliche Mitteilung*) und dabei die Beschränkung auf meist deprädikative *nomina actionis* bewahren, die „sachlich“ in den Aufgabenbereich der adverbialisierten Sphäre gehören (vgl. Engelen 1990). Das attributive Syntagma bildet in diesen Fällen den Nexus zwischen (konzeptualisiertem) Agensargument und zugeordneter Aktion nominativ nach – und lässt prinzipiell durchaus einen Platz für ein referentielles Agensargument frei:

Die polizeiliche Vernehmung des Verdächtigen durch Wachtmeister XYZ...

Welche Abgleichsroutinen wir wählen, hängt auch zusammen mit dem deskriptiven oder prädikativen Gehalt des substantivischen Nukleus. Ist dieser letztere beispielsweise ein Eigennamen, so „geht“ nur die deskriptive Beziehung auf den Referenten, ist er ein sortales Konzept, so „geht“ grundsätzlich beides, die Entscheidung ist oft für den Kommunikationszweck irrelevant oder muss fallweise getroffen werden. Über die angemessene Formalisierung solcher „mehrdeutigen“ attributiven Konstruktionsformate lässt sich natürlich streiten (vgl. für eine gründliche Diskussion Böhm 1998: 41ff). Am elegantesten ist es sicher, alle prä-nuklearen Attributiva innerhalb einer NP zusammen mit dem lexikalischen Nukleus für das gleiche (referentielle) Argument zu (ko-)indizieren. Allerdings ist das eine Praxis, die möglicherweise die Unterschiede in der noetischen Bedeutungskonstruktion der NP eher verwischt und verdunkelt. Eben weil die tatsächliche „Zusammenstellung der Sinngehalte“ innerhalb der attributiven Gruppe gleichermaßen auf Koindizierungsroutinen, auf (im weitesten Sinne) kompositioneller Konzeptkombinatorik und auch auf (tendenziell eher Kompositionalität abbauenden) nennfesten und quasi-lexikalischen Syntagmen beruht. *Weißes Papier* ist eine kompositionelle Beschreibung, aber *weißer Wein*, *weißer Hai* sind komplexe Namen für sortale Gattungen (ganz

davon abgesehen, dass *weißer Wein* alle möglichen Farben von wasserhell über grünlich bis strohgelb haben kann – nur weiß ist er niemals!).

Was konventionell als „Kongruenz“ zwischen dem attributiven Vorfeld der NP und dem substantivischen Nukleus beschrieben wird, das scheint historisch durchaus ein Reflex pronominaler Koindizierung von Nukleus und Attributen nach Genus, Kasus und Numerus zu sein. Indessen hat sich unter dieser halbwegs gleichförmigen Symbolfeldstruktur ein Kontinuum von Modifikationsmechanismen etabliert, das ich im folgenden Abschnitt skizzieren möchte.

Bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Karl Ferdinand Becker (1827, 1841), den man getrost als den Architekten des modernen Attributbegriffs in der Grammatik ansprechen kann, eine (später verloren gegangene) Unterscheidung etabliert, die mir nach wie vor sinnvoll erscheint, weil sie einiges Licht in die oben umrissenen Verhältnisse bringen kann: die Opposition zwischen „Attributen des Individuums“ und „Attributen der Art“. Man darf im folgenden Zitat nicht zu viel Gewicht auf Beckers idiosynkratische Terminologie von „Tätigkeit“ (= Verb/Prädikat) und „Sein“ (= Substantiv/Referenz) legen, das ist durchaus zeitbedingt, aber das „Gemeinte“ hat Hand und Fuß:

Die eigentliche Bedeutung des Attributes besteht darin, dass es den Begriff des Seins entweder auf eine *Unterart* oder auf ein *Individuum* zurückführt. Wir unterscheiden daher zwischen Attributen der Art, durch welche das Sein z. B. *Tempel* als ein Artbegriff auf eine *Unterart* zurückgeführt wird z. B. ‚ein griechischer Tempel‘, und Attributen des *Individuums*, durch welche das Sein als Artbegriff auf ein *Individuum* zurückgeführt wird z. B. ‚der Tempel *Salomo's*‘. Nur Artbegriffe können auf eine Unterart oder auf ein Individuum zurückgeführt werden; darum nehmen die Pronomen und auch die Eigennamen, als solche, eigentlich kein Attribut an. (Becker 1841: 268)

Attribute des Individuums, so fährt Becker fort, sind typischerweise Pronomina (Demonstrativa, Possessiva), aber auch pro-

nominal determinierte Genitive (*das Haus meines Vaters, die Früchte dieses Baumes*) werden „individuell“, indem sie den attribuierten Begriff durch eine bestimmte Beziehung auf den Sprechenden individualisieren. Das prototypische Attribut der Art hingegen sei das adjektivische, schreibt Becker, und notiert immerhin mit einem guten Blick für die Inkongruenzen zwischen seinem Modell und der sprachlichen Wirklichkeit, dass aus dieser Sicht die attributiven Possessoradjektive der slawischen Sprachen, da sie definitiv „Attribute des Individuums“ seien, „unorganisch“ wirken. Im Deutschen gibt es solche Possessoradjektive zwar auch (*der städtische Park, das kommunale Eigentum, die staatlichen Betriebe* etc.), sie fallen aber eher in die konstruktionale Sphäre der Relationsadjektive, was für unsere noetischen Zwecke nur bedeutet, dass wir nicht mehr wirklich genau unterscheiden können zwischen „Attributen der Art“ und „Attributen des Individuums“. *Städtisch, kirchlich, kommunal* etc. sind zugleich „Arten“ von Einrichtungen (Schulen, Krankenhäusern, Kitas...) und Possessor-Zuordnungen, wobei (ähnlich wie für die oben genannten agentiven Adjektive) der Platz des referentiellen Possessors zusätzlich besetzt werden kann durch einen Ortsnamen. Das *Städtische Gymnasium Rheinbach* ist dann insgesamt so etwas wie ein Eigenname.

Immerhin ist aber bereits bei Becker (1841) ein Kontinuum des Attributiven abgesteckt, das (in der Terminologie der *Cognitive Grammar* gesprochen) von *reference point relations*, die den Bezug auf den zentralen, gemeinten Referenten durch den Umweg über einen anderen, in der Regel „bekannteren“ Referenten bahnen, bis hin zu reinen konzeptmodifizierenden Symbolbeziehungen reicht. Vielleicht hätte Becker als typische Verkörperung für Attribute der Art besser die Bestimmungswörter der deutschen Determinativkomposition genommen, die im Regelfall wirklich „reine“ Artattribute sind.

Zusammenfassen kann man die fragmentarischen und gewiss zusammengepflückten Beobachtungen dieses Abschnitts in der These, dass die pränukleare, durch „Kongruenz“ formal geprägte Sphäre der adjektivischen Attribute (Artikelwörter, Determinativa, adjektivische Pronomina eingeschlossen) dadurch geprägt

ist, dass sie ein formal und symbolgrammatisch einheitliches Kodierungsmuster für semantisch und pragmatisch hoch variable Relationen zur Verfügung stellen. Diese Relationen versuche ich im nächsten Abschnitt vorläufig und provisorisch zu ordnen und zu systematisieren. Formulieren könnte man auch (mit Adam & Schecker 2011), dass attributiv komplexe NPs einen Bezugsbereich etablieren, der durch den substantivischen Nukleus „konzeptuell etikettiert“ wird. Die prä nuklearen Attribute elaborieren dieses Etikett nach ganz unterschiedlichen Parametern.

[4] Das Symbolfeld (und der Feldopportunismus des Sprechens)

Der aktuelle Sprecher ist natürlich Origo und Nullpunkt nicht allein der Operationen und Prozeduren des Zeigfeldes, er ist zugleich der Null- und Ausgangspunkt *aller* laufenden sprachlichen Operationen: der Identifizierung von Referenten für den Hörer, der Konzeptualisierung, der Bewertung, der Modalisierung etc., was aber Bühlers Origo-Konzept für deiktische Operationen nicht entwertet, denn allein hier ist der Nullpunkt der Zeigeoperationen darstellungstechnisch systematisiert und ausgenutzt (Redder 2005: 49). Als Nullpunkt und Origo der gesamten Nennhandlung erscheint der Sprecher qua Perspektivität: Die Konzeptualisierung und Identifizierung des Gemeinten erfolgt aus seiner Perspektive.

Dennoch lauern sprachtheoretisch folgenreiche Missverständnisse hinter der Vorstellung, Sprachzeichen (welcher Korngröße auch immer) könnten *einem* Feld und seiner darstellungstechnischen Logik exklusiv zugeordnet werden. Deiktische Adverbien wie *hier, jetzt, da, dort, heute...* stehen sicherlich für Zeigfeldprozeduren, aber sie sind eben auch syntaktisch Adverbien und als solche kategorial formatiert für das Symbolfeld, was eben dazu führt, dass auch Zeigoperationen in die Mechanismen der symbolischen Darstellung eingebunden werden können. Und ein so einfaches operatives Zeichen wie der bestimmte Artikel hat eine

Funktionspalette, die vom deiktischen *linker* (*Reich mir mal das Salz!*) über die Symbolfeldmarke für generisch-extratemporale Aussagen (*Der Löwe ist ein Fleischfresser*) bis hin zum reinen Substantivierer (*Wir haben das Pro und das Kontra besprochen*) reicht.

Rein terminologisch existiert neben dem Zeigfeld-Symbolfeld-Dualismus in Bühlers *Sprachtheorie* aber auch noch die Dreierreihe vom sympraktischen, symphysischen und synsemantischen Umfeld der Sprachzeichen (Bühler 1934: 154-168). Vielfach wird das sympraktische Umfeld umstandslos mit dem Zeigfeld zusammengelegt und das synsemantische Umfeld mit dem Symbolfeld, während das symphysische Umfeld von Sprach- bzw. meist eher Schriftzeichen neuerdings erst eingehender untersucht wird (unter dem Stichwort *Linguistic Landscapes* etc.). Man geht wohl nicht ganz fehl mit der Deutung, dass sich die drei *Umfelder* eher auf die je aktuelle empirisch-perzeptive Umgebung beziehen, in der und aus der heraus die Sprachzeichen interpretiert werden, während Zeig- und Symbolfeld für axiomatisch in Opposition gesetzte allgemeine Funktionsmechanismen der Sprache stehen. Darauf komme ich zurück.

Idealtypisch im Weberschen Sinne ist die abstraktive Analyse von Symbol- und Zeigfeld. Empirisch haben wir Anlass zu der (auch von Bühler selbst geäußerten) Vermutung, dass wir aus den pragmatisch-perzeptiven Umfeldern der Deutung von Sprechakten und Sprachwerken nicht herauskönnen, dass uns also „reine“ Symbolfeld-Phänomene im wirklichen Leben nicht begegnen, weil diese zwar integral zur Darstellungstechnik natürlicher Sprachen gehören, aber nicht isoliert von anderen Ebenen der Beziehbarkeit im Sprechen vorkommen. Dennoch ist deren abstraktive Isolierung ein vernünftiger fachlicher Brauch: „In einem geschlossenen Symbolfeld gilt der Wert der einzelnen Elemente nur im Verhältnis zu den anderen, die *Ganzheit* des Feldes bestimmt dessen Teile“, heißt es bei Pleh (1984: 303). Und bei Bühler selbst können wir lesen: „Wörter stehen im Symbolfeld, füllen Plätze dort aus, sie nehmen auch Feldzeichen an sich und in sich auf“ (Bühler 1934: 299). Das gilt freilich nur, insofern die Elemente ihren Funktions- und Gebrauchswert aus dem

Symbolfeld beziehen. Bühlers Wortdefinition freilich ist *nicht* exklusiv auf das Symbolfeld bezogen, sie kreist um die Merkmale „Klangbild mit phonematischer Prägung“ und „Feldfähigkeit“ ganz allgemein. Da nämlich „sortenreine“ Feldbezüge zwar für eine grammatische Gebildelehre in Ordnung sind (Bühlers Satzdefinition macht Gebrauch vom geschlossenen und gut besetzten Symbolfeld!), nicht aber für eine prozessrealistische Linguistik des Sprechens, trägt Bühlers Definition des Wortes von vornherein der Tatsache Rechnung, dass auch grammatisch auf das Symbolfeld hin „formatierte“ Wörter im Sprechen selbst multipel feldfähig bleiben und gewissermaßen feldopportunistisch prozessiert werden müssen: Sie verbinden und vernetzen die Beziehbarkeiten in mehreren Feldern. Diesem Leitgedanken aus Bühlers Sprachtheorie möchte ich am Beispiel der attributiven Adjektive ein Stück weit nachgehen. In der kanonischen Bühlerrezeption kann man den Eindruck haben, Zeigfeld, Aktionsfeld und Symbolfeld seien Räume, die ihre jeweiligen Zeichen mehr oder minder exklusiv für sich rekrutieren – als Deiktika (*hier, jetzt, ich*), als Imperative (*halt, geh, stop*) oder eben als bloße darstellende Symbole (*Haus, Baum, Mensch*). Für eine prozessrealistische Linguistik des Sprechens hängt aber alles davon ab, dass sich Feldbezüge nicht ausschließen, sondern eben fallweise vermischen und überlagern. Dass sich die Feldbezüge der Sprachzeichen nicht endgültig ordnen lassen, ist kein Mangel, sondern unerlässliche Bedingung dafür, dass wir sprechend beinahe alle Angelegenheiten unseres sozialen Lebens bearbeiten können (nicht nur kognitive, sondern auch aktionale, affektive, motivationale, Gemeinschaftsbildung etc.).

Wenn es richtig ist, dass die Koindizierung der attributiven Konstituenten für das (absolute) Argument der NP (wie Böhm 1998 argumentiert) gleichermaßen die Unselbständigkeit wie die Selbständigkeit der Attribute gegenüber dem substantivischen Nukleus unterstreicht („nach oben“ betrachtet bilden sie zusammen *ein* Argument zum Prädikat, aber jede einzelne Konstituente enthält einen pronominalen Index für dieses Argument und kann somit tendenziell für das Ganze stehen), dann wäre das attributive Vorfeld der NP zu betrachten als eine formale Homo-

genisierung der heterogenen Funktionen und Bezüge, die bei der konstruktionalen „Ausführung“ von Argumentpositionen anfallen können. Die Untergrenze der Realisierung von Argumentpositionen wäre dann ein variabler („shifter“), pronominaler oder fester (proprialer) Referenzindex – wenn man davon absieht, dass vielfach auch die bloße Implikation eines Arguments durch die gerichtete Relationalität eines Prädikates ausreicht, um Bezüge herzustellen. Der darstellungstechnisch nächste Schritt wäre dann insofern bereits ein „doppelter“, als die Realisierung eines sortalen Konzepts (= der substantivische Nukleus der NP) sowohl als „Aktualisierung“ (in der Tradition Ballys) oder Referenzialisierung dieses Konzepts im Geflecht der Rede wie auch als Konzeptualisierung des Referenten aufgefasst werden kann. Die konventionelle Unterscheidung zwischen „restriktiven“ und „deskriptiven“ Attributen setzt an dieser Stelle an: als „restriktiv“ gilt ein Attribut, das an der Referenzialisierung des Kernkonzeptes mitwirkt, als „deskriptiv“ gilt ein Attribut, das an der Konzeptualisierung des Referenten mitwirkt (die Opposition ist bei weitem nicht immer kommunikativ relevant, aber in einigen Fällen durchaus).

Die Obergrenze der Realisierung von Argumentpositionen wäre ein (mehr oder weniger) nominalisierter Satz (Lehmann 1982 zeichnet die Wege und Prozeduren der Nominalisierung und Typisierung von Propositionen nach).

In jedem Falle wird das attributive Vorfeld durch eine Reihe von Vektoren geordnet, die sich nicht einfach auf Untergruppen der Lexemklasse „Adjektiv“ reduzieren lassen. Vielmehr kann ein und dasselbe lexikalische Adjektiv einmal im deskriptiven oder restriktiven Bezug auf den Referenten, konzeptmodifizierend, klassifizierend, bewertend eingesetzt und gelesen werden. Die Feldmechanismen und Routinen, denen wir folgen bei der situierten Interpretation komplexer Nominalphrasen, sind weitgehend latent. Einen Mix aus Feldvektoren und Adjektivklassen gibt das Modell von Weinrich (1993: 522ff), der den Raum zwischen der Artikel- bzw. Determiniererposition und dem Nukleus in zwei Kraftfelder aufteilt: Auf den „grammatischen“ Pol des Artikels ausgerichtet sind quantifizierende und situie-

rende Adjektivattribute, auf den „lexikalischen“ Pol des substantivischen Nukleus ausgerichtet sind klassifizierende und charakterisierende Adjektivattribute. In der Mitte zwischen beiden Kraftfeldern, nach beiden Seiten ausgerichtet, gewissermaßen janusköpfig, stehen dann die evaluierenden, bewertenden Adjektive. Charakteristisch für sie ist, dass sie relativ frei zu- oder ab-erkannt werden können und vielfach als Beilegungen argumentativ verteidigt werden müssen: *DAS findest du schön?*

Die Position, die Weinrich (1993) den klassifizierenden Adjektivattributen vorbehält, ist die nukleusadjazente. Was dort Platz findet, entspricht weitgehend den „Relationsadjektiven“ in einer anderen Terminologie. Aber eben nur weitgehend: Als klassifizierend gelten auch andere Kopplungen, wenn sie in enge semantische Verbindung mit ihren Nuklei treten und quasi-lexikalische Einheiten bilden. Weinrich (1993: 527) nennt: *friedliche Koexistenz*, *rhetorische Figur*, *rheinischer Karneval*, was belegt, dass er in der Hauptsache an (desubstantivische) Relationsadjektive denkt. Aber was ist mit *weißen Bohnen*, *schwarzem Risotto*, *grünem Salat* – um einige Beispiele für Farbadjektive zu geben, die ebenfalls in (sagen wir) begriffsähnliche, sortal unterscheidende, Unterklassen bildende Einheiten mit ihren Nuklei eingehen? Hier ist kein Raum, auf Einzelheiten einzugehen, aber es sieht durchaus so aus, als ob so gut wie alle lexikalischen Adjektive auch in klassifizierenden Funktionen auftreten könnten, selbst evaluative (der Arzt spricht klassifizierend *und* bewertend von *gutem* und *schlechtem Cholesterin!*), wenn sie in taxonomischer, sortal paradigmatisierender Funktion auftauchen (hierzu sehr gründlich Schlücker 2014).

Interessant ist weiterhin, dass Weinrich (1993: 529) auch zahlreichen Dimensionsadjektiven die Möglichkeit zugesteht, im Sektor von Bewertung und Evaluation zu fungieren, der ja gewissermaßen als Dreh- und Umschlagpunkt zwischen den beiden Feldvektoren gilt. Wenn ich jemanden für einen *großen Pianisten* oder einen *großen Wissenschaftler* erkläre, dann hat *groß* zweifelsfrei eine evaluative Bedeutung und gehört durchaus nicht in die „kognitive“ Logik der Dimensionsadjektive (wobei „kognitiv“ dann nur bedeutet: auf die adäquate Konzeptualisierung des

Referenten bezogen). Tatsächlich haben ja auch die im Sinne der kanonischen Theorie der Dimensionsadjektive „kognitiven“ Verwendungen von Adjektiven wie *groß/klein, hoch/tief, breit/schmal* etc. immer auch die Komponente des individuellen Sprecherurteils, der Sprecherbewertung (darauf komme ich gleich zurück). Sprachtheoretisch interessanter wäre womöglich die Frage, ob Dimensionsadjektive im evaluativen Gebrauch automatisch aus der Sphäre der Referentenbeschreibung in einen Zusammenhang wechseln, der eher als adverbial-konzeptmodifizierend zu analysieren wäre. Anders gesagt: gleicht *der große Pianist, Schriftsteller* etc. nicht eher *dem starken Raucher, guten Zuhörer, schwachen Romancier*? Was dann auf eine Schlussfolgerung hinausliefe, die man salopp formulieren könnte als: Je prädikativer der substantivische Nukleus, desto adverbialer das Attribut. Eher „adverbiale“ Adjektive (im Sinne von Leisi 1975) wie *langsam/schnell, laut/leise, ruhig, gelassen* etc., deren inhärente Relationalität eher auf verbale „Handlungen“ als auf außersprachliche Objekte/Referenten zielt, scheinen in der Tat in diesem Sinne zu changieren: Ist der prädikative Gehalt des Nukleus (gegenüber der referentiellen Identifikationskraft) gering, so beschreiben sie den Referenten im Blick auf seine Tätigkeiten: *ein (furchtbar) langsamer Mensch, ein lauter Nachbar, der schnelle Herr Schnell...* Ist der prädikative Gehalt des Nukleus stark und im Vordergrund, so wechseln sie in den Modus der Konzeptmodifikation: *ein schneller Läufer, ruhiger Referent, lauter Auftritt, eine gelassene Bemerkung* etc.

In Weinrichs Abteilung der „situierenden“ Adjektive (A2) finden wir (nach den quantifizierenden Ausdrücken: A1) ungefähr das, was anderswo gelegentlich als „orientierende“ oder „lokalisierende“ Adjektive bezeichnet wird, viele davon deadverbial und ohne lexikalische Grundform: *ober-, unter-, folgend-, weiter-, anschließend, erwähnt, nächst-, vorig-* etc. Sie sind nicht (bedeutungserhaltend) prädizierbar, überwiegend lokalisierend, aber eben im typischen doppelten Sinne der Lokalisierung von Referenten im geteilten Orientierungsraum von Sprecher und Hörer und der Lokalisierung von Referenzakten in der Redekette bzw.

im Text. Und insofern markieren sie den Übergang zwischen räumlichem Zeigen und Zeigen im Symbolfeld.

Keinen rechten Platz in Weinrichs (1993) Reihungs- und Stufungsschema der attributiven Adjektive haben diejenigen Ausdrücke, die in der sprachkritischen Tradition auch oft den „unlogischen“ Attributen zugerechnet werden oder den „modalen“ Attributen. Ich denke an Ausdrücke wie *richtig* in:

Ein richtiger Junge weint nicht.

In diese Gruppe gehören Attributiva wie *richtig*, *wirklich*, *vermeintlich*, *angeblich*, *mutmaßlich* etc. Zu ihren Besonderheiten gehört, dass sie keinerlei Selektionsbeschränkung haben, also mit allen substantivischen Nuklei kompatibel sind. Handlungslogisch ist ihnen gemeinsam, dass sie alle die sortale Konzeptualisierung des Referenten (also dessen *prädikativen* Gehalt!) problematisieren, sei es, dass sie ihn in Frage stellen, sei es, dass sie ihn unterstreichen. Insofern haben sie grammatisch-semantisch eine starke Affinität zu Adverbien, und sie wechseln alle typischerweise im attributiven Vorfeld der NP zwischen flektierten Formen, die den Nukleus problematisieren, und unflektierten „adverbialen“ Formen, die jeweils das nächstfolgende Attributivum problematisieren:

Ein richtiger Junge – ein richtig tapferer Junge; ein wirklicher Roman – ein wirklich spannender Roman; ein angeblicher Arzt – ein angeblich verletzter Arzt etc.

Hier unterscheidet die Flexion sauber zwischen Bezug auf den substantivischen Nukleus (= flektiert) und Bezug auf das folgende Attributivum (= unflektiert), und mit einigem Recht streitet man darüber, ob die unflektierten Formen syntaktisch als „adverbial“ klassifiziert werden sollen. Hier gibt es fließende Übergänge zu den „Bewertungspartikeln“ (Lefèvre 2015), die *nur* „adverbial“ das nächstfolgende Adjektiv bewerten:

Der leider verstorbene Kollege, das glücklicherweise unverletzte Opfer...

Weitere Hinweise auf die umfängliche Vieldeutigkeit und Relativität von Adjektivbedeutungen in attributiven Konstruktionen verdanken wir der Arbeit von Erdmann (1924), der darauf hinweist, dass auch Adjektive ohne eine zweite rektive Argumentposition (wie wir sie bei *ähnlich mit...*, *scharf auf...*, *gierig nach...* etc. finden) gleichwohl multipel „relativ“ sein können (und es in der Regel auch sind). Eines seiner Beispiele ist das Dimensionsadjektiv *neu*, von dem sich in der Tat zeigen lässt, dass es wenigstens drei oder vier Spezifizierungen erfordert:

- [a] *neu* im Vergleich zu;
- [b] *neu* worin?
- [c] *neu* für wen?
- [d] konzeptuell oder referenziell *neu*.

Wenn ich *ein neues Auto* gekauft habe, dann kann das durchaus „neu für mich“ und für das Auto „gebraucht“ heißen bzw. ein „neues Modell“ oder ein „neues Exemplar“ sein. Wir verrechnen also beim Gebrauch von *neu* in der Regel eine ganze Reihe von Beziehbarkeiten und Feldern (nicht zuletzt die auf den Sprecher). Und selbst ein so harmloses Paar von „absoluten“ Adjektiven wie *voll/leer* involviert *defaults*, wie Erdmann (1924: 10) an einem Rechts- und Versicherungsfall zeigt, in dem es um *volle Weinflaschen* ging, von denen aber etliche, wie sich herausstellte, mit Wasser gefüllt waren. Waren das nun *volle Weinflaschen* oder nicht? Die tatsächliche *Ausführung* der latenten „Relativität“ vieler (oder vielleicht aller) Adjektive ist im Deutschen an deren prädikativen Gebrauch gebunden, was einmal mehr unterstreicht, dass dessen Eigenschaften „verbähnlicher“ sind als die des attributiven Gebrauchs.

[5] Schluss

Darstellungstechnisch gehören die hier untersuchten Abgleichs- und Kopplungsmechanismen im attributiven Vorfeld der NP in das synsemantische Umfeld der Sprachzeichen. Es handelt sich um komplexe Effekte, die aus der kategorial vorgeordneten Zusammenstellung der Sinngehalte in der NP entstehen. Diese Effekte erweisen sich als vektoriell geordnet durch die beiden Kraftfelder, die einerseits vom „linken“ Rand der NP (Artikelwörter, DET, Grammatik), andererseits vom „rechten“ Rand der NP (Lexem, sortales Konzept, Konzeptualisierung) geordnet werden. Hinzu kommt die stets mitlaufende Beziehung auf den Sprecher als Nullpunkt und *origo* des Gesagten, die vor allem bei den evaluativen Attributen sichtbar wird und die beiden Pole vermittelt. Dabei erstreckt sich das „Reich“ der bewertenden Ausdrücke weit in das Terrain der (vermeintlich objektiven und „kognitiven“) Dimensionsadjektive hinein, die (vgl. Leisi 1975) ihre normativen Nulllinien keineswegs nur durch die Speziesnorm der vom Nukleus bezeichneten sortalen Klasse, sondern weitgehend auch von den Erwartungsnormen der Sprecher her beziehen.

Einigermaßen klar ist (seit Seiler 1978) der determinative Vektor der Verhältnisse in der NP, der gekennzeichnet ist durch die Zunahme der Selektivität von links nach rechts. Während Artikelwörter, adjektivische Pronomina, Quantoren mit so gut wie allen Nuklei kompatibel sind, nimmt die Selektivität der semantischen Beziehungen zum Nukleus hin (nach rechts) zu. Der linke Pol ist durch maximale Indikativität gekennzeichnet, der rechte durch maximale Prädikativität. Während adjektivische Attribute im Mittelfeld gewöhnlich vom Nukleus auch (bedeutungserhaltend, wie man früher sagte!) präzidiert werden können, gilt das für die artikeladjazenten orientierenden und die nukleusadjazenten klassifizierenden Attributiva in der Regel nicht.

Weitgehend unklar scheinen mir dagegen bis heute die Konsequenzen der Einsicht zu sein, dass eben auch der substantivische Nukleus einer NP sowohl als Referenzierer wie auch als Konzeptualisierer in Betracht kommt, und eben darum attributive

Adjektive als Deskription des Referenten und/oder als Modifikation des Konzepts gelesen werden können. Die Ausdifferenzierung von „reinen“ konzeptmodifizierenden Adjektiven (z. B. Relationsadjektive) und deren positionale Fixierung in unmittelbarer Nachbarschaft des Nukleus deuten darauf, dass es Kräfte gibt, die diese Differenz/Opposition auch ausdrucksseitig fixieren. Repräsentiert ist dieser Umstand aber bisher nur inkonsequent:

- [a] in der Unterscheidung von deskriptiven und restriktiven Attributen;
- [b] in der Unterscheidung von intensional an den Nukleus angedockten Attributen und extensional an den Nukleus angedockten Attributen (also zwischen rhematisierender, fokussierender Hervorhebung eines Merkmals, das in der Intension des Nukleus bereits vorhanden ist: *das weite Meer, das grüne Gras, die helle Sonne*; bzw. Hinzufügung eines (oft dann unterscheidenden, referenzierenden) Merkmals, das der Intension des Nukleus „hinzugefügt“ wird: *das rote Auto, das große Haus, der freundliche Herr*; hierzu Kaznelson 1974).

Sprachtheoretisch interessant ist die Beobachtung, dass die syntaktischen Mechanismen des Symbolfeldes in der NP zumindest teilweise auf Integration und Umbau anderer Feldmechanismen setzen. Wir betrachten üblicherweise den (bestimmten) Artikel als dem Zeigfeld zugehörig, er „ist“ aber ein *in das Symbolfeld hinein transformiertes* Stück Zeigfeld. Für die orientierenden Adjektive gilt Ähnliches.

Was in der funktional-pragmatischen Tradition als Fundierung sprachlicher Ausdrücke im sprachlichen Handlungs- und Interaktionsprozess beschrieben wird, das ist mit den Form-, Konstruktions- und Kombinationseigenschaften der Wortarten durch Grammatisierungsprozesse (im weitesten Sinne), durch Transposition in das Symbolfeld, verbunden. Und, um das Ende mit dem Anfang zu verknüpfen: Ob einfache Adjektivgrundformen wie *rund, grün, schnell* etc. reine Symbolfeldausdrücke sind, hängt von der Blickweise ab. Man kann durchaus auch argu-

mentieren, dass erst das operative „Beiwerk“, also einzelsprachlich geordnete Beziehbarkeiten und Bezüge (*connotationes*), wie sie in der Flexion, in den Reihungs- und Stufungsschemata des attributiven Vorfeldes etc. enthalten sind, einen Ausdruck überhaupt „symbolfeldfähig“ machen. Im logischen „Vorher“, außerhalb des Symbolfeldes, *suchen* sich solche Ausdrücke ihre Feldbezüge selbst. *Schnell!* ohne weitere Beziehungsanweisung im Symbolfeld wäre wohl eine imperativische Aufforderung, sich zu beeilen, und *gut, schön, prima* die Bewertung einer laufenden Handlung oder Situation durch den Sprecher, *heiß!* eine performative (wahrscheinlich eher intonatorisch kodierte!) Warnung gegenüber Kleinkindern oder eine Ermutigung/Bestätigung beim Topfschlagen. Die Sprachen unterscheiden sich stark darin, ob sie die kategorialen Symbolfeldwerte (die *connotationes*) ihrer Ausdrücke in Wurzel, Stamm, Wortform oder gar erst im Syntagma manifest werden lassen (Lehmann 2010, 2013). Was in der funktionalpragmatischen Perspektive als „operatives“ Feld erscheint, in Zeichen manifest wird, das dient jedenfalls *auch* der Re- und Umkategorisierung von konnotativen Werten, die auf den „tieferen“ Ebenen lexikalischer Stämme und Wortformen bereits angelegt sind. Und Sprachen ohne explizite Funktionsmorphologie und ohne explizite operative Zeichen für die Syntax, wenn es solche Sprachen denn gibt, wären ein Beleg dafür, dass sich die konnotative Kombinatorik des Symbolfelds, die sprachliche Zusammenstellung der Sinngehalte, auch weitgehend ohne explizite Zeichen regeln lässt.

Notorisch schwer zu systematisieren ist, was sich wirklich verschiebt, wenn Feldpotenziale von Ausdrücken in das Symbolfeld hinein transponiert und reorganisiert werden. Hier herrscht die Vorstellung, dass Aktions-, Zeig- und Dialogfeld indexikalische Ressourcen *zur Verfügung stellen*, während Symbolfeld, Schriftlichkeit etc. solche Ressourcen selbst *aufbauen*, gewissermaßen mit den Mitteln des Sprachsystems *substituieren* müssen. Dieses Denkmodell erscheint mir insofern zu simpel, als es zu den dauerhaften Errungenschaften der Konversationsanalyse zählt, gezeigt und belegt zu haben, dass auch „Situationen“ und „Kontexte“ des Sprechens keine schlichten Gegebenheiten sind, die

einfach *adressiert* werden können, sondern Bezugssysteme, die selbst erst vom Sprechen her aufgebaut und geordnet werden. Insofern wird Indexikalität im Symbolfeld nicht einfach „reduziert“, sondern vielmehr rekanalisiert und neu geordnet für die sequentiellen Verhältnisse der (darstellungsdominanten) Redekette, aber ohne dabei ihre anderen Feldbezüge restlos einzubüßen.

[6] Literatur

- Adam, Séverine & Schecker, Michael (2011): „Position und Funktion: Kognitive Aspekte der Abfolge attributiver Adjektive“. In: Schmale (2011: 157–172).
- Becker, Karl Ferdinand (1841 [1827]): *Organism der Sprache*. 2. Ausgabe Frankfurt/M.: Kettembeil (1. Aufl. 1827, Nachdruck der 2. Ausgabe Hildesheim, New York 1970, Olms).
- Böhm, Roger (1998): *Notional Grammar. Wortklassen und Dependenz*. Bremen: Universitätsdruckerei (= BLICK Nr. 7)
- Bons, Iris (2009): *Polysemie und Distribution. Zur Theorie und Methode einer korpusbasierten Semantik deutscher Adjektive*. Diss. Phil. Gießen (= GEB, Linguistische Untersuchungen 1).
- Bühler, Karl (1934): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena: Fischer.
- Eisenberg, Peter (1999): *Grundriss der deutschen Grammatik, Band 2: Der Satz*. Stuttgart: Metzler.
- Engelen, Bernhard (1990): „Adjektive in agentiver Funktion und in einigen weiteren ‚Sonder‘funktionen“. In: *Muttersprache* 100. 140–151.
- Erdmann, Karl Otto (1924): *Die Kunst recht zu behalten. Methoden und Kunstgriffe des Streitens und andere Aufsätze*. 3. Aufl. Leipzig: Haessel.
- Frevel, Claudia & Knobloch, Clemens (2005): „Das Relationsadjektiv“. In: Knobloch, Clemens & Schaefer, Burkhard (eds.): *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 151–176.
- Kaznelson, Solomon D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Hueber.

- Knobloch, Clemens (2015): *Das Adjektiv im Deutschen*. Vorlesungsmanuskript.
- Lefèvre, Michel (2015): „Bewertungspartikel als kommunikative Funktionsklasse“. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* (LiLi) 45, Heft 177. S. 30–45.
- Lehmann, Christian (1982): „Nominalisierung. Typisierung von Propositionen“. In: Seiler, Hansjakob & Lehmann, Christian (eds.): *Apprehension: Das sprachliche Erfassen von Gegenständen*, Teil I: *Bereich und Ordnung der Phänomene*. Tübingen: Narr. S. 6–83.
- Lehmann, Christian (1995): „Synsemantika“. In: Jacobs, Joachim et al. (eds.): *Syntax*, 2. Halbband. Berlin: de Gruyter. S. 1251–1266.
- Lehmann, Christian (2013): „The Nature of Parts of Speech“. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 66/2. S. 53–92.
- Lehmann, Christian (2018): „Adjective and attribution. Category and operation“. In: Baumann, Carolin et al. Hg.: *Das Adjektiv: Grammatik – Pragmatik – Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 13–76.
- Leisi, Ernst (1975): *Der Wortinhalt*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Leßmöllmann, Annette (2002): *Form im Raum. Formadjektive und Formkonzepte*. Diss. Phil. Hamburg.
- Motsch, Wolfgang (1964): *Syntax des deutschen Adjektivs*. Berlin: Akademie.
- Pleh, Csaba (1984): „Die Sprachtheorie Karl Bühlers und die moderne Psycholinguistik“. In: Eschbach, Achim, Hrg.: *Bühler-Studien*, Band I. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 282–316.
- Redder, Angelika & Rehbein, Jochen, eds. (1999): *Grammatik und mentale Prozesse*. Tübingen: Stauffenburg.
- Redder, Angelika (2005): „Wortarten oder sprachliche Felder, Wortartenwechsel oder Feldtransposition?“. In: Knobloch, Clemens & Schaefer, Burkhard (eds.): *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 43–66.
- Redder, Angelika (2012): „Prozedurale Re-Analyse von elementaren Wortarten und Wortbildung“. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 37. S. 125–141.
- Schlücker, Barbara (2014): *Grammatik im Lexikon. Adjektiv-Nomen-Verbindungen im Deutschen und Niederländischen*. Berlin: De Gruyter.
- Schmale, Günter, Hg. (2011): *Das Adjektiv im heutigen Deutsch. Syntax, Semantik, Pragmatik*. Tübingen: Narr.

Seiler, Hansjakob (1978): „Determination: A functional dimension for inter-language comparison“. In: ders. (Hg.): *Language Universals*, Tübingen: Narr. S. 301–324.

Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim: Duden.

| Adjektive: koreferentiell, kokonzeptuell,
koprädikativ*¹

[1] Die modifizierende kategoriale Bedeutung

Ziel des folgenden Textes ist es, Argumente für einen neuen Blick auf die Wortart Adjektiv in der deutschen Grammatik zusammenzustellen. Dabei gehe ich in drei Schritten vor. Der erste Abschnitt sammelt unsystematisch Beobachtungen zur Verwendung von Adjektiven, die nicht oder nur am Rande in das kanonische Schema der grammatischen Beschreibung der Wortart fallen. Der zweite Abschnitt skizziert anhand typisierender Adjektiv-Substantiv-Syntagmen und anhand der Relations- oder Beziehungsadjektive die Nahtstelle zwischen Attribution und lexikalischer Typisierung. Mit der (grammatisch meist ignorierten) Dimension der Adjektive als Evaluativa, als Bewertungswörter befasst sich der folgende Abschnitt, der somit das kognitive Modell der Wortart problematisiert (Adjektive als „Eigenschaften“ von Referenten und/oder Konzepten). Schließlich folgt ein Kapitel zur Dimension der Adjektive als Koprädikativa (typologisch zu diesem Konzept Himmelmann & Schultze-Berndt 2006) nebst einigen tentativen Schlussfolgerungen.

Die kanonische grammatische Beschreibung des Adjektivs im Deutschen beginnt in der Regel mit den drei syntaktischen Verwendungsweisen desselben: attributiv, prädikativ und adverbial. Aus nicht immer klaren Motiven heraus gilt die attributive Verwendung der Adjektive meist als prototypisch, obwohl gerade sie es ist, die mit ihrer komplexen (und doppelt regierten) Fle-

* Vortrag Uni Kassel, 15. Januar 2018

1 Für hilfreiche Hinweise zu einer früheren Fassung dieses Textes danke ich Carolin Baumann und Christian Lehmann.

xion den höchsten morphologischen Aufwand erfordert. Und in der Regel gelten diejenigen Verwendungen einer Wortart als prototypisch, die keinen zusätzlichen morphosyntaktischen Aufwand erfordern („without further measures taken“, so lautet die bekannte Formel von Hengeveld 1992; zur Diskussion für das attributive Adjektiv im Deutschen vgl. Lehmann 2018). Als sekundär und erklärungsbedürftig gilt hingegen ausgerechnet der Umstand, dass im Deutschen (im Unterschied zu Latein, Englisch, Französisch) die adverbiale Verwendung fast aller regulären Adjektive „without further measures taken“, also ohne flexionsmorphologische Markierung, möglich ist. Was bekanntlich seit Jahrhunderten Anlass zu grammatischen Debatten über das Verhältnis von Adjektiv und Adverb im Deutschen gibt.²

Ich werde argumentieren, dass die drei kanonischen syntaktischen Verwendungen ausdrucksseitig schon ihre Richtigkeit haben, dass sie aber den Blick auf die „latente Grammatik“ der Adjektive eher verstellen, weil sich hinter jeder der drei syntaktischen Konstruktionsoptionen mehrere (und heterogene) darstellungstechnische Schemata verbergen.

Aber zunächst einige Beobachtungen zum Adjektivgebrauch, die nicht so recht zum kanonischen Schema der grammatischen Beschreibung passen wollen:

[a] Schon deskriptiv mangelhaft ist die kanonische Beschreibung der Adjektive darin, dass sie in der Regel die Verwendung der Wortart als freies Prädikat gar nicht berücksichtigt. Nicht nur, aber besonders Spracherwerbsforscher und Gesprächsanalysen wissen, dass es eine verbreitete Verwendung von Adjektiven gibt, die (sagen wir) nicht in das Symbolfeld der Redekette syntaktisch eingebunden ist. Die drei stärksten Gruppen sind:

[i] **Evaluativa:** *gut, schön, genau, verdammt, klasse, prima, entzückend, süß, lieb...* Sie dienen der Kommentierung, Bewertung, Begleitung des laufenden Interaktionsgeschehens und suchen sich ihren fallweise relevanten Bezug in

2 Hierzu historisch und systematisch Telschow (2014).

der Situation selbst. In Eltern-Kind-Interaktionen bilden sie eine ziemlich erwartbare Schicht begleitender Evaluation der kindlichen Handlungen durch die Eltern.

- [ii] **Performativa** oder Imperative: *schnell, rasch, langsam, vorsichtig, (ganz) ruhig, leise, nicht so laut...* Diese Gruppe bezieht sich empraktisch und direktiv auf das laufende Verhalten des Adressaten. Es handelt sich um echte Steuerzeichen, die im Verhalten des Angesprochenen bündig werden (sollen). Auch adverbial Direktionalia wie: *rechts, links, hoch, runter, geradeaus* (und natürlich verbale Imperative) tauchen in dieser Funktion auf.
- [iii] Modalwörter: *echt?, wirklich?, wahrscheinlich, bestimmt, vermutlich, sicher, gewiss...* Diese Gruppe gilt den meisten Grammatikern als eher adverbial, auch wenn es vielfach „gleichlautende“ attributiv verwendbare Adjektive gibt. Sie kommt als selbständige Äußerung vor, ist aber insofern (locker) in das Symbolfeld des Satzes eingebunden, als es sich um modale Prädikate über den propositionalen Gehalt eines adjazenten (eigenen oder fremden) Satzes handelt.

Gemeinsam ist allen drei Gruppen, dass sie nicht recht in das Schema von attributiv / prädikativ / adverbial passen wollen, dass sie vielmehr ihre fallweisen (evaluativen und/oder deontischen) Bezüge in der Sprechsituation als freie Prädikate herstellen. Sandmann (1973) weist darauf hin, dass der sekundäre Einbau solcher interjektionaler und sympraktischer Adjektive in Symbolfeldzusammenhänge im Englischen und Romanischen einige Fälle erklärt, in denen regelwidrig Adverbialität nicht morphologisch markiert wird (*drive slow! Chanter faux, parler haut, peser lourd...*).

Gewiss gibt es auch für andere Wortarten Verwendungen, die nicht im Symbolfeld verankert sind, etwa bei Namen/Substantiven freie Nennungen wie ein *Adler!*, Sympraktika wie *einen Kaffee!* oder imperativische Infinitive wie *Aufstehen!* etc. Offenbar sind die Möglichkeiten der symbolfeldfreien Verwendung der Wortarten ebenfalls systematisch.

[b] Ebenfalls nicht in das Schema attributiv / prädikativ / adverbial passt die recht ansehnliche Vielfalt derjenigen Adjektivverwendungen, die Plank (1985) als „koprädikativ“ zusammenfasst. In den Grammatiken fristen sie ein randliches Dasein unter Titeln wie „prädikatives Attribut“, „Subjektsprädikativ“ und „Objektsprädikativ“. Ich gebe eine Reihe von Beispielen, in der die wichtigsten Untergruppen vorkommen:

Paul trank die Flasche leer; Paula wirkt gebrechlich; Die wirklich Guten werden schon recht jung Direktor; Seine Eltern schlugen ihn grün und blau; Er kam oft betrunken nach Hause; Rot ging die Sonne am Horizont unter; Ich habe das nicht ernst gemeint; Du hältst mich wohl für blöd; Er ließ seine Stimme bald leiser, bald kräftiger erklingen; Nero sah sie kalt an; Er will sich nur beliebt machen; Ich habe das Bild teuer ersteigert;³ Gewogen und zu leicht befunden; Ich kann mir Angela Merkel nicht betrunken vorstellen.

Das letzte Beispiel zeigt grundsätzlich, dass auch in diesem Falle Beziehbarkeit zählt, nicht die Position in der Redekette. Noetisch denkbar, aber unwahrscheinlich ist auch die Lesart, in der „ich“ mir Frau Merkel nicht vorstellen kann, wenn „ich“ betrunken bin. Generell gilt für den koprädikativen Ausdruck, dass er (mindestens) ein Argument mit dem Hauptprädikat teilt. Somit sind in Konstruktionen wie *Er kam krank an, er ging hungrig nach Hause* etc. jeweils zwei „Ereignisse“ (schreibt Kaznelson (1974: 259) ontologisierend) verflochten, die ein gemeinsames Argument aufweisen – aber der koprädikative Teil organisiert seinen Bezug fallweise und nach Beziehbarkeiten.⁴

Relativ gut beschrieben ist die Untergruppe der resultativen Objektsprädikative. Bei vielen von ihnen rückt das (resultative) Adjektiv gefühlt so dicht an den Verbstamm, dass sie gerne

3 Beispiel von Vogel (1997: 421).

4 Kaznelson (1974) meint, das adjektivische Koprädikat sei in der Regel wichtig und zentral, das Hauptverb liefere in der Hauptsache die TAM-Umstände dazu. Das scheint mir jedoch eine empirische Frage des Einzelfalls zu sein. Je schwächer das Verb in lexikalisch-semantischer Hinsicht ausfällt, desto eher stimmt Kaznelsons Beobachtung, maximal bei den Kopulaverben.

und oft zusammengeschrieben werden: *leerräumen, freischaufeln, freigeben, festnehmen, festhalten, feststellen, krankschreiben, schwarzmalen, kaltmachen, kaltstellen, weichspülen...*

Das sollte einem Grammatiker zumindest zu denken geben: Das resultative Adjektiv lagert sich syntaktisch eng ans Verb, in Analogie zu den Partikelverben (vgl. Vogel 1997: 420), gilt aber semantisch für eine (resultative) Prädikation über das Objekt des Satzes. In Abschnitt [4] komme ich hierauf zurück.

Beide Mängel der kanonischen Beschreibung von Adjektiven in der deutschen Grammatik kann man als Indikatoren dafür interpretieren, dass kategorial modifizierende Bedeutungen (hierzu Lehmann 2013, 2018) – und dazu zählen sowohl die Adverbien als auch die Adjektive – semantische Feldopportunisten sind. Sie suchen sich „passende“ semantische Bezüge, und die Trias attributiv / prädikativ / adverbial ist *ein* Versuch, diesen Feldopportunisten darstellungstechnisch und deskriptiv zu ordnen.

Zitiert man den im fraglichen Zusammenhang *ad nauseam* wiederholten und variierten Programmsatz zur (vermeintlichen) Abgrenzung des adverbialen Adjektivs vom koprädikativen (Subjekts- oder Objektsprädikativ):

Der Kellner trug die Suppe stolz / vorsichtig, schnell / heiß herein.

dann wird klar: Das Motiv für die wechselnde Interpretation dieser Konstruktionen liegt allein in der plausiblen Beziehbarkeit der adjektivischen Lexeme, einmal auf das Subjekt *Kellner* (*stolz*), auf das Verb *hereintragen* (*vorsichtig, schnell*) oder eben auf das Objekt *Suppe* (*heiß*). Positional gibt es keinen Anhaltspunkt für die Unterscheidung, seitdem man nicht mehr so recht an die heuristische Kraft präzifizierender Umformproben des Typs *?Das Tragen ist vorsichtig* glaubt. Es gibt an sich nicht den geringsten Grund, *schnell* oder *heiß* nicht ebenfalls als sekundäre Prädikationen über den Subjektskellner zu interpretieren. Und wer möchte verbindlich entscheiden, ob in einem Satz wie: *Das riecht muffig, süßlich, gut, dumpf...* das Adjektiv semantisch auf das Verb oder auf das nominale Subjekt zu beziehen ist?

[c] Und wenn wir einmal bei den Schwächen der kanonischen Beschreibung der Adjektive sind, wollen wir eine weitere nennen, die ebenfalls bereits vor 30 Jahren (folgenlos) empirisch entdeckt worden ist, von Thompson (1988). Da nämlich können wir lesen, dass die Mehrzahl der Adjektive im gesprochenen Englisch entweder kopulaprädikativ vorkommt oder aber (frei übersetzt) scheinattributiv. D.h., der Nukleus der attributiven Konstruktion steht im Prädikat und ist entweder ein anaphorisches Substantiv oder aber ein semantisch weitestgehend leerer *dummy*. In beiden Fällen ist das Attribut rhematisch-prädikativ:

It's a religious thing, we're going to have; Theirs is a nice apartment...

sind Beispiele von Thompson (1988: 178).⁵ Deutsche Beispiele ließen sich leicht beisteuern:

Das ist ja eine unangenehme Sache; Kannst du dich an diese blöde Geschichte erinnern?

Kaznelson (1974: 199) notiert bereits, dass Ähnliches auch für Genitivattribute gilt. Sein Beispiel lautet:

Das Haus des Försters stand am Fluss – Das war das Haus des Försters.

In zweiten Fall erachtet er das Genitivattribut als prädikativ bzw. als Kern des Prädikats, weil die Identifizierung des Referenten bereits im pronominalen Satzsubjekt erfolgt und der Nukleus im Prädikat ein bloßer Platzhalter sei.

Auch bei der (referentiellen) Einführung neuer Diskursreferenten (so Thompson 1988: 176) treffen wir oft auf semantisch leere substantivische Nuklei in attributiven Konstruktionen:

5 „In each of these examples, the attributive adjective is functioning predicatively, since it modifies a non-informative predicative head noun“. So Thompson (1988: 175).

*And there is something really sad that happens; But what you eat...
if you eat greasy food...*

In diesem Zusammenhang ist zu erinnern, dass distinktive, restriktive, Referenten *unterscheidende* attributive Adjektive im Deutschen die Eigenheit haben, starktonig und kopfverdächtig zu sein, weil ihre substantivischen Nuklei immer weglassbar sind, wenn die Beziehbarkeit anderweitig gewährleistet ist:⁶

*Die bunten (Karten) sind schöner; Ich nehme den karierten (Pullover);
Den letzten beißen die Hunde, der letzte macht das Licht aus;
Die Grünen haben verloren...*

Dabei spielt es keine Rolle, ob der substantivische Nukleus ellipstisch ist, weil er phorisch ist oder weil er einen *default*-Wert hat (im Beispiel: Person) oder weil eine lexikalisierte Substantivierung vorliegt. Im Englischen muss in diesen Fällen vielfach *-one* als Ersatz für den substantivischen Kopf eintreten, weil den attributiven Adjektiven da die flexivische Koindizierung für den Referenten der NP fehlt (genauer hierzu Halliday & Hasan 1976: 147–166). Anderenfalls geht man von echter Substantivierung aus (*the rich, the poor*), besonders wenn ein s-Plural gebildet werden kann (*the blacks*). In jedem Falle ließe sich argumentieren, dass auch distinktiv-restriktive attributive Adjektive eigentlich oft rhematisch sind und damit eine typische Eigenschaft prädikativer Adjektive teilen.⁷ Hier wäre freilich genauer zwischen „struktureller“ und informationsstruktureller Rhemazität zu unterscheiden.

Schon diese Bilanz sollte für die kanonische grammatische Beschreibung der Adjektive im Deutschen einigermaßen ernüch-

6 Ganz im Unterschied zu deskriptiven attributiven Adjektiven, die schwachtonig sind und deren Nukleus niemals weglassbar ist. So schon Plank (1977).

7 Als Historiograph darf ich anmerken, dass diese Dinge den Sprachtheoretikern von Marty (1908, 1925) bis Kaznelson (1974) immer wieder aufgefallen sind, ohne dass es jemals Konsequenzen für die grammatische Beschreibung der Wortart gegeben hätte. Die neuen Grammatiken schreiben die alten ab, statt bei den Theoretikern nachzulesen, was sich zwischenzeitlich getan hat.

ternd sein. Und, um das Maß voll zu machen, erwähne ich noch eine weitere blinde Stelle der modern-zeitgenössischen Adjektivliteratur: Die ist nämlich *kognitiv* und versteht Adjektive prototypisch als Kodierung einfacher Objektmerkmale des Nukleusreferenten. Noch in der letzten Generation (und neuerdings wieder; vgl. Schmale 2011) sah man in den typischen Adjektiven eher eine subjektiv wertende Stellungnahme des Sprechers gegenüber den Referenten des substantivischen Nukleus. Dass es sich hier nicht um ein Entweder-Oder, sondern um ein Sowohl-Als-auch, um eine darstellungstechnische systemische Ambivalenz handelt, liegt auf der Hand. Dieser Befund unterstreicht einmal mehr die feldopportunistische kategoriale Anatomie modifizierender Lexeme. Sie docken semantisch-relational da an, wo es gerade opportun und passend ist. Und wenn ich sage:

Die Suppe ist kalt, der Ring ist echt, das Zimmer ist sauber...

dann haben wir es mit „Eigenschaften“ zu tun, die ich, der Sprecher, dem absolutiven Themaargument zuspreche. Sie gehören ebenso gut zu mir wie zu dem besprochenen Referenten. Sie sind relational Brücken zwischen dem Sprecher und dem Besprochenen. Auch hier besteht also definitiv Ordnungsbedarf, weshalb wir uns nun dem nächsten Punkt zuwenden.

[2] Attributiv – prädikativ – adverbial: das reicht nicht

Adjektive sind kategorial darauf spezialisiert, Bedeutungen zu modifizieren, die ihnen strukturell, im Rang, in der Satzstruktur übergeordnet sind. Das gilt *mutatis mutandis* für alle ihre Verwendungen. Sandmann (1940) spricht in einem klassischen Text, an Bühlers (1934) Gedanke der „Feldfähigkeit“ anknüpfend, vom Adjektiv (Adverb) als einer „Form der Inferenz“. Substantive gelten ihm als „Form der Isolierung“, sie haben keine spezifische kategoriale Relationalität in der Ebene der Verkettung mit anderen Sprachzeichen und können darum (per Position, Kasus, Adposition) in alle syntaktischen Funktionen ein-

gefädelt werden (als Subjekt, als Prädikatskern, als Objekt, als Adverbiale, als Attribut). Verben gelten Sandmann als „Form der Konnexion“ und in ihrer finiten Form fest eingebunden in die Prädikatsfunktion. In der allgemein-sprachwissenschaftlichen Literatur herrscht weitgehend Einigkeit über den Zwischenstatus der Adjektive (wo es sie gibt) zwischen Verb und Substantiv. In Sachen Zeitstabilität, Relationalität etc. changieren sie zwischen dem substantivischen und dem verbalen Pol des Spektrums. In manchen Sprachen (z. B. im Lateinischen) ähneln sie den Substantiven stärker, in anderen ähneln sie stativen Verben (Pustet 1989, Lehmann 2018).

Zur „Zwischenlage“ der Adjektive gehört auch der Umstand, dass Adjektive (und Adverbien) per Kopulaverb verbalisiert werden müssen, um als Prädikatskern fungieren zu können. Um als Argument fungieren zu können, müssen sie in den Rang einer NP erhoben werden, wofür es eine Reihe konstruktiver Optionen gibt: von der morphologischen Substantivierung (*Kälte, Härte, Wärme, Breite* etc., aber auch *Bosheit, Schönheit, Heiterkeit* etc., die sogenannten Adjektivabstrakta) bis hin zum „nukleusellipsierten“ attributiven Adjektiv, das (*horribile dictu*) ebenfalls den Status einer NP (oder meinethalben auch einer DP) hat:⁸

Den letzten beißen die Hunde; Das rote gefällt mir besser...

Von „links“, von der Determiner-Seite her betrachtet, fungiert das attributive Adjektiv als Referenzinitiator einer NP. Thompson (1988: 179) notiert, auch attributive Adjektive seien dominant „referent-introducing“. Dass sie janusköpfig zwischen einer determinierenden Lesart „von links“, vom Artikelwort her, und einer deskriptiv-charakterisierenden Lesart „von rechts“ changieren, illustriert ein Widmungssatz, den ich in einer Einleitung gefunden habe:

8 Vgl. erneut Lehmann (2018) über „abstract quality nouns“ und „concrete quality nouns“.

Dafür danke ich den ausgeschlafenen Studierenden meiner Hamburger Grundkurse.

In der determinierenden, restriktiven Lesart bezieht sich das Attribut partitiv auf eine Teilmenge unter den Studierenden, eben die Ausgeschlafenen unter ihnen, in der deskriptiven charakterisiert das Attribut alle genannten Studierenden. In der determinierend-restriktiven Lesart wird das *attributivum* zum betonten Kopf der Konstruktion und der substantivische Nukleus wird gleichsam zu einer (oft weglassbaren) Apposition herabgestuft. Dieser Wechsel „geht“, weil die Flexion des attributiven Adjektivs eine pronominale Koindizierung mit dem Referenten des Substantivs enthält, die das *attributivum* paradoxerweise zugleich vom substantivischen Nukleus abhängig und unabhängig macht (vgl. Lehmann 2018). Diese changierende Struktur spiegelt sich in dem grammatischen Disput über die Frage, ob das attributive Adjektiv in seiner Flexion zu den Kongruenz- oder zu den Rektionsphänomenen zu rechnen ist. Eisenberg (2013: 34 et pass.) hat das Nötige dazu gesagt. Dass unflektiert nachgestellte Attribute vom Typus *Röslein rot, Forelle blau, Scholle satt* eine solche pronominale Koindizierung für den Referenten des Nukleus ebenso wenig enthalten wie Adjektiv-Substantiv-Komposita (*Rotwein, Graureiher, Schnellzug, Kühlschränk* etc.; vgl. Schlücker 2014), wird uns noch beschäftigen. Ohne pronominal-flexivische Koindizierung bleibt das Adjektiv ein (Ko-)Prädikat.

Die überwiegend flektierten pränukearen Elemente einer komplexen NP werden im Deutschen offenbar so linearisiert, dass man immer noch einen grammatisch akzeptablen NP-Ausdruck behält, wenn man die Phrase von rechts, vom Nukleus her, kürzt: *die drei anderen bewaffneten Männer* kann man auch realisieren als *die drei anderen bewaffneten*, *die drei anderen*, *die drei* und notfalls sogar als *die*. In der letzten Kürzung mutiert der Artikel dann zum Demonstrativum, indem er gewissermaßen als „Erbe“ der Referenz auftritt. Kurz: Es bleibt immer ein referenzfähiger Ausdruck, solange wir es mit attributiven Ausdrücken zu tun haben, die eben referenzspezifizierend *sind*. Und so gesehen ist es interessant, die Fälle näher zu betrachten, in denen eben

nicht von der rechten Nukleusseite der NP abgestrichen werden kann. Offenbar müssen wir die *nicht* von links nach rechts, sondern von rechts nach links betrachten.

Ich stelle in aller Kürze drei einschlägige Beispielgruppen vor:

- [a] Die sogenannten „unlogischen Adjektivattribute“ der älteren (überwiegend sprachkritischen) Literatur (Sommer 1928, Sandmann 1975); hierher gehören in der Hauptsache auffällige Bildungen des Typs *möblierter Herr*, *milde Gabe*, *kalte Küche*, *trunkener Zustand*, *frommer Schleier*, *alte Tage*, *schwindelnde Höhe* und viele andere mehr. Für „unlogisch“ gelten sie der älteren Literatur (und noch der frühen Transformationsgrammatik!), weil das Attribut keine vom Nukleusreferenten prädzierbare „Eigenschaft“ kodiert.

Wer freigiebig ist mit dem Prädikat „unlogisch“, der rechnet auch die (vollkommen regulären und aufschlussreichen) Bildungen des Typs ein *starker Raucher*, *guter Zuhörer*, *flotter Tänzer* dazu. Mit Hilfe dieser überwiegend auf *nomina actoris* als Nukleus begrenzten Gruppe lässt sich leicht illustrieren, dass sich attributive Adjektive entweder auf den Referenten des Nukleus beziehen oder dessen prädikatives Konzept modifizieren. Offenbar bevorzugen wir die letztere Lesart, wo sie möglich ist, schalten aber problemlos auf die andere, wenn sie nicht möglich ist. Jeder wird den *starken Raucher* auf die adverbiale Prädikatsmodifikation *stark rauchen* beziehen, den *übergewichtigen* oder *schlanken Raucher* aber auf den Referenten. Man vergleiche hierzu Sandmann (1975), der auch mit Beispielen wie *Die kleinen Diebe hängt man*, *die großen lässt man laufen* belegt, dass Modifikation des prädikativen Gehalts auch bei morphologisch nicht explizit deprädikativ abgeleiteten *nomina actoris* geht. Bei den *kleinen Dieben* ist ja nicht die Körpergröße gemeint.⁹ *Alte Freunde* und *junge Mütter* (im Sinne von „noch nicht lange Mutter“) funktionieren ebenso. Aber **lange Freunde* und **kurze Mütter* lässt die Norm nicht zu.

9 Ähnlich bei Bildungen wie *kleine Handwerker*, *kleine Geschäftsleute*, auch temporale Modifikation wie in *ständiger Begleiter*, *ewiger Verlierer*, *nächtlicher Besucher* etc.

An dieser (ziemlich produktiven, aber auch an Irregularitäten reichen) Beispielgruppe kann man zeigen, dass (sagen wir terminologisch improvisierend) Konominativität auf Koreferentialität und/oder auf Koprädikativität beruhen kann.

Auch für die gesamte Gruppe gilt, dass bedeutungserhaltende prädikative Umformung der Bildungen nicht möglich ist. Bei den deadverbialen Bildungen geht freilich die Rückverwandlung in ein adverbiales Modifikationsverhältnis (*stark rauchen, gut zuhören, flott tanzen, ständig begleiten, ewig verlieren*). Eine weitere nicht ganz kleine Gruppe der „unlogischen“ kann man sich erklären aus weggelassenen Partizipien. Die *faulen Ferien* sind faul verbrachte Ferien und der *möblierte Herr* ist ein möbliert wohnender Herr. Andere gehen nahtlos über in die Gruppe der Relationsadjektive. *Der fromme Schleier, das katholische Medaillon* etc. Aber was versteht man unter Relationsadjektiven?

[b] Die attributiven **Relationsadjektive** (Frevel & Knobloch 2005); da kann ich mir ein Zitat aus Wustmanns *Allerhand Sprachdummheiten* (Wustmann 1903) nicht verkneifen. Nach einem *bonmot* von Karl Kraus ist es Wustmann gelungen, unter diesen Sprachdummheiten auch seine eigenen unterzubringen, aber das Zitat ist in seiner Hilfsigkeit zugleich lehrreich:

In beängstigender Weise hat in neuerer Zeit die Neigung zugenommen, statt des Bestimmungswortes einer Zusammensetzung ein Adjektiv zu setzen, also z. B. statt *Fachbildung* zu sagen: *fachliche Bildung*. Sie hat in kurzer Zeit riesige Fortschritte gemacht, wie sie sich nur daraus erklären lassen, dass diese Ausdrucksweise jetzt für besonders schön und vornehm gilt. [...] Jetzt redet man nur noch von staatlichem Vermögen, gesellschaftlicher Ordnung, rechtlichem Verhältnis, kriegerischen Ereignissen, junkerlichem Regiment, soldatischer Laufbahn, bürgerlichen Pflichten, handwerklichen Traditionen. [...] Die ‚Pädagogen‘ reden sogar von schulischen Verhältnissen und unterrichtlicher Methode. [...] Am Ende kommt es noch dahin, dass einer erzählt, er habe in einer alpinen Hütte in sommer-

lichen Hosen sein abendliches Brot nebst einem wurstlichen Zipfel verzehrt. (Wustmann, 3. Aufl. 1903, S. 180ff)

Bis auf den *wurstlichen Zipfel* dürften alle diese vor einem guten Jahrhundert als sprachwidrig angeprangerten Bildungen für Sie inzwischen ziemlich selbstverständlich und komplett unauffällig sein. Das Relationsadjektiv ist zwar als Fremdkörper neben der Determinativkomposition empfunden worden, aber es hat sich hemmungslos ausgebreitet. Es hat die Merkmale: desubstantivisch, nur attributiv, nicht steigerungsfähig und durch ein substantivisches (Genitiv- oder Präpositional-) Attribut zu ersetzen. Statt *schulische Verhältnisse* kann man auch sagen *Verhältnisse in den Schulen*. Die Konkurrenz zum lexikalisch typisierenden Determinativkompositum hat Wustmann wahrgenommen. In den wenig kompositionsfreudigen romanischen (und erst recht in den slawischen) Sprachen nimmt das Relationsadjektiv weitgehend den Platz ein, den im äußerst kompositionsfreudigen Deutschen das Kompositum spielt (Frevel 2005, Frevel & Knobloch 2005). Reine Relationsadjektive erlauben keine kopulaprädikative Umformung (*landwirtschaftlicher Betrieb* → **der Betrieb ist landwirtschaftlich*), aber zahlreiche Relationsadjektive entwickeln bewertende Lesarten, Varianten, die kopulaprädikativ prominent werden: *das menschliche Genom* → **Das Genom ist menschlich*, aber *Diese Reaktion war sehr menschlich*. Sobald es eine evaluative Lesart gibt, gehen auch Formen der Gradierung.

Über Relationsadjektive im Deutschen ließe sich leicht ein Buch schreiben, wir brauchen hier nur den Leitgedanken, dass einschlägige Fügungen vor allem zur Improvisation von Benennungen gebraucht werden. Bei einem hoch inflationären Relationsadjektiv wie gegenwärtig *digital* kann man das an skurrilen Belegen wie den folgenden zeigen:

Der digitale Enkel (Bezeichnung für jugendliche Personen, die den Senioren das Internet erklären); *Das große digitale Fressen* (für den Internethandel mit Lebensmitteln); *Digitale Erpresser* (Kriminelle, die sich für ihre Erpresseraktionen des Internets bedienen)

Es versteht sich, dass (auch) in solchen Fügungen der substantivische Nukleus niemals wegfallen kann, wenn man von eindeutig anaphorischen Nuklei absieht (also etwa Fügungen wie *normale Erpresser und digitale*).

Erwähnenswert ist auch der Umstand, dass manche Relationsadjektive sowohl nach ihrem (sagen wir) referentiellen Wert als auch nach ihrem konzeptuellen Wert in attributive Fügungen eingehen können. *Tropische Hitze, Vegetation* kann die Hitze bzw. Vegetation in den Tropen meinen oder eine Hitze bzw. Vegetation „wie in den Tropen“.¹⁰ Herkunftsadjektive, aus Toponymen abgeleitet (und viele davon auf *-isch*; vgl. Eichinger 1982), scheinen leicht aus der lokalen in die charakterisierende (und bewertende) Sphäre überzutreten. Das wiederum wirft ein Licht auf die Affinität zwischen Adjektiv und Bewertung, die so für die (auf weite Strecken „äquivalenten“) Genitivkonstruktionen (ebenfalls qua Umformungsoperation entstandene Modifikatoren) nicht besteht. So haben Syntagmen wie *polnische Wirtschaft, italienisches Restaurant, französische Küche* neben der Lesart *Wirtschaft Polens, Restaurant in Italien, Küche Frankreichs* auch eine typisierende Lesart. Von *preußisch* gar nicht zu reden (Eichinger 2018: 112ff).

[c] Die **lexikalisch typisierenden** Adjektivattribute des Typs *wilde Ehe, blinder Passagier, rote Beete, schwarzes Brett, bunter Abend, öffentliche Hand* (näher dazu Schlücker 2014: 149ff). Sie sind (bei fließenden Grenzen) im Unterschied zu den Relationsadjektiven auch unter den (ca. 200) primären Adjektiven verbreitet. Schlücker (2014: 147ff) spricht von Fügungen mit klassifikatorischer Bedeutung (*blauer Fleck, saure Sahne, gelbes Trikot*), die oft auch „nebenbei“ ganz regulär kompositionell gebraucht werden können, also *blauer Fleck* nicht nur für ein Hämatom (=klassifikatorisch), sondern auch für einen blauen Farbfleck. Mit der klassifikatorischen Bedeu-

10 Ähnlich viele Adjektive auf *-isch* (vgl. Eichinger 1982), orts- und epochenbasierte desubstantivische Bildungen etc. *Deutsches Beefsteak, japanischer Garten* stehen für typisierende Nennfügungen, *deutscher Schriftsteller* für Herkunft.

tung gehören sie ins Lexikon, wo sie mit Adjektiv-Substantiv-Komposita konkurrieren, die in aller Regel klassifikatorisch und lexikalisch sind (*Weißgold, Rundbrief, Kurzweile, Hochhaus...*). Ammann (1930: 98) schreibt: *Rote Rüben, gelbe Rüben, weiße Rüben* seien nicht verschiedenfarbene Exemplare einer Gattung, sondern drei verschiedene Gattungen. In typisierenden attributiven (wie auch kompositionalen) Fügungen wird das Adjektiv tendenziell zu einem sortalen Unterscheidungszeichen, zu einem Distinktor, der deskriptiv gar nicht mehr in Betracht kommen (oder gar zutreffen) muss. *Weißwein, weißer Wein* hat alle möglichen Farben von wasserhell über grünlich bis tiefgelb, nur weiß ist er niemals.

Fazit: Von links nach rechts haben wir eine Referentialisierungsphrase, von rechts nach links haben wir eine Konzeptualisierungs- und Lexikalisierungsphrase. Der Punkt, an dem beide sich treffen und kreuzen, ist variabel. Konstruktionsgrammatisch vereint sind beide durch die (pronominalen) Koindizierung der „linken“ Attribute für den Phrasenreferenten. Das hat auch insofern seine darstellungstechnische Richtigkeit, als NPs eben als Argumente Referentialisierungsphrasen *sind* – vorausgesetzt, man tut einen Augenblick so, als ob „Referenz“ ein bewährter und wohldefinierter linguistischer Fachbegriff sei, was er definitiv *nicht* ist. Im Blick von „links“ bezeichnen wir adjektivische Attribute als koreferentiell, im Blick von rechts als kokonzeptuell. Dem entsprechen die Linearisierungsregeln in der NP, die alles referenzspezifizierende an den linken, alles konzeptspezifizierende und typisierende nukleusadjazent an den rechten Rand projizieren.

Das buchstäblich einzige, was *unflektierte* Adjektive in ihrer Grundform im Deutschen definitiv nicht können, ist: als Initiatoren für Referenz, Nomination und Typisierung fungieren. Dafür müssen sie flektiert werden und NPs werden. Die zentrale Opposition in den Verwendungen der Wortart Adjektiv ist also die Opposition zwischen koprädikativ und konominativ/attributiv. Wobei das konominativ-attributive Feld wiederum aufge-

spannt ist zwischen Referenzspezifizierung, Konzeptmodifikation und lexikalischer Typisierung.¹¹

Die sogenannten unlogischen, die lexikalisch typisierenden und die wild improvisierten Varianten der attributiven Konstruktion (vom Typ *digitaler Enkel*) legen den Schluss nahe, dass die Selektivität der Beziehung zwischen Adjektiv und Substantiv dann am geringsten ist, wenn beide zu einem „synthetic reading“ (Taylor 1996: 323), zu einem gemeinsamen *thing meant* fusionieren bzw. fusioniert werden können. Die kopulaprädikative Konstruktion hingegen erlaubt nur ein „absolute reading“, weil in ihr die Bedeutungen von Adjektiv und NP eben nicht fusioniert, sondern konfrontiert werden. Synthetische Lesarten attributiver Fügungen hingegen sind (sagen wir) außengestützt entweder in lokalen Beziehbarkeiten zwischen den beiden Konzepten, durch textuell aufgerufene Zusammenhänge, oder in einer vorgängigen lexikalischen Typisierung – wobei das eine sich durch Usualisierung in das andere verwandeln kann. So bürgert sich gerade die Bezeichnung *sozialer Arbeitsmarkt* ein, für die Gesamtheit öffentlich (aus Steuermitteln) geförderter Arbeitsplätze für Langzeitarbeitslose.

Unproblematische Umformbarkeit zwischen attributiver und kopulaprädikativer Konstruktion indiziert also so etwas wie ein Gleichgewicht zwischen „synthetic reading“ und „absolute reading“, der Verbindung zwischen Adjektiv und Substantiv bzw. zwischen Adjektiv und NP in der kopulaprädikativen Konstruktion, ein Gleichgewicht zwischen Referentialisierung und Konzeptualisierung.

[3] Feldopportunistische Eindruckswörter und ihre Disziplinierung im Symbolfeld

Wenn ich recht sehe, stammt die Formel vom Adjektiv als „freischwebendes Eindruckswort“ von Hermann Ammann (1930).

11 Wenn ich recht verstehe, schlägt Lehmann (2017) „concept formation“ als Oberbegriff für attributive Modifikation vor.

Sein Beispiel ist:

Dann sangen die Kinder – einfach entzückend!

Nun gut, solche konstruierten Beispiele sollte man nicht überstrapazieren. Aber immerhin verweisen sie (s.o. unter [1]) auf zweierlei:

- [a] dem prädikativen und koprädikativen Gebrauch von Adjektiven unterliegt eine freie, nicht explizit ins Symbolfeld eingebaute Bewertungs- und Beurteilungsaktion des Sprechers. Sie wird einesteils syntaktisch in die VP eingebaut und sucht sich anderenteils passende Bezüge und Beziehbarkeiten im Umfeld der Proposition;
- [b] deren Bezugssystem verbindet das Besprochene (*thing meant*) mit dem Sprecher als Urheber der Zuschreibung.

Daher das Schwanken zwischen dem kognitiven und dem evaluativen Modell der Wortart Adjektiv, das sich bis in die moderne kognitivistische Behandlung der Dimensionsadjektive (vom Typ *groß/klein, dick/dünn, warm/kalt, lang/kurz* etc.) erstreckt. Ein *großes Haus* kann immer „groß für die Kategorie Haus, im Vergleich zu anderen Häusern“ meinen oder aber „(zu) groß für mich, für meine Bedürfnisse“ etc. Der Maßstab ankert im Sprecher und im kategorisierten *thing meant* bzw. Referenten. Ammann (1930) notiert auch, dass Konstruktionen des Typs:

Das sieht ja ADJEKTIV aus. Das kommt mir ADJEKTIV vor.

auf die doppelte Verankerung der Adjektivsemantik im Eindruck des Sprechenden und in der besprochenen Sache hindeuten. Hier kann man natürlich einwenden, das sei nichts für die Wortart Adjektiv Spezifisches, vielmehr ankern alle (latenten und manifesten) Prädikationen *auch* im Sprecher. Prototypische Verben konzeptualisieren Situationen aus der Sprecherperspektive, prototypische Substantive bzw. Nennausdrücke konzeptualisieren Referenten aus der Perspektive des Sprechers. Dennoch

scheint mir der Status modifizierender Ausdrücke (koprädikativ, koreferentiell) als „herabgedrückte“ Prädikate prädestiniert für explizite Evaluationsakte (des Sprechers oder eines eingeführten Textreferenten).

Auch die Eignung vieler Dimensionsadjektive, als steigernde oder abschwächende Adverbien (quasi als adverbale Gradpartikel) zu dienen, gehört hierher:

Es regnet leicht, schwach, stark, dünn, heftig, wild, irre, mächtig

Was kann nicht alles *hoch* oder *schwach* oder *leicht* sein, vor allem im Verhältnis zu Partizipien oder anderen Adjektiven (*hoch schwanger, hoch toxisch, hoch sensibel, hohe Luftfeuchtigkeit, schwach radioaktiv, schwach leuchtend, schwaches Medikament, leicht verletzt, leichte Sprache, leicht gebräunt* etc.). Dimensionsadjektive leben offenbar nicht ausschließlich in der wohlgeordneten Welt der kognitiven Linguistik und der einfachen Gegenstandsmerkmale. Der zweiten Verankerung der Dimensionsadjektive im Eindruck und Urteil des Sprechers entspricht in der sprachlichen Realität die tendenziell abnehmende Eigenselektivität der Adjektive bezüglich ihrer substantivischen oder prädikativen Modifikata (sei es attributiv oder adverbial oder kopulapredikativ).¹² Reine Evaluative wie *gut, schön* haben ohnehin so gut wie keine Eigenselektivität, weder in koprädikativen noch in konominativen Feldbezügen, abgesehen bestenfalls von Präferenzmustern, die zur Norm des Sprechens, nicht aber zum System gehören. Weniger radikal gilt das für die gradierende Verwendung von Dimensionsadjektiven. Es gibt *leichtes, schwaches, niedriges, geringes Fieber*, aber eben nicht **kleines, schmales, dünnes Fieber*.

Zur Minimalausstattung eines konstruktional nicht weiter modifizierten Adjektivs bzw. Adverbs gehört einzig und allein die Projektion eines Bezuges. Es gibt, wie die oben skizzierten

12 Für die kopulapredikative Konstruktion gilt bekanntlich, dass die Eigenselektivität der Kopulaverben gegen Null geht und es lediglich darauf ankommt, dass es eine kompatible Lesart für Subjekts-NP und Prädikatskern gibt.

symbolfeldfeldfreien Verwendungen illustrieren, keine feste Bindung an eine zu modifizierende Kategorie, noch nicht einmal eine Bindung an die manifeste Präsenz des Modifizierten in der Redekette.

Wenn es eine Affinität zwischen der Wortart Adjektiv und einer kognitiven Operation gibt, dann ist das die Operation des Vergleichens. Besser gesagt: Die Affinität besteht nicht allein zur vergleichenden Operation selbst, sondern zu deren fallweise flexibler Kodierung und Versprachlichung für andere. Auch Bewertung involviert zwangsläufig Vergleich. Beide, Bewertung und Vergleich, haben einen „kognitiven“ Pol im Vergleichenen und einen evaluativen Pol im Vergleichenden. Diese „Zweipoligkeit“ ist gebunden an den prädikativen (und koprädikativen) Gebrauch der Adjektive, sie verliert sich zwangsläufig bei attributiven Adjektiven in konventionalisierten und typisierenden Nennsyntagmen. Was man *leichte Sprache* nennt, kann ziemlich schwer erträglich sein, und *wilde Ehen* ziemlich zahm.

In diesen Zusammenhang der kategorialen Unterbestimmtheit des modifizierenden Vektors bei Adjektiven gehört auch die von Erdmann (1924: 5ff) an Beispielen wie *neu*, *leer*, *gleich* illustrierte mehrfache Relativität zahlreicher Adjektive. Ihm ist durchaus bewusst, dass die (heute so genannten) Dimensionsadjektive semantisch relativ sind, auch dass es Adjektive mit obligatorischen Leerstellen für ein Argument gibt wie *ähnlich* und dass Komparative ein Vergleichsargument einführen. Aber er sieht auch die implizite Relativität etwa von *neu* (In welcher Hinsicht? Für wen? Als Gegenstand oder als Konzept?) und weist darauf hin, dass dem deutschen Ausdruck *ein neuer Anzug* im Französischen *nouvel habit*, *habit nouveau*, *habit neuf* entsprechen. *Nouvel habit* ist nicht mehr als *ein anderer Anzug*, *habit nouveau* steht eher für einen modernen, neuen Schnitt (konzeptuelle Seite), *neuf* hingegen bezieht sich auf Herstellung bzw. Abnutzung (Referentenseite). Und wer wird nicht sagen: *Das ist ja ganz neu!*, wenn jemand eine unerwartete Äußerung tut? Das bezöge sich dann auf die „Erwartungsnorm“ des Sprechers (nach Leisi 1975). In dieser Relativität adjektivischer Bedeutungen steckt auch die Schwierigkeit, ihre lexikalische Bedeutung im Blick auf

Mono- oder Polysemie zu bestimmen. Beide Ausdrücke taugen eigentlich nicht für kategorial modifizierende Lexeme. Man kann mit einigem Recht darüber streiten, ob sich gegen die fallweise Verwendung von Adjektiven überhaupt so etwas wie eine feste lexikalische Bedeutung absetzen lässt. Auch das ist ein Argument gegen eine semantisch-notionale Fundierung der Wortart Adjektiv. Trotz ihrer vorherrschenden „kognitiven“ Behandlung als „einfache Merkmalsbedeutungen“ fügen sich Adjektive nur schwer in die Schemata und Schubladen einer „skriptizistischen“ Grammatik (Ágel 2005).

Die semantische „Disziplinierung“ prädikativer und koprädikativer Adjektive erfolgt gewissermaßen von Fall zu Fall durch die lokalen Beziehbarkeiten in der Redekette und der Äußerungssituation. Die semantische „Disziplinierung“ der konominativen Adjektive hingegen durch die gemeinsame Beteiligung an einem einheitlichen Nenn-, Konzeptualisierungs- und Referentialisierungsakt.

[4] Reanalyse der adverbialen Konstruktion als koprädikativ

Wir müssen noch einmal zurückkommen auf die koprädikative Verwendung von Adjektiven im Satz und auf Frans Planks These:

Bis auf weiteres sollten die Adverbiale als Spielart der syntaktischen Relation ‚koprädikativ‘ behandelt werden (oder umgekehrt, wem das terminologisch lieber ist). (Plank 1985: 184)

Die Tatsache, dass es sich die deskriptive Grammatik des Deutschen mit der „adverbialen“ Verwendung der Adjektive leicht macht, sich aber notorisch damit schwertut, die koprädikativen Formen (prädikatives Attribut, Subjekts-, Objektsprädikativ) entweder dem nominativen oder dem prädikativen Pol des Satzgeschehens zuweisen, nehme ich als Indikator einer Grenzschwierigkeit, die sich schon terminologisch, in den Bezeichnungen der Phänomene, verrät. Kommen wir noch einmal zurück auf den Beispielsatz:

Ich kann mir Angelika Merkel nicht betrunken vorstellen / Betrunkene kann ich mir Angela Merkel nicht vorstellen / Angela Merkel betrunken kann ich mir nicht vorstellen / Angela Merkel kann ich mir betrunken nicht vorstellen.

Kanonisch wäre die Analyse von *betrunken* als Objekts- oder eben Subjektsprädikativ. Die Reihungsvarianten kann man mit etwas Phantasie sogar noetisch auf jeweils privilegierte Lesarten beziehen (In Satzpaaren wie *Paul trinkt seinen Kaffee kalt* vs. *Paul trinkt kalt seinen Kaffee* ist die Reihung eindeutig noetisch distinktiv). Die Ferne der Konstruktion zur attributiven Nennsphäre wird unterstrichen durch den Umstand, dass Subjekt wie Objekt autodeterminative Einheiten mit höchst beschränkter attributiver Valenz sind (Personalpronomen *Ich* bzw. Eigename *Angela Merkel*). Sie wird weiterhin unterstrichen durch die freie Position von *betrunken* in der Reihung und die flexionslose Form.¹³ Offenbar hängt die Art und Weise, wie sich ein koprädikatives Adjektiv im Satz mit dessen Konstituenten „vernetzt“, wie es sich „einnistet“, von den sach- und kontextgestützten Möglichkeiten der jeweiligen Satzkonstruktion ab. Wir interpretieren *heiser* in *Er schrie heiser* konventionell als adverbiales Adjektiv, und als Prädikativ in *Er schrie sich heiser* – tatsächlich ist *heiser* in beiden Fällen syntaktisch Konstituente der VP und „verbindet sich“ in beiden Fällen verbvermittelt auch mit dem Satzsubjekt. Es ist allein die Verbindung zum Verb mit *reflexivum* als „Objekt“, die dem zweiten Fall eine resultative Lesart gibt.

Eigentlich ist es ja nicht verwunderlich, dass ein Ausdruck, der sich koprädikativ im Kraftfeld des Hauptverbs einnistet, auch Konsequenzen für die Argumentkonstellation desselben verursacht. Von den Partikel- und Präfixverben her ist dieser Umstand vertraut, einschließlich der Univerbierungs- und Lexikalisierungstendenzen, die sich entwickeln können, wenn das

13 Hermann Paul (1920: 142) argumentiert völlig schlüssig, das prädikative Attribut in *Er kam gesund an* unterhalte eine engere Beziehung zum Prädikat als zum Subjekt und sei als „abgeschwächtes“ Prädikat zu werten. Auch Vogel (1997: 417) argumentiert schlüssig, das sogenannte prädikative Attribut sei definitiv keine Unterart des Attributs, die Bezeichnung demnach schlecht gewählt.

Adjektiv enger an das Verb heranrückt und schließlich als dessen Bestandteil gedeutet wird (*feststellen, freihalten, krankschreiben, blaumachen...*). Diese letzteren Fälle bilden einen End- und Extrempunkt der Entwicklung von Koprädikativität, bei dem kein Grammatiker mehr von „adverbial“ und auch keiner mehr von „prädikativen Attributen“ etc. sprechen würde.

Offenbar markiert die von uns konventionell als „adverbial“ bezeichnete Verwendung der Adjektive nicht mehr als eine Art gefühlter Äquidistanz der modifizierenden Merkmalsbedeutung gegenüber der Inkorporierung in das Hauptverb auf der einen Seite und gegenüber den Argumenten der Konstruktion auf der anderen Seite. Schon Plank (1985) argumentiert, dass eine scharfe Unterscheidung zwischen koprädikativ und adverbial nicht möglich ist. In Sätzen wie *Meier putzt sein Schießseisen fleißig sauber* sind beide Adjektive Konstituenten der VP. *Sauber putzen* und *fleißig putzen* unterscheiden sich intuitiv eben dadurch, dass qua *sauber* eine (resultative) Beziehbarkeit auf die Objekts-NP etabliert wird und durch *fleißig* ein Merkmal genannt wird, das man der Subjekts-NP oder aber der Verbtätigkeit zurechnen kann. Auch wenn man mit Recht an den heuristischen Wert der prädikativen „Umformung“ nicht mehr glaubt: Eher ist doch Meier *fleißig* als das Putzen! So dass einer Interpretation als Subjektsprädikativ nichts im Wege stünde.

Aus wortarttheoretischer Perspektive realistischer und heuristisch fruchtbarer scheint mir jedoch die Annahme, dass sich hinter der einen koprädikativen syntaktischen Konstruktion ein Kontinuum verbirgt, das strukturiert wird von den Optionen, die bei der Kombination von modifizierenden Bedeutungen mit explizit assertierenden Prädikaten entstehen. Als „adverbial“ dürfte dann der Sonderfall gelten, der das Verb weitgehend ohne augenfällige Konsequenzen in der Argumentkonstellation modifiziert. Dabei ist die Frage entscheidend, was man unter „Konsequenzen“ verstehen möchte.

Wir machen einen kleinen Umweg über Curme (1952), dessen Grammatik sich (einmal mehr) als ziemlich klar und konsequent erweist, wo andere Grammatiken unklar bleiben. Im Ansatz unterscheidet er bei Adjektiven zwischen zwei Verwen-

dungen, die er „descriptive“ und „limiting“ nennt (Curme 1952: 126). Wohl gemerkt ist das eine Unterscheidung, die unabhängig ist von den drei kanonischen syntaktischen Verwendungen. Den prädikativen und koprädikativen Bereich der Adjektivverwendung gliedert er dann folgendermaßen:

- [a] „predicate complement“ (*Er ist alt, das Wetter wird besser...*);
- [b] „predicate appositive“ (*Sie kamen glücklich an, der Wind bläst kalt, sie saß weinend am Bett...*);
- [c] „objective predicate“ (*Er glaubt sich krank, sie weinte sich krank, wir fanden ihn leidend, ich betrachte das als überflüssig...*).

Verklammert sind diese drei Verwendungen durch den Umstand, dass die unflektierte Form des Adjektivs Beziehungen zur Prädikatssphäre erzwingt, die höchst variabel sein können, aber Beziehungen zu Argumenten nicht ausschließt. Literarische Sätze wie:

Froh, der lästigen Beobachtung entrückt zu sein, begann sie...

illustrieren den vermittelnden und verbindenden Charakter dieser koprädikativen Option. Es gibt bei Curme auch keinen scharfen Schnitt zwischen koprädikativ und kopulapredikativ. Im „predicate complement“ ist lediglich das Verhältnis zur Prädikatssphäre asymmetrisch umgedreht, so dass es schwer zu entscheiden ist, ob die Kopula das Adjektiv wie ein Argument regiert oder wie ein grammatisches Hilfswort verbalisiert und zum Prädikatskern tauglich macht (hierzu Lehmann 2005). Und im „predicate appositive“ zeigen schon Curmes (1952: 127) eigene Beispiele, dass sie den traditionell „adverbial“ genannten Bereich einschließen. *Sie kamen glücklich an* hat die vollkommen übliche Ambivalenz, die doppelte Beziehbarkeit von *glücklich* auf die Subjekts-NP (=Sie waren glücklich, als sie ankamen) und auf das Prädikat (=Ihre Ankunft war glücklich). Im Bereich des „objective predicate“ kommt dann lediglich ein zweites Argument hinzu, das ebenfalls relevante Bezüge ermöglicht (die resultativen Konstruktionen bilden da lediglich eine Sondergruppe).

Der gemeinsame Nenner lautet: Es handelt sich um sekundäre, verbvermittelte Prädikationen über Satzteile.

Curme (1952: 138) notiert auch am Beispiel des Nebeneinanders einer adverbialen und einer attributiv und kopulaprädikativ verwendbaren Form des Superlativs:

*X ist am schnellsten; X ist der schnellste; X läuft am schnellsten; *X läuft der schnellste.*

wie in der kopulaprädikativen Position Nenn- und Referenzausdrücke gleichermaßen „gehen“, während der referierende Superlativ für andere koprädikative Rollen gesperrt ist. Die Tatsache, dass die deadverbialen attributiven Adjektive im Deutschen eine explizite Ableitung erfordern (*heutig, hiesig, dortig, damalig, vorig-, nächst-, unter-...*), bezeugt eine ähnliche Asymmetrisierung im System: Um referenzinitiierend gebraucht werden zu können, müssen kategorial koprädikative Ausdrücke explizit umkategorisiert werden. Das drückt sie an den linken Rand des attributiven Vorfeldes in der NP, wo sich sammelt, was referentialisierend (und nicht konzeptuell modifizierend) ist.

Lehmann (2018: 35–39) argumentiert in diesem Sinne systematisch, Adjektive seien „geborene“ Attribute, ihre Derivation aus anderen Hauptwortarten sei allein motiviert durch den Druck, attributiven Gebrauch zu ermöglichen (und nicht durch die Bedeutung prototypischer Adjektive). Daher „starten“ derivierte, sekundäre Adjektive in der Regel in den Sphären des Attributs, expandieren aber im Gebrauch vielfach auch in die kopulaprädikative und koprädikative Sphäre.

[5] Koindizierung für eine NP vs. Modifikation eines prädikativen Konzepts: zwei komplementäre Kraftfelder

Wir müssen an dieser Stelle noch einmal zurückkommen auf das Problem der referentiellen Koindizierung von adjektivischem Attribut und substantivischem Nukleus, das wir bislang allein auf die flexivische, attributive Sphäre bezogen haben. Aber ließe

sich nicht auch argumentieren, dass in der kopulaprädikativen Gleichsetzungskonstruktion (die in den Grammatiken als „prädikatives Adjektiv“ läuft) ebenfalls Subjekts-NP und prädikatives Adjektiv koindiziert sind für den gleichen Referenten?

Da fällt einem sofort ein, dass die (vergleichsweise „substantivischen“) Adjektive im Lateinischen auch in der prädikativen Konstruktion flexivische „Kongruenzmerkmale“ gegenüber der Subjekts-NP aufweisen.¹⁴ Reste dieser „Kongruenz“ sind auch in modernen romanischen Sprachen zu besichtigen. Im Deutschen gibt es unter den semantischen Optionen der kopulaprädikativen Gleichsetzung auch die (vergleichsweise seltene) der explizit *referentiellen* Gleichsetzung. Sie ist die Regel bei Superlativen (*Jimi Hendrix ist der größte!*), und auch da ist (Genus-)Kongruenz obligatorisch. Wie man die Tatsache, dass beide NPs im Nominativ stehen müssen, interpretiert, lassen wir offen. Die Konkurrenz mit der adverbialen Version des Superlativs (*Jimi Hendrix ist am größten*) illustriert Unterschied und Gemeinsamkeit. Offenbar ist die kopulaprädikative syntaktische Position *neutral* gegenüber der Opposition zwischen referentiell und konzeptualisierend. Dafür spricht auch, dass sie appellative Substantive aufnimmt, aber mit beschreibbaren Präferenzen für artikellos, indeterminiert und determiniert:

Peter ist Rechtsanwalt; Peter ist ein Rechtsanwalt, der...; Peter ist der Rechtsanwalt, der...

Im artikellosen Fall darf man getrost davon ausgehen, dass das Substantiv reines Prädikat (und strikt analog zu einem prädikativen Adjektiv) ist (vgl. zu den kategorialen Problemen in diesem Zusammenhang Böhm 1998). Referentielle Gleichsetzung des Typs *Der Morgenstern ist der Abendstern* gibt es durchaus auch mit attributiv flektierten und determinierten Adjektiven (*Der Morgenstern ist der helle*). Dennoch kann man wohl davon

¹⁴ Wir tun, der Einfachheit halber, einen Moment so, als ob „Kongruenz“ und „Subjekt“ auch in kopulaprädikativen Konstruktionen unproblematische Termini seien.

ausgehen, dass das *unflektierte* kopulaprädikative Adjektiv zwar koindiziert ist für den Referenten der Subjekts-NP, aber eben im Rahmen der regulären Arbeitsteilung in der Kopulakonstruktion, die prototypisch eine referentielle und eine prädikative Konstituente engführt. Auch hier gibt es freilich modelltheoretische Komplikationen: Das Gleichsetzungsschema der Kopula verträgt auch Adjektive in beiden Positionen (*Black is beautiful*), manchmal wird es als einsteiliger Verbalisator modelliert, so dass seine zweite Leerstelle keine Argumentposition ist etc. Das lassen wir hier unerörtert.

Die attributive Koindizierung für den gleichen Referenten ist also anders zu bewerten als die kopulaprädikative.¹⁵ In beiden Fällen ist die modifizierende Merkmalsbedeutung abgesetzt gegen die modifizierte Gegenstandsbedeutung (Kaznelson 1974). In der kopulaprädikativen Konstruktion ist aber die modifizierende Merkmalsbedeutung eine explizite Assertierung des Sprechers. *Hence* die Vorliebe dieser Konstruktion dafür, die (sprecherrelativen) *evaluativen* und *bewertenden* Charaktere der Adjektivbedeutungen an die Oberfläche und zur Erscheinung zu bringen. Relationsadjektive wie *menschlich*, *wirtschaftlich*, *ärztlich* etc. changieren von relativen zu bewertenden Adjektiven allererst in der kopulaprädikativen Konstruktion.

Im attributiven Gebrauch ist das eigens herausgestellte Merkmal aber auf eine von mehreren möglichen Weisen an der Nennhandlung selbst beteiligt, zu der es im kopulaprädikativen Gebrauch maximal opponiert, maximal abgesetzt ist. Darum dreht sich der Vektor von der prädikativ assertierenden in die nominativ identifizierende Richtung. Attributiv ist das gleiche Adjektiv referenzinitiierend, das kopulaprädikativ nur über die Kopie des Subjektreferenten an Referenz teilhat. Deshalb erlischt zumindest potentiell die Möglichkeit zur prädikativen Paraphrase bei Adjektiv + Substantiv – Nenneinheiten. *Menschliches*

15 Vgl. ausführlich zur Diskussion über den inneren Zusammenhang der nicht-flektierten Adjektivverwendungen im Deutschen Vogel (1997). Sie hebt als gemeinsames Merkmal der kopulaprädikativen und der koprädikativen Verwendungen deren „Aktualität“ hervor (Vogel 1997: 426).

Verhalten kann ziemlich unmenschlich sein. Trotz Koindizierung für den gleichen Referenten besteht also eine scharfe Opposition zwischen „aus der Nennhandlung ausgegliedert / assertierend“ und „in die Nennhandlung eingegliedert / nicht assertierend“. Im letzteren Falle können Nennbefestigung, Lexikalisierung, Einheitsbildung, Typisierung emergieren, bei denen die systemische Eigenbedeutung der Konstituenten zurücktritt (*blauer Montag, wilde Ehe, letzte Ölung, grüne Woche* etc.). Nenneinheiten können sich jedoch auch befestigen bei Erhaltung der Kompositionalität (*evangelische Kirche, organisiertes Verbrechen, öffentliche Meinung*). Es kann sich jedoch auch um Nenneinheiten handeln, die textgebunden und okkasionell bleiben, die keine Kandidaten für das Lexikon sind (wie *der digitale Enkel*).¹⁶ Das Spektrum der Erscheinungen entspricht also ungefähr dem, was Pavlov (2009) auch für die Determinativkomposita annimmt und in seiner Ausweitung auf Wortgruppen mit Namensfunktion auf die asymmetrischen Feldstrukturen im Bereich des Nennens zurückführt. Jedes Formschema, auch das des adjektivischen Attributs, besteht aus einem Bündel mehr oder minder typischer Funktionen, und jede Funktion wird realisiert durch einen Kranz mehr oder minder typischer Formschemata (Pavlov 2009: 22).

Im theoretischen und terminologischen Umkreis von Ronald Langackers *Cognitive grammar* würde man den nämlichen Umstand (durchaus treffend) so beschreiben, dass im attributiven Falle der „trajector“ des Adjektivs ein (lexikalisches) Substantiv (ein *type*) ist, im kopulaprädikativen Falle aber eine in sich abgeschlossene und isolierte NP (ein *token*). Paraphrasen (*der alte Mann – der Mann ist alt*) gehen da nicht, wo die *type modification* von relationalen Eigenschaften des zu Grunde liegenden Prädikats Gebrauch macht (*der alte Bekannte – *der Bekannte ist alt*). Im Kopulaprädikat können relational-prädikative Eigenschaften des Subjektsnukleus nicht adressiert werden. Das gilt analog auch für Koprädikative.

16 Wobei wiederum offen bleiben muss, ob „Kompositionalität“ im Bereich von Nenneinheiten überhaupt schlüssig definierbar ist.

In der stark logisch-semantisch geprägten Literatur zum attributiven und prädikativen Adjektiv unterscheidet man in der Regel zwischen Adjektiven, deren Merkmalsbedeutungen zur Intension des Nukleus bzw. des Kopulasubjekts gehören (und insofern „müßig“ sind, „müßige Attribute“ in Karl Ferdinand Beckers hübscher Formulierung, wie *weißer Schnee*, *schwarzer Rabe*, *weites Meer*), und solchen, die an der Extension bzw. am intendierten Referenten anknüpfen (*schmutziger Schnee*, *kahler Rabe*, *graues Meer*). Nur letztere sind (im Sinne von Lehmann 2018) „restrictions of a concept“, die dadurch dessen Extension verringern. Die ersteren heben lediglich ein Merkmal aus der Intension des Nukleus hervor und fokussieren es. *Beide* Fälle sind zu unterscheiden von den typisierenden Nennfügungen, die Schlücker (2014) mit den Adjektiv-Substantiv-Komposita vergleicht.

Generell gilt: Die Nicht-Umformbarkeit einer attributiven Fügung zu einer prädikativen ohne Bedeutungsveränderung oder -verlust indiziert die Nenndominanz der attributiven Fügung, sei es konzeptuell typisierend oder referentiell. Kaum präzifizierbar sind rein referenzspezifizierende Attribute (bis hin zu Artikelwörtern, Demonstrativa) und rein konzeptspezifizierende (Relationsadjektive, lexikalisch typisierende Fügungen).

[6] Schlussfolgerungen

Ein Satz, so ließe sich resümieren, verfügt über einen oder mehrere nominativ-referentielle Pole und über einen prädikativ-konzeptualisierenden Pol. Man vergleiche hierzu die Literatur über Indikativität und Prädikativität als komplementäre Strukturprinzipien natürlicher Sprachen aus dem UNITYP-Umkreis von Hansjakob Seiler und Christian Lehmann. Organisiert, hierarchisiert und in Verbindung gesetzt werden die nominativ-referentiellen Pole durch die projizierte Argumentstruktur des Verbs/Prädikates. Im Prinzip wird auf beiden Seiten mit referentialisierenden, indikativen Techniken ebenso gearbeitet wie mit konzeptmodifizierenden. Insgesamt dominiert aber die Kon-

zeptualisierung den prädikativen und die Referentialisierung den nominativen Bereich. Was die grammatische Tradition als „Attribut“ zusammenfasst (vgl. Fuhrhop & Thieroff 2005), das sind theoriegeschichtlich (denkt man an Karl Ferdinand Becker, den „Vater“ des modernen Attributbegriffes) vor allem die Ausbau- und Erweiterungsmittel des nominativ-referentiellen Satzpol (bzw. der Pole). Für den Ausbau der Prädikatsphäre waren ehemals „Objekt“ und „Adverbiale“ zuständig. Es ist ja nicht von der Hand zu weisen, dass Objekte auch einfach konzeptuell das Prädikat modifizieren können (*Zeitung lesen, Geld verdienen, Staub saugen...*). Die Übergänge zur verbalen Wortbildung sind fließend. Zwischenzeitlich hat sich freilich der Attributbegriff (wie deutlich wird bei Fuhrhop & Thieroff 2005) auf große Teile der modifizierenden Bedeutungen und Relationen im Satz ausgeweitet.

Drehen wir den Blick und schauen nicht mehr von der grammatischen Relation „Attribut“, sondern von den kategorial modifizierenden Lexemklassen, so ergibt sich folgendes Bild: Die Ausdrücke, die wir kategorial als Adjektive und Adverbien auffassen, sind tatsächlich aufgespannt zwischen den beiden polaren und komplementären Hierarchien des Satzes. Sie fungieren koreferentiell und konominativ bzw. koprädikativ. Adverb nennen wir eher, was zum koprädikativen Pol tendiert, Adjektiv eher, was zum konominativen und koreferentiellen Pol tendiert. Das Fehlen einer attributiven Flexion (wie bei den leidigen Formen des Typs *quitt, pleite, leid, entzwei, futsch...*) ist da nur *ein* Symptom der Zugehörigkeit zum koprädikativen Pol. Kopulapredikativ und artikellos verwendbare Substantive und andere kategorial zweifelhafte Kopulapredikate bilden einen Pfad der Herausbildung neuer Adjektive, die dann im Lauf der Zeit (wie *kaputt, orange...*) oft attributive Flexion erwerben können.

Lässt sich denn die Einheit der attributiven Adjektivsphäre „retten“, die ja so viele verschiedene grammatisch-semantische Phänomene qua Koindizierung des modifizierenden Attributs für den Referenten des modifizierten Substantivs abdeckt? Etwas vage schreibt Kaznelson:

Jegliche Attribution bezweckt [...] eine Abgrenzung des Referenten von den mit ihm gleichnamigen Hintergrundobjekten durch Aktualisierung des substantiellen Begriffs. Dies geschieht immer mit Hilfe der Intension der zu aktualisierenden Bedeutung. Die Intension wird zur Aktualisierung jedoch nicht immer in gleicher Weise ausgenutzt. (Kaznelson 1974: 204)

Begreift man die zu aktualisierenden Größen (jenseits der Tücken des überlieferten Referenzbegriffs) als noetische Objekte, als *things meant*, die identifiziert, konzeptualisiert und von den vorhandenen Prädikaten in Argumentpositionen gerückt werden, dann verteilen sich die attributiven Optionen einigermaßen systematisch: Referenzspezifizierung wird dann tendenziell zum identifizierenden, typisierende Konzeptspezifizierung zum konzeptualisierenden Pol des Nenngeschehens. Und die gewöhnlichen „mittleren“, nach beiden Seiten beziehbaren Adjektivattribute zur Schnitt- und Übergangsstelle zwischen beiden. Alle flexionslos koprädikativen Adjektive hingegen fungieren als „Vektoren“, die sich ihre Argumente in der Proposition und in den Umfeldern des Sprechens suchen.

[7] Literatur

- Ammann, Hermann (1930): „Adjektiv und Eigenschaftswort“. In: *Blätter für deutsche Philosophie* IV. 78–103.
- Curme, George (1952): *A Grammar of the German Language*. 2nd ed. New York: Frederick Ungar.
- Eichinger, Ludwig M. (1982): *Syntaktische Transposition und semantische Derivation. Die Adjektive auf -isch im heutigen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Eichinger, Ludwig M. (2018): „Mancherlei Adjektive braucht das Land – Was man aus neuen Adjektiven über die Wortart (im Deutschen) lernen kann“. In: Baumann et al. (2018: 107–128).
- Eisenberg, Peter (2013): *Grundriss der deutschen Grammatik II: Der Satz*. 4. Aufl. Stuttgart: Metzler.

- Erdmann, Karl Otto (1924): *Die Kunst recht zu behalten. Methoden und Kunstgriffe des Streitens und andere Aufsätze*. 3. Aufl. Leipzig. H. Haessel.
- Fuhrhop, Nanna & Thieroff, Rolf (2005): „Was ist ein Attribut?“ In: *ZGL* 33. S. 306–342.
- Halliday, Michael A.K. & Hasan, Ruqaiya (1976): *Cohesion in English*. London: Longman.
- Hengeveld, Kees (1992): *Non-verbal predication: Theory, typology, diachrony*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter.
- Himmelman, Nikolaus P. & Schultze-Berndt, Eva, eds. (2005): *Secondary predication and adverbial modification. The typology of depictives*. Oxford: Oxford UP.
- Kaznelson, Solomon D. (1974): *Sprachtypologie und Sprachdenken*. München: Hueber.
- Lehmann, Christian (2005): „Wortarten und Grammatikalisierung“. In: Knobloch, Clemens & Schaefer, Burkhard (Hg.): *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin, New York: De Gruyter. S. 1–20.
- Lehmann, Christian (2013): „The nature of parts of speech“. In: *Sprachtypologie und Universalienforschung* 66,2. S. 53–92.
- Lehmann, Christian (2018): „Adjective and Attribution. Category and Operation“. In: Baumann, Carolin et al. (Hg.): *Adjektive: Grammatik, Pragmatik, Erwerb*. Berlin, New York: De Gruyter. S. 13–76.
- Paul, Hermann (1920): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 5. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Pavlov, Vladimir (2009): *Deutsche Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Lexikon und Syntax*. Frankfurt/M.: Lang.
- Plank, Frans (1977): *Die Determinationsrichtung in der Adjektiv-Substantiv-Attribution*. Manuskript.
- Plank, Frans (1985): „Prädikativ und Koprädikativ“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 13. S. 154–185.
- Pustet, Regina (1989): *Die Morphosyntax des „Adjektivs“ im Sprachvergleich*. Frankfurt/M., Bern, New York: Lang (Continuum 7).
- Rachidi, Renate (1989): *Gegensatzrelationen im Bereich deutscher Adjektive*. Tübingen: Niemeyer (RGL 98).
- Sandmann, Manfred (1940): „Substantiv, Adjektiv-Adverb und Verb als sprachliche Formen“. *Indogermanische Forschungen* 57. 81–112 (wie-

- derabgedr. in Moser, Hugo (ed.): *Das Ringen um eine neue deutsche Grammatik*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 1962. 186–216).
- Sandmann, Manfred (1973): „Remarques sur la genèse d’adjectifs en fonction d’adverbes”. In: Ders.: *Experiences et critiques*. Paris: Edition Klincksieck. S. 183–195.
- Sandmann, Manfred (1975): „Das ‚unlogische‘ Adjektivattribut im Rahmen einer transformativen Syntax“. *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 212. 1–29.
- Schlücker, Barbara (2014): *Grammatik im Lexikon: Adjektiv-Nomen-Verbindungen im Deutschen und im Niederländischen*. Berlin: de Gruyter.
- Sommer, Ferdinand (1928): „Zum attributiven Adjektivum“. In: *Sitzungsberichte der Bayrischen AdW*, phil.-hist. Kl. 7.
- Telschow, Claudia (2014): *Die Adjektiv-Adverb-Abgrenzung im Deutschen. Zu grundlegenden Problemen der Wortartenforschung*. Berlin: de Gruyter.
- Thompson, Sandra A. (1988): „A discourse approach to the cross-linguistic category ‚adjective‘“. Hawkins, John A. (ed.): *Explaining Language Universals*. Oxford: Blackwell. 167–185.
- Vogel, Petra Maria (1997): „Unflektierte Adjektive im Deutschen: zum Verhältnis von semantischer Struktur und syntaktischer Funktion und ein Vergleich mit flektierten Adjektiven“. In: *Sprachwissenschaft* 22. S. 403–433.
- Wustmann, Gustav (1908): *Allerhand Sprachdummheiten*. 4. Aufl. Leipzig: Grunow.

| Noch einmal:
Relationsadjektive im Deutschen

[1] Vorbemerkung

Definitivisch essentiell für Relationsadjektive sind zumeist die drei folgenden Merkmale: Ableitung aus einer substantivischen Basis, Beschränkung auf die attributive syntaktische Position und Unzugänglichkeit für gradierende Elemente aller Art (Steigerung, Gradpartikel wie *sehr*, *ziemlich* etc. sowie Negation durch *un-*). Weitgehend kanonisch ist seit Dornseiff (1921) und Bally (1965) auch die Ansicht, Relationsadjektive seien semantisch neutrale Ableitungen, welche die substantivische Bedeutung ihrer Basis lediglich für die (adjektivische) Attribution aufbereiten, also ein Fall reiner syntaktischer Derivation (im Sinne von Kurylowicz). Hierzu vergleiche man Rainer (2013). Neben diesen Kernmerkmalen werden häufig für das Deutsche einige weitere Charakteristika genannt (vgl. zur Diskussion Schlücker 2014: 60ff), darunter:

[a] Viele Relationsadjektive (im Folgenden: RA) bilden eine sekundäre evaluative Bedeutung als charakterisierende Adjektive aus, die zunächst an der Möglichkeit der kopulapradikativen Verwendung der Formen hängt, dann aber auch attributiv eingesetzt werden kann; vgl. Beispiele wie *väterlich*, wo Verbindungen wie *das väterliche Erbe*, *Vermögen* etc. reine RA verkörpern, während kopulapradikative und kopradikative Verwendungen (*X ist, handelt väterlich*) eine bewertend charakterisierende Lesart nahelegen. Ähnlich *häuslich*, *wirtschaftlich*, *ärztlich*, *musikalisch*, *kriminell* etc. (vgl. Schlücker 2014: 56ff). Im Extremfall (*theatra-*

lich, *brachial*) bleibt nur die charakterisierende und bewertende Lesart übrig.

[b] Von den seit Warren (1984) meist unterschiedenen drei Funktionen der adjektivischen Attribution (Identifizierung/Spezifizierung, Charakterisierung/Beschreibung, Typisierung/Klassifizierung) bedienen RA überwiegend oder ausschließlich die letztere, sie typisieren, klassifizieren und verkörpern somit einen Konstruktionstyp, der im Deutschen mit der Nominalkomposition konkurriert (Frevel & Knobloch 2005, Schlücker 2014).

[c] Infolgedessen findet man RA signifikant häufig in fach- und sondersprachlichen Kontexten, wo sie gerne (mehr oder minder) terminologische Ausdrücke prägen (Frevel 2002 für das Spanische). Zudem trägt fachsprachliche Kontextualisierung dazu bei, dass eventuell vorhandene evaluative Aufladungen gedämpft werden. In der medizinischen Fachsprache stört es nicht, dass *brachial* (= den Oberarm betreffend) in der Alltagssprache ein negatives Bewertungsadjektiv ist, niemand stört sich in der soziologischen Fachsprache daran, dass *sozial* im Alltag überwiegend eine moralische Norm und Bewertung ist etc.

[d] Im Deutschen können nicht-native (besonders gräcolateinische) RA, anders als die übrigen sekundär derivierten Adjektive, Bestimmungswort in der Determinativkomposition sein (vgl. Schlücker 2014: 58). Beispiele sind *Sozialstruktur*, *Sozialversicherung*, *Verbalphrase*, *Suggestivfrage*, *Regionalpartei*, *Nationalmannschaft*. Das gilt offenbar nicht uneingeschränkt auch für die sehr zahlreichen deverbale Ableitungen auf *-iv*, von denen nicht wenige als Adjektive *und* als Substantive Dienst tun (*Objektiv/objektiv*, *Prädikativ/prädikativ*, *Kollektiv/kollektiv* etc.). Möglicherweise macht man es sich aber auch zu einfach, wenn man sie als Substantive interpretiert, sobald sie Bestimmungswort in der Komposition sind (*Kollektivvertrag*, *Prädikativkonstruktion* etc.). Zumal mit dem *slot* des Bestimmungswortes die Dekategorisierung seiner *filler* verbunden ist.

[e] Zwischen ein attributives RA und seinen Nukleus kann kein weiteres modifizierendes Element treten, RA sind nukleusadjazent.

Relativ unklar ist, trotz einiger empirischer Untersuchungen, das Ausmaß der Verbreitung von RA im Deutschen. Während vor etwa 100 Jahren (vgl. Dornseiff 1921) die Ansicht vorherrschte, RA seien im Deutschen Importwaren und Lehnbildungen – namentlich aus griechischen, lateinischen (und anderen romanischen) Quellen, und während Puristen und Sprachpfleger die RA-Mode zu geißeln pflegten, gibt es zwischenzeitlich für die kaum zu bezweifelnde Vermehrung der RA auch im nativen Bereich der sekundären Adjektive eine Reihe von Erklärungsversuchen.

Auf der Makroebene ließe sich argumentieren, dass der massenhafte (und wissenschaftsreligiöse) Import fachlicher (bzw. Fachlichkeit konnotierender) Ausdrücke in den medialen Interdiskurs die Ausbreitung von RA ebenso beschleunigt wie die große Zahl von Lehnübersetzungen aus angelsächsischen und romanischen Sprachen, die weniger kompositionsfreudig sind und das typisierende Geschäft der deutschen Komposition weitgehend mittels RA erledigen. Auf der Mikroebene wird gelegentlich argumentiert, das RA sei eine willkommene Erweiterung der Ausbauoptionen für die ohnehin ziemlich strapazierte NP, gelegentlich auch mit dem Zusatz, RA füllten insofern eine systematische Lücke im Ausbau der NP, als die von RA weitgehend präferierten Agensargumente von deverbalen Nuklei nicht durch das Bestimmungswort eines Kompositums realisiert werden könnten (Rainer 2013: 22f).¹ Der recht häufige Typus *ärztliche Untersuchung, gerichtliche Anordnung, polizeiliches Verhör* etc. scheint diese These zu stützen, allerdings findet man durchaus auch Agensargumente als Bestimmungswort zu deverbalen Nuklei: *Gerichtsbeschluss, Verwaltungshandeln* etc., und in Bil-

1 „German compounds, though seemingly of universal applicability, cannot realize an agent argument in first position, while relational adjectives can.“ So heißt es bei Rainer (2013: 22).

dungen wie *Mutterliebe* kann das Bestimmungswort als *agens* oder *patiens* interpretiert werden.

In den folgenden Abschnitten werde ich versuchen, einige Widersprüche in der Analyse und Beschreibung der deutschen Relationsadjektive aufzuklären und den Ort dieses Konstruktionsstyps genauer zu bestimmen.

[2] Exposition

Einigkeit besteht darüber, dass es zwischen primär und kategorial modifizierenden Ausdrücken (vulgo Adjektiven und Adverbien) und sekundär „attributivierten“ substantivischen Bedeutungen einen deutlichen Schnitt gibt. Nicht ganz klar und eindeutig ist hingegen, ob *alle* sekundär aus Substantiven abgeleiteten Adjektive als potentielle (oder wirkliche) RA gelten sollen. Von Stoffsubstantiven derivierte Adjektive (*hölzern, eisern, golden, bleiern...*) sind insofern interessant, als ihre metaphorisch charakterisierende Bedeutung die des „eigentlichen“ RA fast vollständig überwuchert hat. Wir hören und lesen mehr von *hölzernem Benehmen, eisernem Sparwillen, goldenen und bleiernen Zeiten*, während die Relation „besteht aus“ überwiegend durch substantivische Komposition kodiert wird: *Holztisch, Eisengitter, Golduhr, Bleirohr*. Für die metaphorisch charakterisierenden Verwendungen solcher desubstantivischer Adjektive wird man den Status des RA wohl eher nicht in Anspruch nehmen wollen, da sie die definierenden Bedingungen nicht erfüllen. Hingegen bestätigt diese (quantitativ sicher unbedeutende) Gruppe von Adjektiven eine Tendenz, die auch in anderen Gruppen (darunter die RA) zu beobachten ist: die Tendenz, evaluative, bewertende Bedeutungskomponenten anzulagern und zu übernehmen (vgl. hierzu die Beiträge von Marschall und Lefèvre in Schmale 2011).

Nun ist es mit den evaluativen Bedeutungen so eine Sache. Sprachtheoretisch kann man (in der Tradition von Hjelmslev) argumentieren, dass alles Sprechen nicht nur aus der kognitiven Konzeptualisierung, sondern eben immer auch aus der kulturel-

len Bewertung des Besprochenen durch den Sprecher besteht. So gesehen involviert jede Benennung bewertende Teilhandlungen, und die Tatsache, dass wir in allen Bereichen des wasbestimmten Wortschatzes über wertungsdifferente Optionen verfügen, auch bei Verben (*dahinscheiden/sterben/eingehen/verrecken*), auch bei Substantiven (*Hund/Köter, Bruchbude/Hütte/Haus/Palast*), macht eine besondere Affinität der Wortart Adjektiv zur Sphäre der Bewertung eher unplausibel. In den Anfängen der Erforschung des Bedeutungswandels im 19. Jahrhundert waren Annahmen über inhärente Tendenzen zur „Meliorisierung“ und „Pejorisierung“ lexikalischer Bedeutungen verbreitet. Aus der evaluativen Beweglichkeit vieler Adjektive und Adverbien wie *billig, gefälligst, gemein, umständlich* etc. haben Keller & Kirschbaum (2003) eine unterhaltsame Einführung in den adjektivischen Bedeutungswandel gemacht. In der kognitiv dominierten gegenwärtigen Linguistik spielt der Bewertungsaspekt des Sprechens nur an den Rändern des Fachs eine Rolle, vor allem im Umfeld der Untersuchung kommunikativer Praktiken.

Namentlich die quasi-ontologischen Suggestionen der Wortart Adjektiv (die Vorstellung, Adjektive kodierten typischerweise einfache sensorische Merkmale wie *rot, rund, groß...*) munitionieren einen rein kognitiven Blick auf die „Leistungen“ der Wortart. Die klassischen Untersuchungen über die paarigen Dimensionsadjektive (Bierwisch & Lang 1989) verstärken diese Tendenzen noch: Sie orientieren die semantische Analyse an der Speziesnorm: ein großes Haus ist groß für ein Haus, eine große Spinne ist groß für eine Spinne etc. Der Blick richtet sich auf die jeweiligen Verrechnungsmechanismen, die durch die kognitive Objektklasse gegeben sind. Aber wir orientieren den Gebrauch von Dimensionsadjektiven auch an ganz anderen Normalitäten und Erwartungen. *Hoch* ist ein Berg auch, wenn er unsere Erwartungen übertrifft, *klein* ein Tisch, wenn wir 15 Gäste erwarten, *teuer* ein Wein, wenn wir von Hartz IV leben etc. Auch im Gebrauch der reinen Dimensionsadjektive stecken Sprecherbewertungen. Die Allgegenwart von Formeln wie:

Der Tisch ist (mir) zu klein, das Auto ist (mir) zu teuer, Italien ist (mir) zu heiß...

belegt das hinreichend. Wir müssen also noch einmal ansetzen und uns der Affinität zwischen der Wortart Adjektiv und der Sphäre der Bewertung auf andere Weise nähern.

Zur Definition des RA gehört seine „inhärent klassifikatorische Bedeutung“, schreibt Schlücker (2014: 56). Eine *städtische Bibliothek* (oder eine *Stadtbibliothek*) ist eine typisierte Unterart von Bibliothek, die in paradigmatischem Kontrast steht zu anderen Unterarten, die in diesem Falle überwiegend kompositional kodiert werden (*National-, Landes-, Universitätsbibliothek*). Um den Unterschied zu markieren: eine *ländliche Bibliothek* ist ein Nennsyntagma ohne inhärent klassifikatorische Bedeutung. Wer (wie z. B. Schäublin 1972) das Relationsadjektiv durch die Möglichkeit einer Paraphrase mit substantivischem Attribut definiert, der müsste *ländlich* in dieser Verbindung dazurechnen (*Bibliothek auf dem Lande*), wer (wie Schlücker 2014) auf die inhärent klassifikatorische Bedeutung setzt, für den wäre *ländlich* im Zweifel ein charakterisierendes, beschreibendes Adjektiv. Auf der anderen Seite finden wir auch primäre Adjektive in Syntagmen mit inhärent klassifikatorischer Bedeutung: *saure Sahne, gelbes Trikot, rote Karte, grüne Bohnen, freier Träger* etc.

Offenbar haben wir es, wenig überraschend, mit einem Kontinuum zu tun, auf dem primäre Adjektive unter bestimmten Bedingungen aus der charakterisierenden Zone in die inhärent klassifizierende überwechseln können und umgekehrt auch inhärent klassifizierende in die charakterisierende. Entscheiden können wir offenbar letztlich nicht auf der Ebene des adjektivischen Lexems, sondern erst auf der Ebene der Fügung, der Konstruktion und ihrer Umfelder. Der Unterschied ist fassbar nur auf der Ebene des Gemeinten, der Noetik.

Zu den Veränderungen, die primäre Adjektive in inhärent klassifikatorischen Gefügen erleiden, gehört zweifellos die Verminderung der deskriptiven und kognitiven Bedeutung: *freie Träger* können ganz schön unfrei sein, *grüne Bohnen* gelb werden und *weißer Wein* kommt in allen möglichen Farben vor, von

grünlich über gelblich bis wasserhell, nur weiß ist er nie. Jedes *späte Frühstück* und jede *kleine Großstadt* belegt, dass Entsprechendes auch für die Bestimmungswörter in der Determinativkomposition gilt. Für die RA gilt hingegen dem Anspruch nach, dass ihr Beitrag zur typisierenden Spezifizierung eines Konzepts ihre primäre Funktion ist (und deskriptive Charakterisierung bestenfalls sekundär sich entwickelt). Sie bewegen sich, bildlich gesprochen, auf dem Kontinuum in die entgegengesetzte Richtung und gewinnen dabei an deskriptiv charakterisierendem und evaluativ wertendem Gehalt. Für die „gewöhnlichen“ Adjektive hingegen, die in inhärent klassifikatorische Fügungen eingehen, gilt, dass sie mit ihrer deskriptiven auch ihre evaluativen Ladungen abbauen. Der logische Endpunkt dieser Entwicklung ist ein semantisch entleertes begriffliches Unterscheidungszeichen, wie wir es etwa bei den Pseudokomposita des Typs *Himbeere*, *Brombeere* haben. Hier sind Unterarten von *Beere* distinktiv markiert, ohne dass wir den Marken Eigenbedeutung zurechnen können. In stark lexikalisierten und typisierenden Adjektiv-Substantivsyntagmen wie *blauer Brief*, *rote Linie*, *heißer Draht* (vgl. Schlücker 2014: 149ff) ist der Beitrag der Adjektivbedeutung zum Typus vielleicht noch reflexiv motivierbar, aber synchron spielt er für das Bewusstsein der Sprecher keine Rolle.

Im prototypischen Fall des Nur-RA geschieht die Typspezifizierung durch eine nicht näher explizierte Beziehbarkeit des Nukleus auf die Konzeptbedeutung des dem RA zugrunde liegenden Substantivs, also durchaus analog zum typischen Determinativkompositum (auf ad-hoc-, Text-, Augenblickskomposita, vgl. Pavlov 2009, komme ich noch zurück). Da ein beträchtlicher Teil (der fachsprachlichen) RA mit deverbalen Nuklei konstruiert wird, zu deren Argumenten ihre Basis in Beziehung steht, gibt es semantische Verzahnungen, die im Nukleus vorgebahnt sind. Oft ist es aber auch die substantivische Basis des RA selbst, die eine semantische Beziehung vorbahnt, so z.B. bei TEMP-Substantiven als Basis: *stündlich*, *täglich*, *wöchentlich*, *monatlich*, *jährlich* werden von vielen Autoren zu den RA gerechnet, obwohl ihr Beitrag zur Bedeutung der Syntagmen eher nicht typisierend ist. Das gleiche gilt für deadverbale attributive Formen des Typs

heutig, damals, dortig, die ebenfalls von einigen Grammatikern zu den RA gerechnet werden. Ihre Beziehung auf den Nukleus liegt eindeutig in ihrer temporalen, lokalen etc. Eigenbedeutung.

Vor diesem Hintergrund wirkt die Debatte etwas müßig, ob RA tatsächlich alle denkbaren semantischen Relationen zwischen Nukleus und Basis des RA ausdrücken können (vgl. Rainer 2013). Die Verhältnisse dürften theoretisch nicht anders sein als bei den Determinativkomposita oder den Genitivattributen. Das heißt: Wie jede „innerlich determinierte“ (Wilhelm Wundt) syntagmatische Beziehung, die nicht durch explizite Relatoren spezifiziert ist, geschieht die semantische Prägung der Gesamtbedeutung solcher Ausdrücke durch noetische Beziehbarkeiten und usuelle Verwendung. Dabei liegt der Kern der (zumal possessiven) Genitivattribute in der „referentiellen Aktualisierung“, der Identifizierung eines Referenten durch dessen Bezug auf einen anderen, „bekannteren“. Den Rand bilden die indeterminierten Genitivattribute, die weniger für *reference point relations* (Langacker) als für die konzeptuelle Aktualisierung des Nukleusreferenten stehen.

Der Kern von Komposition und RA-Konstruktion hingegen liegt in der konzeptuellen Aktualisierung. Was die jeweilige Konstruktion zu den grammatisch-semantischen Verhältnissen beiträgt (also im hier relevanten Feld: attributive RA-Syntagmen, Komposita, Genitivattribute und vielleicht noch peripher typisierende Adjektiv-Substantiv-Syntagmen), das ergibt sich nur aus der Analyse unterschiedlicher Schwerpunktbildungen der je einzelnen Konstruktion und aus den Mustern ihrer Überlapung. Notorisch sind die „Entsprechungen“ zwischen der Benennungsbildung durch Komposition in einer „kompositionsfreudigen“ Sprache wie dem Deutschen und RA-Syntagmen in den romanischen Sprachen und im Englischen (Frevel 2002, Frevel & Knobloch 2005). Man muss sich methodisch freilich hüten, beim Prüfen der „Äquivalenzen“ in die Paradoxien der paraphrastischen Umformung zurückzufallen, die charakteristisch waren für die Frühphase der generativen Transformationsgrammatik. Die Konstruktionsgrammatiker haben uns gelehrt, dass die Konstruktionsbedeutungen integraler Teil des Bedeutungsaufbaus

sind und somit etwa zwischen einem attributiven Adjektiv und einem Relativsatz niemals völlige Äquivalenz besteht. Sie haben uns aber auch gelehrt, dass Konstruktionen zumindest partiell lexikalisch spezifiziert sein müssen. Und was sie uns nicht lehren können, ist, warum es dann doch vielfach Konstruktionsoptionen gibt, die auf weite Strecken paraphrastisch sind, obwohl sich ihre Verwendungsmuster nie ganz zur Deckung bringen lassen (*Wirtschaftswachstum, wirtschaftliches Wachstum, Wachstum der Wirtschaft*).

Offenbar verfügen die Sprecher auch über Mechanismen der ad-hoc-Vereindeutigung attributiver Syntagmen nach der RA-Seite oder nach der charakterisierenden Seite. Wo z. B. das etablierte desubstantivische Adjektiv stark bewertend konnotiert, improvisiert man ein neues, das seltsam klingt, aber offenbar verstanden wird:

Die Ansprüche tierlicher Mitgeschöpfe... (Beleg aus „Blätter“ 7/2015)

Tierisch würde hier seltsam klingen, wiewohl es in terminologischen Bildungen wie *tierische Fette, Eiweiße* etc. durchaus als RA Dienst tut. Wo es offenbar um die vergleichend-charakterisierende Lesart geht, helfen Gradadverbien:

Ein geradezu spanischer Ernst durchfurchte sein Gesicht...

**Das geradezu spanische Bruttosozialprodukt* wäre jedenfalls abweichend.

[3] RA, Kompositum und Genitivattribut – das Verhältnis der Konstruktionstypen

Beginnen wir exemplarisch mit einem RA, das so gut wie keine Neigung zum kopulaprädikativen Gebrauch und zur Akkumulation charakterisierender und evaluativer Eigenschaften zeigt, also weitgehend „reines“ RA ist: *schulisch*.

Die Gruppe der desubstantivischen Adjektive auf *-isch* ist sehr heterogen (Eichinger 1982), Schäublin (1972: 89) schätzt, dass etwa die Hälfte seiner 2000 belegten *-isch*-Adjektive als RA gebraucht werden können. Der Anteil der reinen RA dürfte sehr viel geringer sein. Wer die DWDS-Belege für *schulisch* durchmustert, dem drängen sich folgende Eindrücke auf:

- [a] Paradigmatisierung und Kontrastivierung: *schulisch* findet sich oft koordiniert oder kontrastiert mit *beruflich*, *außer-schulisch*, *akademisch*, *kirchlich*, *häuslich* etc., mit denen dann der Nukleus subtypisiert wird.
- [b] Adverbial ist *schulisch* nur hochfrequent belegt als Modifikator für *erfolgreich* und *vorgebildet*. Das ist grob äquivalent mit der PP *in der Schule*.
- [c] Die Liste der hochfrequenten Nuklei zu *schulisch* enthält keine konkreten Objekt- oder Ortsnamen, keine **schulischen Höfe, Klassen, Häuser, Gebäude* etc. In all diesen Fällen ist das Kompositum *usus*. Belegt sind:

Abschlüsse Alltag Ausbildung Ausbildungsgänge Ausbildungszeiten Belange Berufsausbildung Betreuung Bildung Bildungsarbeit Bildungsgang Curricula Erziehung Fortkommen Förderung Ganztagsangebote Integration Laufbahn Lehrpläne Leistungen Lernen Misserfolg Musikunterricht Pflichtlektüre Qualifikation Religionsunterricht Sexualerziehung Sozialisation Unterricht Unterweisung Versagen Voraussetzungen Vorbereitung Warteschleifen Werdegang

Abgesehen von den (semantisch weitgehend leeren) *Belangen*, die (ähnlich wie *Angelegenheiten* etc.) lediglich kollektivierender Ersatz für *Schulisches* bieten, haben wir es überwiegend mit deverbalen Nuklei zu tun, mit *nomina actionis, acti*, Ereignisbedeutungen. Ein offensichtlicher Grund dafür, dass sich viele einschlägige Nuklei für die (konkurrierende) Komposition *nicht* eignen, liegt darin, dass sie selbst schon Komposita sind und Bildungen mit unklarer Konstituentenstruktur entstehen würden:

?*Schulausbildungsgänge*, **Schulberufsausbildung*, **Schulbildungsarbeit*, **Schulbildungsgang*, **Schulganztagsangebote*, **Schulmusikunterricht*, **Schulpflichtlektüre*, **Schulreligionsunterricht* etc.

Schon dieser Umstand wäre (gerade im kompositionsfreudigen Deutschen!) geeignet, Platz zu schaffen für die Ausbreitung von RA-Konstruktionen. Beispiele wie **Schulpflichtlektüre* und **Schulmusikunterricht* zeigen zudem, wie sehr die spontane Gliederung dreiteiliger Komposita in Konstituenten von Gebrauchshäufigkeiten (bzw. von etablierten Nennschemata) abhängt.

Auch bei den Nicht-Komposita zeigt sich ein Muster: Viele solche RA-Konstruktionen sind halbwegs äquivalent mit Komposita (*Schulabschlüsse*, *Schulalltag*, *Schulausbildung* etc.), aber manche zeugen auch von noetischer Spaltung. Die Paare:

Schulische Betreuung – *Schulbetreuung*
Schulische Förderung – *Schulförderung*
Schulische Integration – *Schulintegration*
Schulisches Versagen – *Schulversagen*

bestätigen in den ersten drei Beispielen die These von Rainer (2013), wonach das Kompositum bevorzugt die *patiens*-Rolle und das RA die *agens*-Rolle des Basisverbs kodiert. Das vierte Beispiel freilich zeigt ein etwas anderes Muster. *Schulversagen* ist das Versagen der Schule und das Versagen in der Schule, *schulisches Versagen* ist wohl eher nur das Versagen in der Schule. Wobei man durchaus damit rechnen kann, dass die Rezipienten für beide Konstruktionen die Lesart je nach Zusammenhang wählen. Auf der Systemebene gibt es eine noetische Unschärfe, die (wie Schäublin 1972, s. u., schon erkannt hat) durch zusätzliche Feldinformation „repariert“ werden kann. So triggert etwa ein Possessivpronomen (*mein schulisches Versagen*, *sein Schulversagen*) für beide Konstruktionen die Lesart „Versagen in der Schule“. Das gleiche gilt für Genitivattribute. Insgesamt scheint mir die These von Rainer (2013) insofern präzisierungsbedürftig, als es die deverbalen *-ung*-Ableitungen (nebst ihren Fremdsuffix-Entsprechungen) sind, die bei Genitivattributen die Rolle des

Objektarguments und bei RA die Rolle des konzeptuellen Subjektarguments favorisieren.

Im Blick auf die Genitivkonstruktion ist es ja kanonisch und bekannt, dass es Subjekts- und Objektsgenitive bei detransitiven Nuklei gibt. Während das RA die Objektrolle kaum und die Subjektrolle nur konzeptuell kodieren kann, ist das Genitivattribut offen (und prädestiniert) für referierende und determinierte NPs. Während wir nur allgemein von *schulischen Belangen* sprechen können, erlaubt das Genitivattribut den Verweis auf *die Belange der Kinkel-Realschule in Bonn*. Im Kern nimmt das Genitivattribut an den Verfahren teil, die einen angepeilten Referenten durch Verweis auf einen anderen, selbst identifizierbaren, identifizieren helfen, es ist selbst als NP beliebig ausbaubar. Bei der Konkurrenz der Konstruktionen geht es erkennbar auch um die Opposition zwischen konzeptueller und referentieller Aktualisierung einer Nenneinheit. RA und Komposition gehören zweifellos in der Hauptsache auf die konzeptuelle Seite.

Man sollte freilich nicht den ontologisierenden Fehler machen, alle adjektivischen Modifikationen als [-referentiell] anzunehmen. Die Possessoradjektive der slawischen Sprachen (und auch die adjektivischen Possessivpronomina des Deutschen!) zeigen hinreichend, dass auch Adjektive auf Referenten verweisen können. Ganz davon abgesehen, dass auch die notorischen Unklarheiten des Referenzbegriffs die Dinge hier verdunkeln. Wahrscheinlich wäre man rasch einig, dass ein Toponym im Genitiv (*die Regierung Belgiens*) referiert, aber müsste dann nicht auch das detoponymische Relationsadjektiv *belgisch* referieren (in *die belgische Regierung*), so lange jedenfalls, wie es per Eigenname auf einen bestimmten Ort verweist und nicht (z. B. per Indetermination durch den unbestimmten Artikel) typisierend gebraucht wird (vgl. *das mitteleuropäische Klima* = das Klima in Mitteleuropa vs. *ein mitteleuropäisches Klima* = ein Klima wie in Mitteleuropa). Auch wenn Bildungen wie die *alliierte Landung* wohl eine Lehnübersetzung aus *allied landing* ist (und der Quasi-Eigenname eines historischen Ereignisses), zeigen sie, dass referierende RA im Deutschen nicht völlig fremd sind.

Es gibt allerdings auch gute Gründe, (primäre und abgeleitete) modifizierende Ausdrücke grundsätzlich als [-referentiell] zu klassifizieren (vgl. Lehmann 2018: 16ff): Die modifizierende Operation, selbst wenn sie mit Hilfe einer vollständigen (sagen wir) Possessor-NP, eines Genitivattributs, durchgeführt wird, referiert nicht auf das, worauf sie referieren würde, wenn sie im Nominativ stände. Der Genitiv *Peters* referiert nicht auf „Peter“, wenn er überhaupt referiert, dann subsidiär auf die Gesamtheit dessen, was *Peter* als Possessum zugeordnet werden kann (und was der Nukleus des Ausdrucks dann spezifiziert). Mit einem solchen Modell stehen wir freilich erneut vor der Frage nach den Unterschieden zwischen den verschiedenen Formen der Bildung modifizierender Ausdrücke auf der Basis von Substantiven: Was unterscheidet Genitivattribute von RA (und anderen desubstantivischen Adjektiven) und von der Position des Bestimmungswortes in der Komposition (die freilich kategorial so gut wie gar nicht restringiert ist)? Als differenzierendes Merkmal bliebe dann, dass Genitivattribute meist definite Modifikatoren sind und beliebig syntaktisch ausgebaut werden können. Ihre Basis ist eine NP, eine Phrase. Dagegen modifizieren RA oft, aber keineswegs immer indefinit und konzeptuell. Ihre Basis ist ein Substantivlexem. Vor einem solchen theoretischen Hintergrund würden freilich Herkunftsadjektive und (slawische) Possessoradjektive (sagen wir) auffällig, insofern ihre modifizierende Funktion davon abhängt, dass sie einem referierenden Ausdruck zugeordnet werden. Aber hier stößt die Brauchbarkeit des Referenzbegriffs offenbar auf Grenzen. Die Unklarheiten, die daraus folgen, werden uns freilich begleiten.

Schäublin (1972: 124f), bei dem es offenbar durchweg um konzeptuelle Gesichtspunkte geht, argumentiert explizit, das RA könne die Funktion eines Objektgenitivs nicht erfüllen, es lasse dessen Leerstelle grundsätzlich offen. Wo das RA durch ein freies substantivisches Attribut ersetzt werden könne, da handle es sich im Allgemeinen um die Subjektsfunktion. Wo das RA nicht durch ein freies substantivisches Attribut ersetzt werden könne, da solle man mit einem anderen Attribut als Träger der Subjektfunktion rechnen:

Seine wirtschaftlichen Probleme, die wirtschaftlichen Probleme des Landes...

Die Beobachtungen, die Schäublin hier zugrunde legt, sind erkennbar noch von der transformationsgrammatischen Paraphrasenpraxis geprägt. *Problem* ist so wenig deverbativ wie *Schwierigkeit*. Es geht um Syntagmen wie:

Wirtschaftliche Schwierigkeiten → *Schwierigkeiten der Wirtschaft*
(Subjektgenitiv)

Seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten → **seine Schwierigkeiten der Wirtschaft* → *seine wirtschaftlichen Schwierigkeiten*

Der Gedanke scheint zu sein: Das Subjekt steckt entweder im RA oder in einem anderen Attribut der NP. Richtig daran ist zweifellos der Verweis auf die hohe Frequenz von Syntagmen des Typs:

Die architektonische Gestaltung des Hauses, die gerichtliche Untersuchung des Falles, die Staatliche Betreuung der Flüchtlinge, die wissenschaftliche Untersuchung der Krankheit, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Firma Krupp...

Bei diesen ist das Subjekt allein konzeptualisiert und das Objekt als Genitivkonstruktion realisiert. Das letzte Beispiel disjungiert konzeptuelle und referentielle Spezifizierung zu einem deadjektivischen Prädikat. Nur manchmal kann auch bei deverbalen Nuklei ein determiniertes *agens*/Subjekt hinzugegeben werden:

Seine architektonische Gestaltung des Hauses, die architektonische Gestaltung des Hauses durch XYZ...

Schäublin (1972) formuliert hier *in terms* von Subjekt und Objektrelation, aus diesen (und vielen ähnlichen) Beobachtungen lässt sich aber auch auf eine Art Arbeitsteilung zwischen konzeptueller (RA) und referentiell-identifizierender (Possessorindex, Genitivattribut) Funktion attributiv modifizierender Konstruktionen schließen. Das RA schlägt dann (bildlich gespro-

chen) um in ein en bloc substantiviertes adverbiales Verhältnis zum (deprädikativen) Nukleus.

Betrachten wir nun zum Vergleich ein Adjektiv, das sowohl charakterisierend-evaluativ wie auch als RA im Gebrauch ist: *sozial*. Da fällt zuerst auf, dass es Nuklei gibt, welche klar und distinktiv die eine oder die andere Lesart erzeugen: *soziale Stellung* (=Stellung in der Gesellschaft) ist eindeutig RA und *soziale Einstellung* ist eindeutig evaluativ und charakterisierend. Andere Nuklei erlauben problemlos beide Lesarten. *Soziales Verhalten* interpretieren wir je nach Zusammenhang als Verhalten in Gesellschaft anderer (z.B. im Psychologielehrbuch, bedeutungsgleich mit *Sozialverhalten*) oder aber als (moralisch positiv evaluiertes) prosoziales Verhalten. Tendenziell scheinen aber die jeweiligen Nuklei zu *sozial* entweder die RA-Lesart oder die charakterisierend-evaluative Lesart zu bevorzugen.

In diesem Zusammenhang ist an Schäublins (1972: 98ff) Beobachtungen über desubstantivische Adjektive zu erinnern, die aus hoch evaluativen und nicht oder gering identifizierenden (also fast selbst schon adjektivischen) Substantiven wie *Dieb, Schurke, Ritter, Verräter, Schwärmer, Kenner* abgeleitet sind. Sie kennen – so Schäublin – die Paraphrasierung mit „wie ein X“, d.h. mit indeterminiertem N, oder aber „Verhalten eines X“. Hingegen haben echte RA ganz überwiegend die Paraphrase „als ein X“, etwa bei *ärztlich, richterlich, behördlich* etc. Die Paraphrase „wie ein X“ ist vergleichend, die Paraphrase „als ein X“ drückt konzeptuelle Identität aus. So ungefähr lautet Schäublins Argumentation. Ableitungen wie *ritterlich, verräterisch, diebisch, schwärmerisch* neigen also von vornherein zur evaluativen Verwendung als charakterisierende Adjektive, obwohl sie ebenfalls desubstantivisch sind. Ambivalente Adjektive, die als RA und charakterisierend vorkommen (*väterlich, kindlich, sozial* etc.), kennen neben deverbalen Nuklei beide Paraphrasen. Usus und Konvention entscheiden über die bevorzugte Lesart.

All das unterstreicht zunächst nur die Binsenweisheit, nach der es von der Bedeutung der substantivischen Basis und dem kategorialen Spielraum der Adjektivklasse abhängt, was bei der

(jedenfalls im *-ig*, *-lich*, *-isch*-Feld weitgehend semantisch neutralen) Ableitung sekundärer Adjektive passiert.

Wie sich RA-Konstruktion, Kompositum und Genitivattribut das Feld der attributiven Modifikation aufteilen, bedürfte der genaueren Untersuchung (vgl. Pavlov 2009: 84ff sowie einige Bemerkungen im folgenden Abschnitt). Nach dem ersten Eindruck besiedelt die RA-Konstruktion im Deutschen Nischen (evolutionistisch gesprochen), in denen der Gebrauch des Kompositums erschwert ist und in denen zusätzlich substantivische Attribute benötigt werden, die vielfach mit dem RA-Attribut vereinbar sind, ihm nicht in die Quere kommen.

[4] Um welche Relation handelt es sich bei den RA?

Das desubstantivische RA steht für eine (sicherlich eher grenzscharfe) Untergruppe der attributiven Modifikation eines substantivischen Nukleus. Abweichend von der kanonischen Beschreibung der Adjektivsyntax nach den Relationen: attributiv, prädikativ, adverbial, koprädikativ (wobei die letztere Gruppe, abweichend vom allgemeinen Gebrauch, neben prädikativen Attributen sowie Subjekts- und Objektsprädikativen auch die adverbiale Verwendung umfasst) haben wir auch die im engeren Sinne attributive Konstruktion zu ordnen versucht mit den Stichworten: koreferentiell, konominativ und kokonzeptuell. Im folgenden Abschnitt geht es darum, die RA-Konstruktion in diesem Feldzusammenhang zu verorten.

Kanonisch ist in der Semantik zumeist die Analyse, nach der attributive Adjektive niemals referieren, sondern ihren Referenten vom jeweiligen Nukleus „borgen“:

Adjektive haben nie einen eigenen Referenten, aber sie beschreiben immer den Referenten einer NP. (Löbner 2002: 28)

Erfasst das Adjektiv ein Bedeutungsmerkmal, das nicht zur Intension des Nukleus gehört, sondern zum Extensionsbereich der Phrase, dann kann man von einer extensionalen Spezifizie-

rung durch das Attribut sprechen. Erfasst das Attribut ein Merkmal, das zur Intension des Nukleus gehört (*das weite Meer, der grüne Rasen, der schwarze Rabe...*), dann dient es der Hervorhebung und Fokussierung dieses Merkmals. Die Tauglichkeit dieses Modells lassen wir unerörtert. Wer mit ihm arbeitet, gerät leicht in ontologische Debatten darüber, was denn „wirklich“ zur Intension eines alltagssprachlichen Konzepts gehört.

Da Adjektive kategorial Modifikatoren sind, ist ihre Eigenbedeutung ohne Bezug auf die fallweise modifizierte Größe nur schwer zu fassen, ganz gleich, ob das attributive Adjektiv sich innerhalb oder außerhalb der Intension „seines“ Nukleus' einnistet. Jeder kennt die Beispielreihen des Typs:

Nackter Körper, nackte Tatsachen, nackter Felsen, nackter Fußboden, nackte Wände, nackter Schädel, nacktes Leben, nackte Angst, nackte Glühbirne, nackte Panik...

Aus denen destilliert dann der extrasyntagmatische Blick des Lexikographen eine Eigenbedeutung von *nackt*, die Leisi (1975: 45) „privativ“ nennt und die auf die Abwesenheit einer für das Bezeichnete gewöhnlichen (wörtlichen oder metaphorischen) Bedeckung verweist. Es gibt aber auch Überschneidungen mit *pur, rein*. Betrachtet man Modifikator und Kopf separat und ihre gemeinsame Bedeutung als (in irgendeinem Sinne) kompositionell, so wird man nicht umhin können, den Kompositionsprozess als eine Art von wechselseitigem Filtern oder Zur-Deckung-Bringen der beiden separaten Bedeutungen zu modellieren. Es gibt allerdings durchaus auch Alternativen zu dieser Betrachtungsweise: *Weißer Wein, weiße Weihnachten, weiße Armee, weiße Wurst, weiße Hochzeit, weiße Weste* bilden eine Reihe, die suggeriert, man müsse nach einer „gemeinsamen“ Bedeutung von *weiß* suchen (vgl. Feilke 1996: 142). Aber vor dem Hintergrund einer syntagmatischen Noetik wäre es sinnvoller zu fragen, auf welche paradigmatischen Alternativen jeder *einzelne* dieser Ausdrücke verweist. Denn obwohl *weißer/roter Wein* und *weiße/rote Armee* jeweils die ausdrucksseitig gleiche Alternativenstruktur haben, wird wohl keiner auf die Idee kommen, die Adjektive hätten die

„gleiche Bedeutung“. Schon darum nicht, weil es sich bei *Weißer/Rote Armee* um Eigennamen und bei *weißer/roter Wein* um lexikalische Typisierung handelt.

Lexikalisch typisierende Adjektiv-Substantiv-Syntagmen (ebenso wie Adjektiv-Substantiv-Komposita; Schlücker 2014) desavouieren mehr oder weniger die kompositionelle Lesart und bilden zusammen eine typisierende Bezeichnung. *Nacktschnecke* und *nackte Schnecke* mögen auf weite Strecken das gleiche bezeichnen können, aber allein *Nacktschnecke* ist ein typisierendes Lexem. Herkömmlicherweise werden die RA-Nennsyntagmen eher dem typisierenden Pol zugeordnet. Über RA-Syntagmen wie *das väterliche Erbe*, *eine didaktische Katastrophe*, *ein atomarer Störfall* schreibt Löbner:

Hier modifiziert das Adjektiv die Bedeutung des Nomens, indem es eine seiner Konzeptkomponenten näher spezifiziert. (Löbner 2002: 170)

Ob diese Definition trennscharf ist, lassen wir offen. Sie „passt“ gewiss auf die Fälle, in denen der Nukleus deprädikativ und das RA ein Argument des zugrunde liegenden Prädikats (meist des Subjekts) ist. Man kann sicher auch argumentieren, dass auch andere inhärent relationale Substantive eine Spezifizierung ihrer angelegten Relation per RA erlauben. Aber die Suggestion, wonach RA in der Hauptsache Argumentstellen des (deprädikativen) Nukleus sättigen, trägt sicher nicht das gesamte Feld der RA-Verwendungen.

Als grundlegende Polarität kann sicher festgehalten werden, dass attributive RA konzeptuelle Modifikatoren sind, die am Nukleuskonzept andocken, während die kopluprädikative Konstruktion eine assertierte wertende Relation zum Sprecher (oder zu einer textuell explizierten referentiellen Größe) kodiert. Dass „echte“ RA für die kopluprädikative Verwendung gesperrt sind, hat seinen Grund darin, dass in der Kopluprädikativkonstruktion über einen anderweitig (im Themaargument) spezifizierten Referenten assertiert wird. Die Frage ist, wie RA und Nukleus sich in der attributiven Konstruktion verbinden. Klassisch ist in dieser

Frage die Gegenüberstellung von eigentlichen oder „qualitativen“ Adjektiven mit mehr oder weniger „bestimmten“ Bedeutungen (Pavlov 2009: 84) und gegenständlich-relativen RA, deren jeweiliger Beitrag zur Gesamtbedeutung der Konstruktion fallweise konstruiert werden muss:

Das Gleiche am gegenständlich-relativen, dem „Bezugs“-Adjektiv erschöpft sich dagegen typischerweise in Angaben wie „einen / ein / eine ... betreffend“, „zum / zur ... gehörend“, die die eigentlichen Eigenschaften in Abhängigkeit vom Bezugswort – auf Grund des Weltwissens – „erahnen“ lassen. (Pavlov 2009: 84)

Was die „bestimmten“ Bedeutungen qualitativer Adjektive betrifft, kann man sicher Zweifel anmelden. Pavlovs Pointe freilich (abgeleitet aus Admonis Prinzip der asymmetrischen Feldstrukturen; vgl. Admoni 2002) lautet, dass alle attributiven Konstruktionsoptionen schwerpunktmäßig aufgespannt sind zwischen dem Lexikon, der lexikalischen Typisierung und Einheitsbildung auf der einen Seite, der textuell-situativen Charakterisierung, Beschreibung, Begrenzung von Referenz auf der anderen Seite. Und dieser Rahmen trägt durchaus auch, wenn man an der semantischen „Bestimmtheit“ qualitativer Adjektive zweifelt.

In Pavlovs (2009) Modell gehören die RA-Syntagmen zu den „artattributiven substantivischen Komplexen“ (2009: 84), während die gewöhnlichen qualitativen Adjektiv-Substantiv-Syntagmen nur randlich an dieser Sphäre partizipieren. Pavlovs (2009) Ansatz ist typologisch und an Admonis Modell der asymmetrischen Feldstrukturen orientiert. D.h. für die hier untersuchte Sphäre der Modifikation substantivischer Nuklei durch ebenfalls im Kern substantivische Attribute: Im Gesamtfeld konkurrieren Genitiv- und präpositionale Attribute, substantivische Bestimmungswörter in der Komposition und desubstantivische attributive Adjektive um den Ausdruck entsprechender Bedeutungskomplexe. Die jeweilige Schwerpunktbildung liegt im Deutschen bei der Komposition, in den slawischen Sprachen bei den desubstantivischen Adjektiven, im Französischen bei den „entdeterminierten“ Genitiv- und Präpositionalattributen. Im Englischen ist

die Grenze zwischen Kompositum und adjektivischer Modifikation verwischt (so argumentiert Pavlov 2009: 92ff). Das Artattribut steht insgesamt im Kontrast mit den substantivischen Attributen, in welche volle und referentielle NPs attributiviert werden (im Deutschen dominiert durch das determinierte Genitivattribut und durch pronominale Determination). Dieses Gegenstück zur artattributiven Modifikation entspricht ungefähr Langackers „reference point relations“ in der *Cognitive Grammar*. Schon Becker (1870: 108) unterscheidet ganz ähnlich zwischen „Attributen der Art“ und „Attributen des Individuums“. Vor dem Hintergrund von Pavlows (2009) Modell wäre genauer zu untersuchen, wie sich im Deutschen die Optionen Kompositum > RA-Syntagma > Genitivkonstruktion in die artattributive Modifikation teilen. Und das gewöhnliche attributive Adjektiv wäre dann wohl durch den Umstand zu kennzeichnen, dass es (als konzeptuell modifizierendes) am „Attribut der Art“ und (als referentiell festlegendes) am „Attribut des Individuums“ gleichermaßen teilhat. Es ist „von Hause aus“ ein Viel- oder Allzweckmodifikator. Der attributive Genitiv, der im Französischen als „entdeterminierter“ der Artattribution dient (*filz de roi* = Königsson, *filz du roi* = Sohn des Königs, *filz de fontionnaire* = Beamtensohn etc.), existiert in dieser Funktion im Deutschen nur in historischen Resten des vorangestellten Genitivs (*Königsson, Elternhaus...*), wo der Artikel seine Form heute an das Grundwort anpasst (*des Königs Sohn* -> *der Königsson*) sowie in marginalen Fällen des unbestimmten nachgestellten Genitivattributs, bei denen aus diversen Gründen das Kompositum nicht geht (*der Vater eines Mörders* vs. *?der Mördervater*).

Auch an der artattributiven RA-Konstruktion im Deutschen zerren (so wäre zu schlussfolgern) zwei entgegengesetzte Kräfte oder Tendenzen: eine hin zur typisierenden Begriffsbildung, der eigentlichen Domäne der Komposition, und eine andere, welche die desubstantivischen Bildungen in die (genuin syntagmatische, der lexikalischen Typisierung abgewandte) Sphäre der Evaluation zieht. Laut Pavlov (2009: 100) ist im Deutschen die Gruppe derjenigen desubstantivischen Adjektive, die *keine* qualitative „Überlagerung“ aufweisen, eher gering ausgebaut. Pavlov nennt

Beispiele wie *betrieblich*, *schulisch*, besteht aber darauf, dass die mit qualitativer Bedeutung „überlagerten“ (wie *tierisch*, *weltlich*, *väterlich*, *wirtschaftlich*) überwiegen und sehr viele sogar ganz in den Bereich der qualitativen Adjektive gehören (*künstlich*, *kindisch*, *lustig*, *majestätisch*, *freundlich*, *gemütlich*, *höllisch*) und synchron keine artattributive Lesart haben (bei *höllisch* dürfte man womöglich nicht so sicher sein).

Diese Argumentation ließe sich noch ergänzen durch Beobachtungen zu anderen Gruppen sekundärer Adjektive: Ein wirklich schlagender Beleg für die hohe Affinität zwischen Evaluation/Bewertung auf der einen Seite und kopulaprädikativer Verwendung auf der anderen Seite ist die (unvollständige) Liste derjenigen Partizipien I, die (nach herkömmlicher Sprechweise) in die Adjektivklasse übergegangen sind. An sich gelten die Formen des Partizip I als blockiert für die kopulaprädikative Verwendung:

**Maria ist schlafend*

geht nach allgemeinem Verständnis nicht, weil eben die finiten Formen für die Prädikation formatiert sind (*Maria schläft*). Für die fraglichen Formen des Partizip I gilt, dass sie durchaus auch weiterhin partizipial gebraucht werden können, aber in der Kopulaprädikation einen hoch evaluativen Sinn angenommen haben:

ätzend, rasend, glänzend, wütend, reizend, passend, drückend, stechend, blühend, treffend, schlagend, zündend, spannend, lohnend, rührend...

Seltener, aber durchaus vorhanden, sind solche Bildungen mit Präfixverben als Basis:

Anmaßend, berechnend, entzückend, berückend, bedrückend, bedeutend, verheerend, abstoßend, aufregend, einleuchtend...

Diese Listen sind umso bezeichnender, als einige wenige aus Partizipien I abgeleitete „Adjektive“, die nicht evaluativ sind, dann aber auch nicht kopulaprädikativ verwendet werden:

Anschließend, anscheinend, umfassend, anhaltend...

Am Rande bemerkt: In seiner Gegenüberstellung von „Attributen der Art“ und „Attributen des Individuums“ nimmt Karl Ferdinand Becker (1870) wohlweislich desubstantivische Beispiele, bei denen es eine starke Überlagerung der RA-Lesart durch qualitative Bedeutungen gibt:

Im Deutschen fühlen wir sogleich den Unterschied zwischen dem Attribute der Art z. B. „ein königliches Wort“ „mütterliche Liebe“ „ein ritterlicher Kampf“ und dem Attribute des Individuums z. B. „das Wort des Königs“ die Liebe der Mutter“ „der Kampf des Ritters“. (Becker 1870: 111)

Es ist wohl auch kein Zufall, dass die „Attribute der Art“ indeterminiert und prädikativ eingeführt werden, die „Attribute des Individuums“ determiniert und nominativ. Hätte Becker echte und ausschließliche RA gewählt, so wäre das Bild weniger eindeutig (vgl. *richterliche Anordnung* vs. *Anordnung eines Richters*).

Auf diese Frage fällt ein etwas anderes Licht, wenn man eine Gruppe von RA betrachtet, in die auch *schulisch* und *beruflich* am Rande gehören: die Ableitungen von Institutionennamen, denen ein Feld eigener Tätigkeiten kollokativ zugeordnet ist (*ärztlich, gerichtlich, amtlich, polizeilich, behördlich* etc.; vgl. hierzu schon Engelen 1990, Hartlmaier 2018). Bei solchen und ähnlichen RA scheint die „Richtung“ der Selektion nicht vom Nukleus, sondern von der Basis des RA selbst auszugehen.

Die DWDS-Liste der frequentesten Nuklei zu *ärztlich* umfasst die folgenden Einträge:

Attest Aufsicht Befund Behandlung Behandlungsfehler Beratung Bereitschaftsdienst Bescheinigung Betreuung Bulletin Diagnose Direktor Eingriff Ethik Fortbildung Gutachten Han-

*deln Hilfe Honorare Kontrolle Kunst Kunstfehler Leistungen
Leiter Leitung Notdienst Praxis Rat Schweigepflicht Selbst-
verwaltung Tätigkeit Untersuchung Verordnung Verschreibung
Versorgung*

Sie beziehen sich durchweg auf verbale und sonstige Basen, die typischen ärztlichen Aufgaben und Tätigkeitsfeldern zugeordnet sind. Engelen (1990) spricht in diesem Zusammenhang auch von „agentiven“ Adjektiven. Insofern ist ihre Ansatzstelle die Indexikalität der RA-Basen, und die Tatsache, dass diese Indexikalität häufig auf *Verben* verweist, mit denen die Basen konstruiert werden können, ist sekundär. RA-Konstruktionen verfügen die Indexikalität ihrer Basen mit ihren konzeptuellen Kollokaten. Viele von ihnen erlauben (wie gesagt) die zusätzliche Spezifizierung referentieller Argumente:

Die ärztliche Untersuchung des Patienten durch Herrn Müller...

Semantisch-konzeptuell zeigt diese Gruppe von RA Verhältnisse, als ob der Nukleus eine „Leerstelle“ des Modifikators füllen würde (natürlich nicht syntaktisch-kategorial, da liegen die Dinge umgekehrt). Man könnte versucht sein, diesen RA-Fügungen jeweils ein adverbial modifiziertes Verb „zugrunde zu legen“: *ärztlich behandeln, untersuchen, verordnen, verschreiben, versorgen* etc., die attributiven Fügungen wäre dann jeweils Substantivierungen aus diesen Konstruktionen. Und das adverbiale Verhältnis wäre paraphrasierbar qua „Handeln in der Eigenschaft als Arzt“.

Dass die allgemeine Neigung, einen bestimmten Typus adverbialer Modifikation auch in attributive Konstruktionen zu übertragen, zunimmt, belegen leicht abweichende Fälle wie der folgende Hörbeleg (WDR, 15.7.2018):

Der Faulelfmeter hat den Kroaten das sportliche Genick gebrochen.

Das ist offensichtlich abgeleitet aus der durchaus unauffälligen adverbialen Konstruktion, wonach irgendetwas jemandem *sport-*

lich das Genick gebrochen habe, bei der *sportlich* ungefähr so eingesetzt ist wie die o. g. Bereichs-RA. Jedenfalls läge schief, wer aus dem Beispiel die Einheit *das sportliche Genick* ausgliedern wollte. Möglich ist bestenfalls *das sportliche Genick brechen*. Da in solchen Fällen aus der adverbialen (und insofern koprädikativen) Konstruktion eben keine Nenntypisierung abgeleitet werden kann, markieren solche ad-hoc-Bildungen den nicht-typisierenden Pol der RA-Syntagmen. Wo diese RA-Konstruktionen hingegen typisieren (so die tentative Schlussfolgerung), da geht die Typisierung von einer in der RA-Basis angelegten kollokativen (oder konnotativen) Relation aus.

Verwechslung mit dem charakterisierend-evaluativen Adjektiv *sportlich* ist hier kaum möglich, was aber nur an der sachlichen Unplausibilität liegt. Natürlich kann man auch jemandem *sportlich* (bzw. *unsportlich*) – also auf sportliche Weise – *das Genick brechen*.

In jedem Falle nähern sich die reinen RA dieser Untergruppe (*preislich, rechtlich, schulisch...*), insofern ihr Beitrag zur Syntagmabedeutung paraphrasiert werden kann als „in Bezug auf + Basis des RA“, der klassischen Definition der relativen Adjektive, in der ja die Paraphrasierbarkeit durch ein substantivisches Attribut eine Rolle spielt.

In ihrer Untersuchung zu den beiden reinen RA *richterlich* und *behördlich* und dem ambivalenten (sowohl als RA wie auch charakterisierend gebrauchten) Adjektiv *väterlich* erhebt Hartlmaier (2018) noch einige andere Korrelationen. Bei *richterlich* etwa sind 325 von 500 untersuchten Belegen mit deverbalen *nomina actionis* als Nukleus, die auf Engelen (1990) „agentive“ Funktion passen (*Anordnung, Entschluss, Entscheidung, Genehmigung* etc.). Man kann sie durchgehend als Substantivierung „agentiver“ Adverb-Verb-Komplexe lesen. Eine sehr viel kleinere Untergruppe zu *richterlich* umfasst deadjektivische Abstrakta wie *Freiheit, Befangenheit, Unabhängigkeit, Tätigkeit*. Insgesamt also „Eigenschaften“, die kollokativ und konzeptuell mit dem Richteramt verbunden werden. Dass *Tätigkeit* als Wort per se auch auf jedes andere „agentive“ Adjektiv passt, zeigt, dass es noetisch hier eben alles meint, was zum Richteramt passt (es ist konzeptuell eine Stufe höher aggregiert). Eine ebenfalls recht kleine Zahl von

„Konkreta“, die mit *richterlich* als Nukleus vorkommen, gehört insofern ebenfalls „zur Familie“, als diese durchweg als *nomina acti* aus richterlichen Tätigkeiten gelesen werden müssen: *Brief, Akte, Agenda, Quittung* etc.

Der Vergleich mit den Befunden zu *väterlich*, dem ambivalenten Adjektiv, zeigt musterhaft, dass es auch hier eine „agentive“ Reihenbildung bei den Nuklei gibt: *Wunsch, Wille, Unterstützung, Warnung* etc. Ein Blick auf die fallweise Einbettung dieser Belege zeigt, dass die textuell explizierte und implizite Verfügbarkeit eines anderen *agens* geeignet ist, die charakterisierende Lesart von *väterlich* auszulösen:

Es war der väterliche Wunsch, X möge die Rechte studieren.

Hier kann *ceteris paribus* nur der *Wunsch des Vaters* gemeint sein. Aber in:

Y gab X den väterlichen Rat, die Rechte zu studieren. Sein väterlicher Rat, ...

muss man Y als *agens* deuten, so dass für *väterlich* keine agentive Deutung mehr möglich ist. Bei den deadjektivischen Nuklei des Typs *Stolz, Zärtlichkeit, Einfühlsamkeit* verhält es sich ähnlich. Für die Possessor-Possesum-Syntagmen hingegen (*väterliche(r) Hof, Betrieb, Firma, Garten, Fabrik* etc.) gilt, wie Hartlmaier (2018: 96) schreibt, dass der Possessorslot (innerhalb der NP, wäre hinzuzufügen) nicht ein weiteres Mal besetzt werden kann. Blockiert ist in solchen Syntagmen auch die charakterisierende Lesart des Adjektivs. Auch können in der Basis des RA angelegte Argumentbeziehungen zu einem Possesum nicht im Rahmen der Konstruktion spezifiziert werden:

**der väterliche Sohn, die väterliche Tochter, die väterlichen Kinder...*

Es wäre zu untersuchen, ob RA-Bildung grundsätzlich zur Löschung der Argumente aus der RA-Basis führt.

Auf der Ebene der Verfahren zum noetischen Ausbau von Sprachen tut sich hier eine weitere Perspektive auf: Kleinere konstruktive Korngrößen (in unserem Falle: [attributives Adjektiv + Nukleus], [DET + attributives Adjektiv + Nukleus], [Det + attributives Adjektiv + Nukleus + weiteres NP-Attribut] etc. präjudizieren die noetische Lesart „ihrer“ Ausdrücke, aber lassen auch Spielräume für deren Interpretation, die erst durch erweiterte Korngrößen, durch den Blick auf die weitere konstruktionale Umgebung, präzisiert und festgelegt werden können.

[5] Historiographischer Exkurs

In der älteren Literatur zum RA konkurrieren zwei Deutungsmuster. Das erste, auf Dornseiff (1921) zurückgehende und von Bally (1965) popularisierte behandelt das RA als eine pure syntaktische Transposition. Es macht Substantive tauglich für den attributiven Gebrauch – und sonst nichts. Alles andere, die fallweise Deutung der Relation zwischen desubstantivischem Adjektiv und Nukleus, ist Sache des enzyklopädischen, assoziativen, jedenfalls nichtsprachlichen Wissens (vgl. zu dieser Diskussion Rainer 2013). Der zweite Strang (man könnte ihn mit Rainer 2013 „philosophisch“ nennen, wäre er nicht auch so etwas wie eine Ontologisierung der Sprache, eine *linguistic ideology* im Sinne von Silverstein 1979) macht in seiner Abgrenzung von RA und qualitativem Adjektiv Gebrauch von der Annahme, gewöhnliche Adjektive stünden für inhärente Eigenschaften, Merkmale, Qualitäten des Nukleus, während echte RA auf externen Relationen dieses Nukleus' zu anderen Objekten, Referenten (?) oder vielleicht doch nur zu anderen substantivischen Konzepten beruhen. Dieses Deutungsmuster neigt zu Zirkularität, insofern es nur eine pseudosemantische Umschreibung der Tatsache liefert, dass RA eben desubstantivisch sind. Aber müssten dann nicht alle desubstantivischen Adjektive RA sein? Im Prinzip schon, wäre da nicht die (im Deutschen starke) kategoriale „Eigenschaftlichkeit“, die sie alsbald zu den charakterisierenden Adjektiven zieht. „Sie bleiben nicht lange Zugehörigkeitsadjektiva“, schreibt Dorn-

seiff (1921: 125). „Nur so lange, als man ihnen keinen Köder vorhält, an dem sie normieren können. Da aber werden auch sie sofort ad hominem gewendet und mit Wertassoziationen behängt“. Für Dornseiff (1921) ist die vollständige evaluative Neutralität *das* wichtigste Merkmal der RA (und zudem das, was sie zum wissenschaftlich typisierenden, neutralen Gebrauch hinzieht und prädestiniert). Das suggeriert einen inneren Zusammenhang zwischen evaluativer Neutralität und Blockierung des assertierenden kopulaprädikativen Gebrauchs, zumal dieser letztere regelmäßig den Weg vom reinen RA zum ambivalenten Adjektiv bahnt. So gesehen wäre Dornseiffs (1921) Exemplant, *theatralisch* in *Wilhelm Meisters theatralische Sendung*, das heute ohne sprachhistorische Aufklärung gar nicht mehr adäquat verstanden werden kann, eine gute „repräsentative Anekdote“, gäbe es nicht das weite Feld der friedlichen Koexistenz von RA-Lesart und charakterisierender Lesart und gäbe es nicht einige (auch native) RA, die durchaus reine RA geblieben sind und bleiben.

Maximale Verwirrung dürften wir (mit Recht, wie sich zeigen lässt) von Fremdsuffixen wie *-al* erwarten, deren Bildungen sowohl Adjektiv als auch Substantiv und, gegen die Regel, auch noch morphologisch komplexes Bestimmungswort in der Komposition sein können. Es gibt sogar eine ganze Reihe von *-al*-Bildungen, die ausschließlich als Komposita-Erstglieder belegt sind (*Kriminal-, Experimental-, Individual-, Spezial-, Partial-* etc., ähnlich auch für *-iv-, -ar-, -är-*; vgl. Schlücker 2014: 29ff), und es gibt Bildungen wie das oben skizzierte *sozial*, die buchstäblich in allen einschlägigen Konstruktionen gehäuft vorkommen, ergo zur Mehrdeutigkeit und/oder zur rein noetischen Differenzierung in allen Konstruktionsformaten neigen.

[6] Kopradikativ und kopulaprädikativ

Zu klären wäre in diesem Abschnitt, warum genuine RA kopulaprädikativ ausfallen, von „ihren“ Nuklei nicht assertiert werden können, aber durchaus gerne und vielfältig adverbial verwendet werden können, jedenfalls die „agentiven“, aber nur sie? Bei

diesen letzteren ist ja sogar die „Herkunft“ aus adverbialen Verwendungen evident, anders gesagt: Ihre Nuklei sind größtenteils *nomina actionis* und *acti*, abgeleitet aus entsprechenden verbalen Konstruktionen:

Ärztlich untersuchen → *ärztliche Untersuchung*
Behördlich anordnen → *behördliche Anordnung*

Selbst wo sie das *prima facie* nicht sind (*ärztliches Attest, ärztliche Bescheinigung* etc.), „lauert“ im Hintergrund oft genug eine manifest nicht kodierte verbale Relation (vom Arzt *ausgestellt* etc.).

Dornseiff (1921) behauptet, echte RA könnte nicht adverbial gebraucht werden. Offenbar ist die Konstruktion unflektierter Adjektive, die man konventionell als „adverbial“ zusammenfasst, indifferent gegenüber der Opposition relational vs. evaluativ. Sätze wie *Der Chef sprach väterlich zu seinen Angestellten* interpretieren wir qualitativ (=wie ein Vater), *Die Entfernung des Fahrzeugs wurde amtlich veranlasst* interpretieren wir relational (=vom Amt). Dennoch spricht einiges dafür, dass Dornseiff nicht ganz falsch liegt mit seiner Beobachtung. Je reiner und unverfälschter ein RA als solches ist, desto markierter und ungewöhnlicher ist seine adverbiale Verwendung. Und auch die kopradikative, jedenfalls dann, wenn es einen klaren Partizipantenbezug gibt. Der nämlich scheint die Möglichkeit der Kopula-Prädikation vorauszusetzen. Die „agentiven“ RA (Engelen 1990) bilden mit ihrer inversen Selektivität offenbar eine Sonderform. Und die könnte eben damit zusammenhängen, dass in „agentiven“ Syntagmen wie *polizeilich verhören, gerichtlich anordnen* etc. das modifizierende Adjektiv/Adverb zugleich semantisch in den Argumentrahmen des Verbs fällt.

Für das Deutsche argumentiert Dornseiff (1921) so: Qua Zufall sei der Verlust der Kongruenzflexion im Kopulapredikativ eingetreten, mit der Folge, dass die unflektierte Form für das „Wie“, die flektierte für das „Was“ steht, ergo bestehe auch keine darstellungstechnische Notwendigkeit, die adverbiale Verwendung morphologisch zu kennzeichnen. Im Französischen

hingegen, wo auch das kopulaprädikative Adjektiv Kongruenzmarken mit der Subjekt- oder Thema-NP hat (wie das attributive mit seinem Nukleus), muss Adverbialität morphologisch explizit kodiert werden. Ist das eine brauchbare Argumentation? Ja und nein. Mir scheint, dass beide Systeme auf ihre jeweilige Weise gleichermaßen konsistent sind. Das Deutsche verwendet Adjektive im syntaktischen Umfeld des Verbs konsequent flexionslos und im syntaktischen Umfeld des Substantiv konsequent flektiert, mit dem Ergebnis, dass auch die semantisch klar auf einzelne Argumentrollen des Prädikats bezogenen Koprädikativa flexionslos bleiben (und sich ihre semantischen Bezüge „selbst suchen“ müssen; für einen Literaturbericht zur Beschreibung der „freien Prädikative“ in deutschen Grammatiken vgl. Peterson 2009). Im Französischen (das zudem seine adnominalen Optionen durch die Opposition zwischen Voranstellung und Nachstellung vermehrt) bleiben die Koprädikative mit ihren semantischen Argumentbezügen durch Kongruenz verbunden – und lediglich die Ausdrücke, welche das Prädikat selbst konzeptuell modifizieren (ohne Argumentbezug), werden als Adverbien morphologisch markiert. Im Italienischen ist es ganz ähnlich (vgl. Schwarze 1988: 193f).

In der Literatur zu freien Prädikativen bzw. Koprädikativen findet man regelmäßig die Formulierung, es handele sich um Ausdrücke mit doppelter (oder ambivalenter) Affiliation. In der Tat kann man einen Standardsatz wie:

Paul kam gesund nach Hause.

so analysieren, dass das Prädikativ *gesund* zum Hauptprädikat gezogen wird (*gesund nach Hause kommen*), oder man kann es zum (in diesem Falle) Subjektspartizipanten ziehen (*Paul war gesund, als er nach Haus kam*).² Rein darstellungstechnisch ist

2 Selbstverständlich sind solche Paraphrasen nur heuristisch zu verstehen. Sie sind keineswegs „bedeutungsgleich“ mit der paraphrasierten Vorlage. Jeder, auch der kleinste Formierungsunterschied kann kommunikativ semantisiert werden oder sein.

es konsequent, dass manche Sprachen die eine Relation zentrieren (Kongruenz mit dem Partizipanten) und manche die andere (Modifikation des Prädikats). Ein „Kollateralschaden“ der deutschen Lösung ist eben, dass es keine morphologische Grenze zwischen Adjektiv und Adverb und auch keine zwischen adverbialer und koprädikativer Verwendung von Adjektiven gibt. Zum Vergleich: Für das Italienische gibt Schwarze (1988: 193) Beispielsätze wie:

Per vivere tranquilli (mask.pl.), è melio a rinunciare a quelle cose.

Hier bezieht sich die maskuline Pluralform des Adjektivs gar auf ein nichtkodiertes generisches Themaargument, und das Deutsche würde diese Relation zweifelsfrei adverbial verstehen und kodieren (*ruhig, in Frieden leben*).

Indem alle Koprädikativa im Deutschen in der unflektierten Grundform bleiben, verbinden sie sich auch leicht und „kompositionsähnlich“ mit Verben zu (vielfach resultativen und oft lexikalisierten) Bildungen des Typs *freilassen, gutschreiben, loseisen, fertigmachen, festbinden, krankschreiben, gesundbeten* etc., bei denen das Adjektiv gleichwohl einen semantischen Argument- bzw. Partizipantenbezug hat.

Böhm (1998: 42) argumentiert auf der kategorialen Ebene folgendermaßen: Das Adjektiv ist im Deutschen gewissermaßen weniger prädikativ und nominaler als ein Verb und weniger nominal und prädikativer als ein Substantiv. In seiner Doppelstruktur als adnominal flektiertes und ansonsten unveränderliches Lexem reflektiert sich seine Zwischenlage. Die flexionslose Grundform ist gewissermaßen ein „primäres Partizip“ im Verhältnis zu den „realen“ deverbalen Partizipien, den sekundären infiniten Verbformen, und als flektiertes ist es ein „sekundäres Substantiv“. Als Verbaladjektive verfügen die echten Partizipien ebenfalls über flexionslose koprädikative und über flektierte konominative Verwendungen. Das Partizip II weist darüber hinaus die hoch grammatikalisierten Verbindungen mit *hat, ist, wird* auf, Tempus- und Passivformen etc., für die es beim Partizip I keine Entsprechung gibt. Wo sich Formen des Partizip I mit kopulaprädikativer Ver-

wendung etablieren (s. o.), da handelt es sich überwiegend um evaluative Lexikalisierung als Adjektiv. Einiges spricht offenbar für eine enge Verbindung zwischen der evaluativ-bewertenden Funktion von Adjektiven und ihrer assertierenden Verwendung. Die am stärksten assertierende Verwendung ist zweifellos die kopulaprädikative. Aber auch die symbolfeldfreie Verwendung von Adjektiven (*schön, wunderbar, ausgezeichnet!*) ist assertierend und bewertend. In der koprädikativen Sphäre gibt es ein Kontinuum zwischen Beziehbarkeiten auf ein Argument und auf das Prädikat. An beiden Enden dieses Kontinuums gibt es (sagen wir provisorisch) Elemente von Assertion. Im attributiven Vorfeld der NP hingegen haben wir keine Assertion, sondern eine „Assertierbarkeit“, die sich in der Mitte des Vorfeldes, zwischen den referenzspezifizierenden und den konzeptmodifizierenden Positionen, konzentriert. Der Gesamttraum der attributiven Modifizierung scheint alles aufnehmen und verdichten zu können, Assertierbares und Nicht-Assertierbares.

Die attributive Konstruktion blockiert nicht die evaluative Lesart, aber die kopulaprädikative Lesart blockiert die einfache Bereichszuordnung des RA. Was ist mit der koprädikativen Konstruktion? Finden wir echte (und ausschließliche) RA in koprädikativen Verwendungen mit Argumentbezug? Die Gemeinsamkeit zwischen koprädikativen und adverbialen Verwendungen von Adjektiven scheint darin zu liegen, dass in beiden Fällen die semantische Vermittlung der modifizierenden Bedeutung über das Hauptverb läuft, während sich die attributive Beziehung (nach traditionellem Verständnis) gerade dadurch auszeichnet, dass sie eben nicht über das Satzprädikat vermittelt ist. Ältere Grammatiken (z. B. Behaghel 1923: 156) sprechen dann von einem markierten, „proleptischen“ Gebrauch des attributiven Adjektivs, wenn dieses semantisch für eine „Eigenschaft“ steht, die dem Partizipanten erst durch Vermittlung des Hauptverbs zukommt:

Zehntausend glückliche Menschen sind gemacht.

Anstatt

Zehntausend Menschen sind glücklich gemacht.

Hier müssen wir noch einmal auf die oben genannten DWDS-Befunde zurückkommen. Der (offenkundig unzureichende) Analyse-Algorithmus des DWDS gibt als Belege für adverbiale Verwendung von RA fast ausschließlich Konstruktionen des Typs [RA + Part. II + N]:

Betrieblich notwendige Strecken, betrieblich ausgebildete Fachkräfte, betrieblich genutzte Autos etc.

An der großen Häufigkeit dieses Formats scheint es keinen Zweifel zu geben. Wer in die einzelnen Belege schaut, der findet aber durchaus auch Übergangsformate in den (ko-)prädikativen Bereich, z. B. bei *betrieblich*:

Es müsse geprüft werden, ob die Ausbildung der Friseur GmbH mit 25 Einzelbetrieben nun als betrieblich oder überbetrieblich zu werten sei.

Offenbar entwickeln sich die konventionellen Konstruktionsmöglichkeiten von RA graduell vom attributiven Feld in das prädikative und koprädikative Feld hinein. Einen Übergang stiftet zweifellos die morphologisch als koreferierend indizierte flektierte Form (mit oder ohne Nukleus):

...ob die Ausbildung [...] als betrieblich-e oder überbetrieblich-e zu werten sei.

Solche „schiefen Ebenen“ zwischen attributiv und prädikativ gibt es mehrere, z.B. auch die Fragekonstellationen des Typs:

Ist das Krankenhaus kirchlich oder städtisch?

mit den dann durchaus „prädikativen“ Antworten *kirchlich* bzw. *städtisch*. Aber offenbar gibt es auch den (schon von Frevel 2002

notierten) deutlichen Unterschied zwischen RA bei deverbale, bei konkreten und bei nennschwach-abstrakten Nuklei:

- [a] *Wirtschaftliches Wachstum, wirtschaftliche Entwicklung...*
- [b] *Wissenschaftliches Buch, wissenschaftliches Fach, wissenschaftlicher Text..*
- [c] *wirtschaftliche Fragen, wirtschaftliche Angelegenheiten, schulische Belange...*

Unter [c] trägt der Nukleus gar nicht zur Identifikation des Gemeinten bei, die NP ist eher kollektiv und das RA selbst ist führend für die Identifikation des Bereichs. Unter [b] ist das RA referenzspezifizierend für den konkreten Nukleus, und unter [a] ist es eingeordnet in den Argumentrahmen des deverbale Nukleus. Bedingt durch die substantivische Abkunft kann das RA ganz unterschiedliche nominative Funktionen wahrnehmen.

[7] Exkurs: Antonymie bei RA

Antonymie gehört wohl zu den sprachwissenschaftlichen Grundbegriffen mit erheblicher Anfangsplausibilität, die sich allerdings rasch verliert, wenn es um schlüssige extensionale Definitionen geht. Offensichtlich sind Wertungsgegensätze wie *freundlich* vs. *unfreundlich* auf eine andere Art antonym als etwa klassische Paare von Dimensionsadjektiven wie *hoch/tief*, *alt/neu*, *alt/jung*, *breit/schmal* etc. Im Allgemeinen betonen die Grammatiken, dass echte RA für die Negation mit *un-* nicht zur Verfügung stehen, dass die Möglichkeit einer *un-*Negation vielmehr den Übergang des RA in eine evaluativ-charakterisierende Lesart anzeigt. Also *unärztlich*, *unwirtschaftlich*, *unmusikalisch*, *unlogisch* etc. zeigen an, dass ihre Basen charakterisierend verwendet sind, während **unschulisch*, *unbehördlich*, *unrichterlich* etc. nicht gehen, weil es sich um exklusive RA handelt. Von *logischen Untersuchungen* (= Untersuchungen zur Logik) lässt sich durchaus sagen, sie seien *unlogisch*, aber *unlogische Untersuchungen* ist ein Ausdruck, der offensichtlich nicht in eine Dimension mit

logische Untersuchungen gehört. Zu unserer mehr oder weniger spontanen Definition von Antonymie gehört offenbar notwendig, dass sich Antonymenpaare auf ein und dieselbe Sach- oder Bedeutungsdimension beziehen müssen. Bei *un-* scheint es eine Affinität zur Bewertungsdimension zu geben, die es für wertneutrale RA sperrt.

Ist denn Antonymie überhaupt definierbar im Bereich der RA? Und was wäre der Gewinn? Offenbar bringt es wenig, den Gedanken zu entfalten, wonach die neutrale Negation mit *nicht* auch bei RA zur Verfügung steht: *nicht-schulisch*, *nicht-richterlich*, *nicht-logisch* etc. Sie impliziert offenbar nicht zwingend, dass die positive und die negierte Form in ein und dieselbe Bedeutungsdimension gehören. Ein möglicher Indikator für Antonymisierungstendenzen auch im Feld der RA sind hochfrequente Koordinationspaare wie *geistig – körperlich*, *schulisch – beruflich*, *geistlich – weltlich*, sie indizieren RA-Paare, die häufig mit den gleichen Nuklei gebraucht werden. RA sind nur mit anderen RA koordinierbar. Sicher sind solche Paare nicht vergleichbar mit der Antonymie von Dimensionsadjektiven, sie zeigen aber, dass es Tendenzen zur inneren semantischen Polarisierung auch am nennenden und typisierenden Rand der Wortart Adjektiv gibt. Vielleicht könnte man im Falle der RA von einer Nennparadigmatisierung ihrer Position bei gegebenen Nuklei sprechen.

Betrachtet man ein Paar wie *geistlich – weltlich* nach den Nuklei, mit denen es sich bevorzugt verbindet, so findet man im Bereich des Attributiven in der Tat erhebliche Übereinstimmung: Hochfrequent sind für beide RA Nuklei aus den Sphären von Macht und Autorität (*Oberhaupt, Führer, Würdenträger, Fürst, Obrigkeit, Herr, Macht, Herrscher*) sowie aus der Musik (*Lied, Musik, Gesang, Kantate, Chorwerk, Konzert*). Adverbial ist *geistlich* nur mit dem Verb *betreuen* belegt, *weltlich* hingegen sehr häufig mit Einstellungspartizipien wie: *orientiert, denkend, ausgerichtet, gesinnt, eingestellt, geprägt* sowie in den Formeln *weltlich zugehen* und *weltlich klingen*.

In jedem Falle wird man auch hier (ähnlich wie bei den „agentiven“ Bildungen) eine gewisse Eigenselektivität des RA nicht ausschließen wollen. Wichtiger scheint mir indes der Befund, dass

Antonymisierung einhergeht mit einer geteilten Bezugssphäre. Wie die klassischen Paare von Dimensionsadjektiven jeweils an eine semantische Sphäre gebunden sind (und außerhalb derselben ihre Antonymie verlieren), so indiziert Antonymisierung in der Hauptsache eine geteilte Bedeutungssphäre, die natürlich auch die der Evaluation und Bewertung sein kann.

[8] Schlussfolgerungen

Zur Unverträglichkeit zwischen echtem RA und kopulaprädikativem Gebrauch gibt es durchaus Ausnahmen und Grenzfälle. Bei den deonymischen *-isch*-Bildungen wie *badisch*, *fränkisch*, *westfälisch* etc. gibt es ein gebräuchliches Konstruktionsmuster für Kopulasätze, deren Themenargument ebenfalls lokalisierend ist:

Kürnbach war früher badisch. Dieser Ort ist fränkisch etc.

Allerdings verhalten sich die deonymischen Adjektive ohnehin in vielen Hinsichten irregulär, und es macht durchaus keine Mühe, auch sonst kopulaprädikative Verwendungen von ihnen zu finden. Als reine Herkunftswörter sind sie ohnehin zunächst auch im Prädikat nicht evaluativ. Das werden sie vielmehr erst, wenn sie typisierend oder übertragen gebraucht werden (*Das ist typisch bayrisch*). Einen weiteren „Übergangskanal“ zwischen RA und charakterisierendem Adjektiv (bereits bei Bally 1965: 116ff notiert) bilden die grammatisch-semantischen Unterklassen ihrer Nuklei selbst. Wenn diese nämlich eine vergleichende „Wie“-Lesart zulassen, dann kippt das Adjektiv semantisch in die charakterisierende Ebene. Ballys (1965) Beispiele sind:

Végétation tropicale (= RA) vs. *chaleur tropicale* (= charakterisierend, vergleichend)

École infantine (= RA) vs. *naïveté infantine* (= charakterisierend, vergleichend)

Bally (1965) behandelt das echte RA als eine reine syntaktische Transposition, die das Substantiv zur konzeptuellen Modifikation tauglich macht, sobald es dagegen charakterisierend gebraucht wird, kommt eine semantische Transposition hinzu. Maß und Probe für das Vorliegen einer (zusätzlichen) semantischen Transposition ist für Bally (1965: 122) die Möglichkeit der kopulaprädikativen Konstruktion.

RA haben offenbar eine stärkere Affinität zur Modifikation von Partizipien (vor allem innerhalb einer NP) als zur genuin adverbialen Modifikation von finiten Verben. In diesem Punkt sind diejenigen RA eine Ausnahme, die semantisch in den Argumentraum des modifizierten Verbs gehören (vor allem agentive) Subjekte, die dann noch einen Platz für Referenzindizes zum gleichen Argument (oder zu anderen Argumentpositionen) enthalten: *mein ärztlicher Ratschlag*, *dein richterlicher Urteilspruch*. Possessorindizes können freilich auch auf das Objektsargument gehen.

Meine ärztliche Untersuchung hat nichts ergeben. (Meine Untersuchung durch einen Arzt oder meine Untersuchung als Arzt)

Die Grammatiker des 19. Jahrhunderts (allen voran Karl Ferdinand Becker) haben für einen aktiv-passiven Doppelsinn der attributiven Formen plädiert. Die Possessivpronomina haben diesen Doppelsinn grammatikalisiert. Für die kopulaprädikative Konstruktion mit Partizipantenbezug scheinen echte RA gesperrt zu sein. Das mag daran liegen, dass sie zusammen mit ihrem Nukleus in der Regel eine nominative und konzeptuelle Einheit bilden. Es ist diese Affinität zum typisierenden Nennen, die RA-Syntagmen von den „gewöhnlichen“ attributiven Adjektiv-Substantiv-Verbindungen abgrenzt.

Und nicht zuletzt sei noch einmal daran erinnert, dass auch die extensionale Definition des RA im Deutschen und der praktische grammatische Umgang mit dieser Kategorie höchst uneinheitlich sind. Manche Autoren rechnen auch die deadverbialen Attributiva des Typs *heutig*, *gestrig*, *jetzig*, *damalig* etc. umstandslos zu den RA. Andere differenzieren nicht zwischen reinen RA und

desubstantivischen Adjektiva mit zusätzlich oder überwiegend charakterisierender, evaluativer Bedeutung (obwohl, nach Bally (1965), schon Schäublin (1972) die Notwendigkeit dieser doppelten Gruppierung auch für die deutsche Grammatik demonstriert hat). Die Kriterien der Definition bleiben oft unklar. So gibt es eine ältere Liste von RA, in der Adjektive wie *örtlich* vorkommen, die keineswegs auf die attributive Verwendung begrenzt sind. Auch *zusätzlich* steht in dieser Liste, obwohl ich keine Verwendung von *zusätzlich* kenne, die paraphrastisch oder sonstwie auf das Substantiv *Zusatz* verweisen würde. Zu den oft implizit angesetzten (und sicher untersuchungswürdigen) Kriterien für RA gehört offenbar die Neigung der jeweiligen Bildungen, in quasi-terminologische, noetische Nennausdrücke einzugehen, die mitverantwortlich ist für den häufigen Gebrauch von RA in Fachsprachen (Frevel 2005). RA, die bezüglich ihrer Nuklei breit streuen und keine noetischen Nennbefestigungstendenzen aufweisen, scheinen daher untypisch (und sie gehen, nach meinen unsystematischen Daten, auch eher in die kopulaprädikative Konstruktion über). Einen indirekten Nutzen für die stets problematische Subklassifizierung der Substantive könnte man sich versprechen von einer systematischen Analyse der desubstantivischen Adjektive. Offenbar konzentrieren sich die RA an den entgegengesetzten Polen der Substantive. Die deonymischen machen identifizierende Substantive als Modifikatoren verwendbar, die deprädikativen beliefern umgekehrt die Ressourcen der Konzeptmodifikation – mit dem üblichen Hin und Her der sekundär charakterisierenden Eigennamen und der sekundär identifizierenden Prädikativa (der agentiven RA). Offenbar spaltet die desubstantivische Ableitung von Adjektiven auch das Kontinuum der Basen, das zwischen hoch identifizierenden und hoch prädikativ konzeptualisierenden Extremen aufgespannt ist.

[9] Literatur

- Bally, Charles (1965): *Linguistique générale et linguistique Française*. 4. Aufl. Bern: Francke.

- Becker, Karl Ferdinand (1870): *Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik*, zweiter Band, zweite neubearbeitete Ausgabe. Prag: Friedrich Tempsky.
- Behaghel, Otto (1923): *Deutsche Syntax*, Band 1. Heidelberg: Winter.
- Bierwisch, Manfred & Lang, Ewald, Hg. (1987): *Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven*. Berlin: Akademie.
- Böhm, Roger (1998): *Notional Grammar: Wortklassen und Dependenz*. Bremen (Institut für Allgemeine und Angewandte Sprachwissenschaft = Bremer Linguistisches Kolloquium, Bd. 7).
- Dornseiff, Franz (1964 [1921]): „Das Zugehörigkeitsadjektiv und das Fremdwort“. *GRM* 9. 193–200. Wiederabgedr. in ders.: *Kleine Schriften* Band 1. Leipzig: Koehler & Amelang, 221–234.
- Eichinger, Ludwig M. (1982): *Syntaktische Transposition und semantische Derivation. Die Adjektive auf -isch im heutigen Deutsch*. Tübingen: Niemeyer.
- Engelen, Bernhard (1990): „Adjektive in agentiver Funktion und in einigen weiteren ‚Sonderfunktionen‘“. In: *Muttersprache* 100. 140–151.
- Feilke, Helmuth (1996): *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Frevel, Claudia (2002): *Nominationstechniken der spanischen Fachsprache. Die kommunikative und nominative Funktion des Relationsadjektivs*. Frankfurt/M.: Lang.
- Frevel, Claudia (2005): „Verwendungen und Funktionen des Relationsadjektivs im Spanischen und Deutschen. Einige kontrastive Betrachtungen“. In: Knobloch, Clemens & Schaefer, Burkhard, Hg.: *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 131–149.
- Frevel, Claudia & Knobloch, Clemens (2005): „Das Relationsadjektiv“. In: Knobloch, Clemens & Schaefer, Burkhard, Hg.: *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb*. Berlin: de Gruyter. S. 151–176.
- Hartlmaier, Sarah (2018): „Richterlicher Beschluss, ?richterlicher Mord und *richterlicher Handschuh. Selektionsbeschränkungen von Adjektiven auf {lich} zu Personenbezeichnungen“. In: Baumann et al. (2018: 77–106).
- Keller, Rudi & Kirschbaum, Ilja (2003): *Bedeutungswandel. Eine Einführung*. Berlin: De Gruyter.

- Lefèvre, Michel (2011): „Qualifikation und subjektive Bewertung: attributive Adjektive in modalisierender und bewertender Funktion“. In: Schmale (2011: 83–96).
- Lehmann, Christian (2018): „Adjective and attribution. Category and operation“. In: Baumann, Carolin et al. (2018: 13–76).
- Leisi, Ernst (1975): *Der Wortinhalt*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Löbner, Sebastian (2002): *Semantik. Eine Einführung*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Pavlov, Vladimir (2009): *Deutsche Wortbildung im Spannungsfeld zwischen Lexikon und Syntax*. Frankfurt/M.: Peter Lang.
- Peterson, Tommy (2009): *Freie Prädikative in der Satzanalyse im Deutschen. Eine syntaktisch-semantische Analyse*. Stockholm: Universitätsverlag (Magisteraufsatz).
- Rainer, Franz (2013): „Can relational adjectives really express any relation? An onomasiological perspective“. In: *SKASE Journal of Theoretical Linguistics* 10,1. S. 12–40.
- Schäublin, Peter (1972): *Probleme des adnominalen Attributs in der deutschen Sprache der Gegenwart*. Berlin: de Gruyter.
- Schlücker, Barbara (2014): *Grammatik im Lexikon. Adjektiv-Nomen-Verbindungen im Deutschen und Niederländischen*. Berlin, Boston: De Gruyter (=Linguistische Arbeiten 553).
- Schmale, Günter, Hg. (2011): *Das Adjektiv im heutigen Deutsch. Syntax, Semantik, Pragmatik*. Tübingen: Stauffenburg.
- Schwarze, Christoph (1988): *Grammatik der italienischen Sprache*. Tübingen: Niemeyer.
- Silverstein, Michael (1979): „Language Structure and Linguistic Ideology“. In: Clyne, Paul et al. (eds.): *The Elements: A parasession on linguistic units and levels*. Chicago: Chicago Linguistic Society. S. 193–247.
- Warren, Beatrice (1984): *Classifying Adjectives*. Göteborg: Acta Univ. Gotheb.

Außerdem vom Autor bei universi erschienen:

Clemens Knobloch

Das sogenannte Gute.

Zur Selbstmoralisierung der Meinungsmacht

Aufsätze und Vorträge

Siegen: universi 2018, kart., 314 S.

ISBN 978-3-96182-026-9

Clemens Knobloch

Umfelder des Sprechens.

Sprachtheoretische Versuche über das Gemeinte

Siegen: universi 2020, kart., 360 S.

ISBN 978-3-96182-068-9

Die Versuche, grammatische Wortklassen wie die „Adjektive“ semantisch, d. h. über ihren Beitrag zur Analyse der außersprachlichen Wirklichkeit zu bestimmen, haben eine ehrwürdige, bis in die Antike zurückreichende Tradition. Entsprechend groß sind die Widerstände, mit denen zu rechnen hat, wer diesen Pfad verlässt oder auch nur in Frage stellt.

Das Adjektiv steht (wie alle schulgrammatischen Wortartbegriffe) für eine hybride Konstruktion. Es kombiniert heterogene Gesichtspunkte: ein Spektrum typischer syntaktischer Verwendungsmöglichkeiten, morphologische Besonderheiten, semantische Eigenschaften – zusammengehalten durch die Funktion der Modifizierung.

Der Band besteht aus zwei Teilen. Den ersten Teil bildet eine ausgearbeitete Vorlesung zur Wortart Adjektiv im Deutschen, entworfen mit dem Anspruch, nicht einfach zu kompilieren, was Grammatiker und Linguisten in der Vergangenheit über das Adjektiv geschrieben haben, sondern Verbindungen herzustellen zu allgemein sprachtheoretischen Fragen der Darstellungstechnik. Auf die einleitenden Kapitel der Vorlesung folgen dann drei selbständige und weiterführende Aufsätze zu Adjektivproblemen.

CLEMENS KNOBLOCH, Jahrgang 1951, ist Sprach- und Kommunikationswissenschaftler. Von 1991 bis 2016 lehrte er Germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Siegen. Veröffentlichungen zu den Themenfeldern: Öffentliche und politische Kommunikation, Deutsche Grammatik, Geschichte der Sprachwissenschaft, Sprachpsychologie und Spracherwerb.